

HEINRICH STILLINGS
JUGEND, JÜNGLINGSJAHRE
UND WANDERSCHAFT

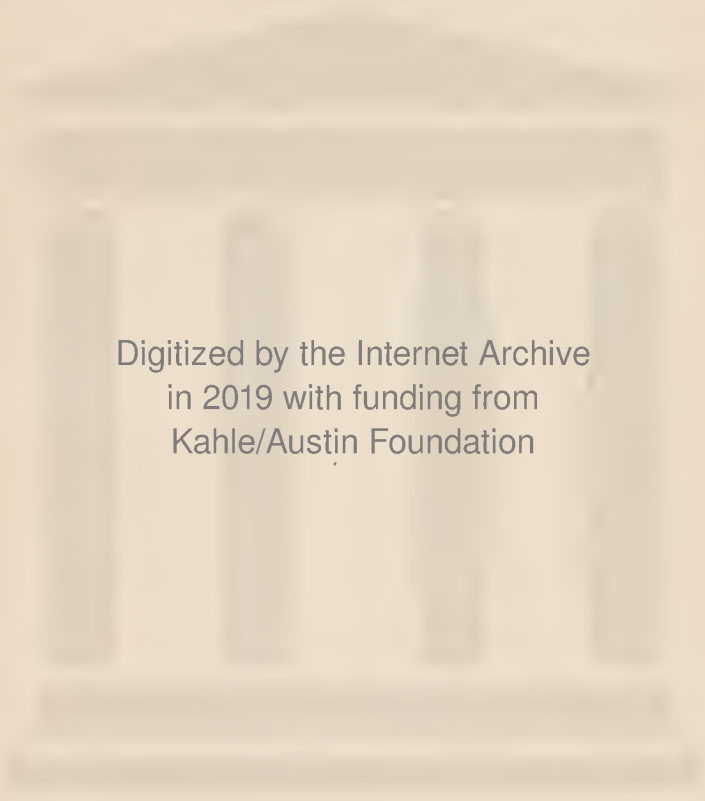
HAMBURGISCHE
HAUSBIBLIOTHEK

NUNC COGNOSCO EX PARTE



TRENT UNIVERSITY
LIBRARY

SEP 27 1967



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

HAMBURGISCHE HAUSBIBLIOTHEK

HERAUSGEGEBEN
IM AUFTRAGE DER GESELLSCHAFT
HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE, DER
PATRIOTISCHEN GESELLSCHAFT
UND DER LEHRERVEREINIGUNG
FÜR DIE PFLEGE DER
KÜNSTLERISCHEN
BILDUNG

HAMBURG 1904
ALFRED JANSSEN

HEINRICH STILLINGS JUGEND, JÜNGLINGSJAHRE UND WANDERSCHAFT

EINE WAHRHAFTE GESCHICHTE
VON IHM SELBST ERZÄHLT

1. — 5. TAUSEND

HAMBURG 1904
ALFRED JANSSEN

König'sche Hofbibliothek. München, August 1907

PT2370.J7Z2 1904

VORWORT

Eine Sammlung, die das Beste und Bleibende aus unserer Literatur versammeln will, darf an Jung-Stillings Jugendgeschichte nicht vorübergehen. Wenn jemals, so ist Goethes Wort: „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange bleibt sich des rechten Weges wohl bewußt“, hier bestätigt worden. Geboren als Sproß einer Bauern- und Kohlenbrennerfamilie, fühlt Johann Heinrich Jung schon früh in sich und andere fühlen an ihm höhere Bestimmungen vor. Er lernt das Schneiderhandwerk und Latein, unterrichtet sich selbst in allem, was ihm erreichbar wird, ohne Ordnung und Wahl, wird von früher Jugend an durch eine drangvolle Abwechslung von Schulmeisterei und Schneiderei hindurchgetrieben, bis er als Handlungs- und Wirtschaftsgehilfe einen Gönner findet, der nach einer Art Plan an seiner Weiterausbildung arbeitet. Er lernt moderne Sprachen und Griechisch, treibt Philosophie und wird durch eine plötzliche, aber auf Beobachtung ruhende Erkenntnis seines Gönners auf das Studium der Medizin, durch eine zufällige Begegnung auf die Augenheilkunde gewiesen, in der er später einen so glänzenden Namen erwerben sollte. Gönner und Gegner, Freunde, Feinde und der Zufall arbeiten an seinem Charakter, nur die weibliche Einwirkung fehlt. Dafür gerät er als verspäteter Student in Straßburg in den nächsten Umgangskreis des jungen Goethe und gewinnt dessen Herzensfreundschaft. Er selbst geht durch alles das hindurch wie ein Hellseher, im finstersten Tal vertrauend der Magnethadel in seinem Innern, ohne zu wissen, wohin sie ihn führen wird. So wird er Arzt in Elberfeld, wird der berühmte, überallhin gerufene Augenoperateur, später Professor der Staats- und Kameralwissenschaften in Kaiserslautern, Heidelberg, Marburg, endlich der Freund des edlen Markgrafen Karl Friedrich von Baden und von hier aus, wie einst Gellert, der Vertraute und Ratgeber aller still kämpfenden Seelen im weiten Vaterlande. Jener Magnet aber in seinem Innern — wir würden ihn die stumme Forde-

rung seiner innersten Natur nennen; die jungen Zukunftsgeister um Goethe nannten so etwas den Genius des Menschen oder sein „Genie“, das blinde Vertrauen darauf nannte er selbst — das Vertrauen auf Gott. Und hier berühren wir die andere Seite seiner „wahrhaften Geschichte“, die ihr nicht minder das Anrecht auf Ewigkeitsgeltung sichert. In Jungs Familie war eine tief innerliche Frömmigkeit gewissermaßen erblich, die aber mit klarer Beurteilung und kräftiger Handhabung der Weltverhältnisse in inniger Beziehung, ja Wechselwirkung stand. Davon ist auf ihn die fromme Lebensstimmung übergegangen in der Form, daß er gewissermaßen von Natur in seinem Herzen unmittelbar in und mit Gott lebte, sozusagen mit ihm umging, aufstand und sich niederlegte, während dagegen die Welt seinen Blicken entschwand oder nur so weit in seinen Gesichtskreis eintrat, als sie die Stätte des Wirkens seines Gottes und die ihm von Gott angewiesene Stätte seines eigenen künftigen Wirkens war. Denn in der Welt hat er keine eigenen Zwecke, sondern kennt nur Zwecke Gottes mit ihm. Er hat nur die Pflicht, seinen Willen in die Richtung dieser Zwecke einzustellen, die endgültige Durchführung kann er getrost Gott überlassen: will Gott sie, so wird er sie durchführen, führt er sie nicht durch, so hat das menschliche Meinen ihre Ankündigungen im Gemüt falsch gedeutet; der Fehler ist sein und muß verbessert werden. So kann er sich in den dunkelsten Wirrnissen seiner Jugend trösten: „Es wäre doch entsetzlich, wenn Gott mir Triebe und Neigungen in die Seele gelegt hätte und seine Vorsehung verweigerte mir die Befriedigung derselben“ (S. 128). Als er in gänzlicher Mittellosigkeit dem Studium auf der fernen Universität entgegensieht, noch dazu mit der Verantwortung eines eben geschlossenen Verlöbnisses belastet, da steigert seine Zuversicht sich sogar zum Humor: „Mich soll doch verlangen, wo mein Vater im Himmel Geld für mich zusammentreiben wird“ (S. 242). Diese fromme Stimmung eines Herzens, das in Gott lebt und in Gott ruht, für das die Welt nur gleichsam eine durchsichtige Behausung ist, durch deren Wände es allezeit den ungehinderten Durchblick zu Gott hat, ist eine der Grundformen aller Frömmigkeit, die namentlich in Deutschland zu allen Zeiten, zu Jungs Zeit in den „Stillen im Lande“ ihre Vertreter

hatte. Seit der deutschen Mystik aber hat sie keinen so vollkommenen Ausdruck gefunden wie in Jungs, der sich Stilling nannte, Jugendgeschichte. Und darum, als der klassische Ausdruck einer bleibenden Form menschlichen Innenlebens, hat diese Geschichte ein Anrecht auf ewiges Leben in unserer Literatur, sofern wir diese als die Selbstdarstellung des deutschen Volksgeistes in Rede und Schrift fassen.

Als der Student Jung den trotzigsten Trumpf seines Gottvertrauens ausspielte, indem er mitten in seinem Studium und kurz vor seinem Examen seine kränkliche Braut heiratete, da war es Goethe, der den Zurückkehrenden empfing mit den Worten: „Du bist ein exzellenter Junge“ (S. 267). Das setzt nicht nur Verständnis, sondern auch Hochschätzung dieser Lebensstimmung voraus. Woher diese und woher die „Herzensfreundschaft“ zwischen beiden Männern, die — anders als z. B. zwischen Goethe und Lavater — ein Leben hindurch dauerte? Die Verschiedenheit zwischen den beiden ist doch nicht so groß, als man vielleicht annehmen möchte, und vor allem keine grundsätzliche. Denn auch Goethe ist, wie Bielschowsky ihn nennt, ein „Gottsucher“ gewesen, nur nimmt sein Suchen den Umweg über die Welt. Jungs Gottesgefühl überfliegt diese und nimmt seinen Standpunkt von vornherein bei Gott; Goethe sieht in der Welt die gesetzmäßige Offenbarung Gottes und sucht sich darum durch ihre Erforschung Gott zu nähern, seine ganze naturwissenschaftliche Arbeit hat ihm unter diesem Gesichtspunkt gestanden. Man sieht: Die beiden Standpunkte sind nur die entgegengesetzten Pole einer und derselben Linie, auf der beide Männer stehen. Und da beide vollkommen ehrlich waren, keiner irgendwo eigennützige Hintergedanken hegte, so vermochte jeder im anderen den verwandten Trieb und in der Verschiedenheit die gottgewollte Mannigfaltigkeit der Form zu erkennen — getreu dem Goetheschen Grundsatz: „Gott anzuerkennen, wo und wie immer er sich offenbaren möge.“ Nehmen wir dazu noch die völlige Anspruchslosigkeit, Natürlichkeit und Durchsichtigkeit der Form in Jungs treuherziger Erzählung, so wird es völlig verständlich, warum gerade Goethe unseren Jung-Stilling nicht nur antrieb, seine Geschichte niederzuschreiben, sondern die niedergeschriebene auch ohne sein Vorwissen zum Druck beförderte. Ein bleibender Gehalt, eine durchsichtige

Form — das sind die Merkmale des Klassischen. In beiderlei Hinsicht hat also die nachfolgende Lebensgeschichte ein Anrecht auf einen Platz unter den klassischen Werken unserer Literatur.

Wir geben hier die Jugend-, die Jünglings- und die Wanderjahre und schließen mit der Niederlassung des Arztes in Elberfeld. Es folgten später noch das „häusliche Leben“, die „Lehrjahre“ und das „Alter“. Die Vorzüge der ersten Gaben nehmen in den späteren Teilen allmählich ab, wie überall, wo eine aus dem vollen Drang des Herzens hervorgewachsene Leistung später mit Absicht fortgesetzt wird. So verdrängt auch hier eine gewisse Absichtlichkeit immer mehr die einstige Frische und Unmittelbarkeit, nämlich die Absicht, aus Stillings Lebensführungen eine gewisse Lehrauffassung von Gott und göttlichen Dingen zu beweisen. Blieb der Verfasser vor geistlichem Hochmut auch durch die Wahrhaftigkeit seines Gemüts bewahrt, so mußte die lehrhafte Einseitigkeit ihn doch von Goethe immer weiter entfernen. Zwar die persönliche Achtung blieb, aber als Goethe auf der zweiten Rheinreise im Jahre 1815 den Jugendfreund in Karlsruhe aufsuchte, da fand sich's, daß beide sich nichts mehr zu sagen hatten. Am 2. April 1817 ist „Vater Stilling“ gestorben.

Nach der Gewohnheit der Zeit sind in der nachfolgenden Erzählung die wahren Namen durch erdichtete ersetzt. Die Ortsnamen bewegen sich sämtlich entweder in der Umgegend von Siegen (Salen) im Quellgebiet der Sieg und Lahn, oder in der von Elberfeld (Schönental). Soweit es mir mit den erhältlichen Mitteln möglich war, habe ich die richtigen Namen ermittelt und setze sie hier unten den erdichteten in alphabetischer Ordnung gegenüber. Die Namen Dornfeld, Holzheim, Kleinhoven, Lahnburg, Rasenheim, Rotenbeck, Rothagen habe ich nicht sicher deuten können.

Dorlingen = Plettenberg
 Florenburg = Hilchenbach
 Friedenberg = Heyder
 Geißenberg = Ginsberg
 Goldmann = Pastor Göbel in
 Netfen (oder Netphen)
 Kleefeld = Kläfeld
 Leindorf = Kredenbach
 Lichthausen = Litfeld
 Pastor Moritz = Fischer

Preysingen = Dreisbach
 Saal = Sieg
 Salen = Siegen
 Schauberg = Solingen
 Schönental = Elberfeld
 Pastor Stollbein = Seelbach
 Kaufmann Spanier = Flender
 Tiefenbach = Im Grund
 Waldstätt = Rade vorm Wald
 Zellberg = Auf der Lützel

ADOLF METZ

I

HEINRICH STILLINGS JUGEND

In Westfalen liegt ein Kirchensprengel in einem sehr bergigen Landstriche, auf dessen Höhen man viele kleine Grafschaften und Fürstentümer übersehen kann. Das Kirchdorf heißt Florenburg; die Einwohner aber haben von alters her einen großen Ekel vor dem Namen eines Dorfes gehabt und daher, ob sie gleich auch von Ackerbau und Viehzucht leben müssen, vor den Nachbarn, die bloße Bauern sind, immer einen Vorzug zu behaupten gesucht, die ihnen aber auch dagegen nachsagten, daß sie vor und nach den Namen Florendorf verdrängt und statt dessen Florenburg eingeführt hätten. Dem sei aber wie ihm wolle, es ist wirklich ein Magistrat daselbst, dessen Haupt zu meiner Zeit Johannes Henrikus Scultetus war. Ungeschlachte, unwissende Leute nannten ihn außer dem Rathause Meister Hans, hübsche Bürger pflegten doch auch wohl Meister Schulde zu sagen.

Eine Stunde von diesem Orte südostwärts liegt ein kleines Dörfchen, Tiefenbach, von seiner Lage zwischen Bergen so genannt, an deren Füßen die Häuser zu beiden Seiten des Wassers hängen, das sich aus den Tälern von Süd und Nord her just in die Enge und Tiefe zum Fluß sammelt. Der östliche Berg heißt der Giller, geht steil auf, und seine Fläche, nach Westen gekehrt, ist mit Maibuchen dicht bewachsen. Von ihm ist eine Aussicht über Felder und Wiesen, die auf beiden Seiten durch hohe verwandte Berge gesperrt wird. Sie sind ganz mit Buchen und Eichen bepflanzt, und man sieht keine Lücke, außer wo manchmal ein Knabe einen Ochsen hinauftreibt und Brennholz auf halbgebahntem Wege zusammenschleppt.

Unten am nördlichen Berge, der Geißenberg genannt, der wie ein Zuckerhut gegen die Wolken steigt und auf dessen Spitze Ruinen eines alten Schlosses liegen, steht ein Haus, worin Stillings Eltern und Voreltern gewohnt haben.

Vor ungefähr dreißig Jahren lebte noch darin ein ehrwürdiger Greis, Eberhard Stilling, ein Bauer und Kohlenbrenner. Er hielt sich den ganzen Sommer durch im Walde auf und brannte Kohlen; kam aber wöchentlich einmal nach Hause, um nach seinen Leuten zu sehen und sich wieder auf eine Woche mit Speisen zu versorgen. Er kam gewöhnlich Sonnabend abends, um den Sonntag nach Florenburg in die Kirche gehen zu können, allwo er ein Mitglied des Kirchenrats war. Hierin bestanden auch die mehresten Geschäfte seines Lebens. Sechs großgezogene Kinder hatte er, wovon die zwei ältesten Söhne, die vier jüngsten aber Töchter waren.

Einstmals als Eberhard den Berg herunterkam und mit dem ruhigsten Gemüte die untergehende Sonne betrachtete, die Melodie des Liedes: „Der lieben Sonne Lauf und Pracht hat nun den Tag vollführet“ auf einem Blatt pfiß und dabei das Lied durchdachte, kam sein Nachbar Stähler hinter ihm her, der ein wenig geschwinder gegangen war und sich eben nicht viel um die untergehende Sonne bekümmert haben mochte. Nachdem er eine Weile schon nahe hinter ihm gewesen, auch ein paarmal fruchtlos gehustet hatte, fing er ein Gespräch an, das ich hier wörtlich beifügen muß.

„Guten Abend, Ebert!“

„Dank hab, Stähler!“ indem er fortfuhr auf dem Blatt zu pfeifen.

„Wenn das Wetter so bleibt, so werden wir unser Gehölz bald zugerichtet haben. Ich denke, dann sind wir in drei Wochen fertig.“

„Es kann sein.“ Nun pfiß er wieder fort.

„Es will so nicht recht mehr mit mir fort, Junge! Ich bin schon achtundsechzig Jahr alt, und du wirst halt siebzig haben.“

„Das soll wohl sein. Da geht die Sonne hinter dem

Berg unter, ich kann mich nicht genug freuen über die Güte und Liebe Gottes. Ich war soeben in Gedanken darüber; es ist auch Abend mit uns, Nachbar Stähler! der Schatten des Todes steigt uns täglich näher, er wird uns erwischen, ehe wir uns versehen. Ich muß der ewigen Güte danken, die mich nicht nur heute, sondern den ganzen Lebenstag hindurch mit vielem Beistand getragen, erhalten und versorgt hat.“

„Das kann wohl sein!“

„Ich erwarte auch wirklich ohne Furcht den wichtigen Augenblick, wo ich von diesem schweren, alten und starren Leib befreit werden soll, um mit den Seelen meiner Voreltern und andrer heiliger Männer in einer ewigen Ruhe umgehen zu können. Da werde ich finden: Doktor Luther, Calvinus, Oecolampadius, Bucerus und andre mehr, die mir unser seliger Pastor, Herr Winterberg, so oft gerühmt und gesagt hatte, daß sie, nächst den Aposteln, die frömmsten Männer gewesen.“

„Das kann möglich sein! Aber sage mir, Ebert, hast du die Leute, die du da herzahlst, nicht gekannt?“

„Wie schwatzest du? die sind über zweihundert Jahre tot.“

„So! — das wäre!“

„Dabei sind alle meine Kinder groß, sie haben schreiben und lesen gelernt, sie können ihr Brot verdienen und haben mich und meine Margarete bald nicht mehr nötig.“

„Nötig? — hat sich wohl! — Wie leicht kann sich ein Mädchen oder Junge verlaufen, sich irgend mit armen Leuten abgeben und seiner Familie einen Klatsch anhängen, wenn die Eltern nicht mehr achtgeben können!“

„Vor dem allem ist mir nicht bange. Gottlob! daß mein Achtgeben nicht nötig ist. Ich habe meinen Kindern durch meine Unterweisung und Leben einen so großen Abscheu gegen das Böse eingepflanzt, daß ich mich nicht mehr zu fürchten brauche.“

Stähler lachte herzlich, eben wie ein Fuchs lachen

würde, wenn er könnte, der dem wachsamem Hahn ein Hühnchen entführt hat, und fuhr fort:

„Ebert, du hast viel Vertrauen auf deine Kinder. Ich denke aber, du wirst wohl die Pfeife in den Sack stecken, wenn ich dir alles sagen werde, was ich weiß.“

Stilling drehte sich um, stand und stützte sich auf seine Holzsaxt, lächelte mit dem zufriedensten und zuversichtlichsten Gesichte und sagte: „Was weißest du denn, Stähler, das mir so weh in der Seele tun soll?“

„Hast du gehört, Nachbar Stilling, daß dein Wilhelm, der Schulmeister, heiratet?“

„Nein, davon weiß ich noch nichts.“

„So will ich dir sagen, daß er des vertriebenen Predigers Morizens Tochter zu Lichthausen haben will, und daß er sich mit ihr versprochen hat.“

„Daß er sich mit ihr versprochen hat, ist nicht wahr; daß er sie aber haben will, das kann sein.“

Nun gingen sie wieder.

„Kann das sein? Ebert! — Kannst du das leiden? Ein Bettelmensch, das nichts hat, kannst du das deinem Sohne geben?“

„Gebettelt haben des ehrlichen Mannes Kinder nie; und wenn sie es hätten? — Aber welche Tochter mag es sein? Moriz hat zwei Töchter.“

„Dortchen.“

„Mit Dortchen will ich mein Leben beschließen. Nie will ich es vergessen! Sie kam einmal zu mir auf einen Sonntag nachmittag, grüßte mich und Margarete von ihrem Vater, setzte sich und schwieg. Ich sah ihr an den Augen an, daß sie 'was wollte, auf den Backen aber las ich, daß sie es nicht sagen konnte. Ich fragte sie, braucht ihr 'was? Sie schwieg und seufzte. Ich ging und holte ihr vier Reichstaler; da! sagte ich, die will ich euch leihen, bis ihr mir sie wiedergeben könnt.“

„Du hättest sie ihr wohl schenken können; die bekommst du dein Lebetag nicht wieder.“

„Das war auch meine Meinung, daß ich ihr das Geld schenken wollte. Hätte ich es ihr aber gesagt, das Mädchen

hätte sich noch mehr geschämt. Ach, sagte sie, bester, liebster Vater Stilling! (das gute Kind weinte blutige Tränen) wenn ich sehe, wie mein alter Papa sein trocken Brot im Munde herumschlägt und kann es nicht kauen, so blutet mir das Herz. — Meine Margarete lief, holte einen großen Topf süße Milch, und seitdem hat sie alle Woche ein paarmal süße Milch dahin geschickt.“

„Und du kannst leiden, daß Wilhelm das Mädchen nimmt?“

„Wenn er es haben will, von Herzen gern. Gesunde Leute können 'was verdienen, reiche Leute können das ihrige verlieren.“

„Du hast vorhin gesagt, du wüßtest noch nichts davon. Du weißt doch, wie du sagst, daß er sich noch nicht mit ihr versprochen hat.“

„Das weiß ich! — Er fragt mich gewiß vorher.“

„Hör'! Er dich fragen? Ja, da kannst du lange warten!“

„Stähler! ich kenne meinen Wilhelm, ich habe meinen Kindern immer gesagt, sie könnten so arm und so reich heiraten als sie wollten und könnten, sie sollten nur auf Fleiß und Frömmigkeit sehen. Meine Margarete hatte nichts, und ich ein Gut mit vielen Schulden. Gott hat mich gesegnet, ich kann jedem hundert Gulden bar mitgeben.“

„Ich bin kein Gleichvielsmann, wie du! Ich muß wissen was ich tue, und meine Kinder sollen heiraten, wie ich's fürs beste erkenne.“

„Ein jeder macht die Schuh' nach seinem Leisten,“ sagte Stilling. Nun war er nah vor seiner Haustür.

Margarete Stilling hatte schon ihre Töchter zu Bette gehen lassen. Ein Stück Pfannenkuchen stand für ihren Ebert auf einem irdenen Teller in der heißen Asche; sie hatte auch noch ein wenig Butter dazu getan. Ein Kümpehen mit gebrockter Milch stand auf der Bank, und sie begann zu sorgen, wo ihr Mann wohl so lange bleiben möchte. Indem rasselte die Klinke an der Tür und er trat herein. Sie nahm ihm seinen leinenen Quersack von der Schulter, deckte den Tisch und brachte ihm sein

Essen. „Jemini,“ sagte Margarete, „der Wilhelm ist noch nicht hier. Es wird ihm doch nicht etwa ein Unglück begegnet sein. Sind auch wohl Wölfe hier herum?“ — „Hat sich wohl,“ sagte der Vater und lachte: denn das war so seine Gewohnheit, er lachte oft hart, wenn er ganz allein war.

Der Schulmeister, Wilhelm Stilling, trat hierauf in die Stube. Nachdem er seine Eltern mit einem guten Abend begrüßt, setzte er sich auf die Bank, legte die Hand an den Backen und war tiefsinnig. Er sagte lange kein Wort. Der alte Stilling stocherte seine Zähne mit einem Messer, denn das war so seine Gewohnheit nach Tische zu tun, wenn er auch schon kein Fleisch gegessen hatte. Endlich fing die Mutter an: „Wilhelm, mir war schon bang, dir sollte 'was widerfahren sein, weil du so lange ausbleibst.“ Wilhelm antwortete: „O! Mutter! das hat keine Not. Mein Vater sagt ja oft, wer auf seinen Berufswegen geht, darf nichts fürchten.“ Hier wurde er bald bleich, bald rot; endlich brach er stammelnd los und sagte: „Zu Lichthausen (so hieß der Ort, wo er Schule hielt und dabei den Bauern ihre Kleider machte) wohnt ein armer vertriebener Prediger; ich wäre wohl willens, seine jüngste Tochter zu heiraten; wenn ihr beide Eltern es zufrieden seid, so wird sich kein Hindernis mehr finden.“ „Wilhelm,“ antwortete der Vater, „du bist dreiundzwanzig Jahre alt; ich habe dich lehren lassen, du hast Erkenntnis genug, kannst dir aber in der Welt nicht selber helfen, denn du hast gebrechliche Füße; das Mädchen ist arm und zur schweren Arbeit nicht angeführt; was hast du für Gedanken, dich ins künftige zu ernähren?“ Der Schulmeister antwortete: „Ich will mit meiner Hantierung mich schon durchbringen und mich im übrigen ganz der göttlichen Vorsorge übergeben; die wird mich und meine Dorte ebensowohl nähren, als alle Vögel des Himmels.“ — „Was sagst du, Margaret?“ sprach der Alte. — „Hm! was sollt' ich sagen,“ versetzte sie: „weißt du noch, was ich dir zur Antwort gab in unsern Brauttagen? Laß uns Wilhelm mit seiner Frau zu uns nehmen, er kann sein Handwerk treiben.“

Dorte soll mir und meinen Töchtern helfen, so viel sie kann. Sie lernt noch immer etwas, denn sie ist noch jung. Sie können mit uns an den Tisch gehen; was er verdient, das gibt er uns, und wir versorgen dann beide mit dem Nötigen: so geht's, mein' ich, am besten.“ — „Wenn du meinst,“ erwiderte der Vater, „so mag er das Mädchen holen. Wilhelm! Wilhelm! denke, was du tust, es ist nichts Geringes. Der Gott deiner Väter segne dich mit allem, was dir und deinem Mädchen nötig ist.“ Wilhelm standen die Tränen in den Augen. Er schüttelte Vater und Mutter die Hand, versprach ihnen alle Treue und ging zu Bette. Und nachdem der alte Stilling sein Abendlied gesungen, die Tür mit dem hölzernen Wirbel zugeklemmt, Margarete aber nach den Kühen gesehen hatte, ob sie alle lägen und wiederkäueten, so gingen sie auch schlafen.

Wilhelm kam auf seine Kammer, an welcher nur ein Laden war, der aber ebenso genau nicht schloß, daß nicht soviel Tag hätte durchschimmern können, um zu wissen, ob man aufstehen müsse. Dieses Fenster war noch offen, daher trat er an dasselbe, es sah gerade gegen den Wald hin, alles war in tiefer Stille, nur zwei Nachtigallen sangen wechselsweise auf das allerlieblichste. Dieses war Wilhelm öfters ein Wink gewesen. Er sank an der Wand nieder. O Gott! seufzte er, dir dank' ich, daß du mir solche Eltern gegeben hast! O laß sie Freude an mir sehen! Laß mich ihnen nicht zur Last sein! Dir dank' ich, daß du mir eine tugendhafte Frau gibst! O segne mich! — Tränen und Empfindungen hemmten ihm die Sprache, und da redete sein Herz unaussprechliche Worte, welche nur die Seelen empfinden und kennen, die sich in gleicher Lage befunden haben.

Nie hat jemand sanfter geschlafen, als der Schulmeister. Sein inniges Vergnügen weckte ihn des Morgens früher als sonst. Er stand auf, ging hinaus in den Wald und erneuerte alle seine heiligen Vorsätze, die er je in seinem Leben sich vorgenommen hatte. Um sieben Uhr ging er wieder nach Haus und aß mit seinen Eltern und

Schwestern die süße Milchsuppe und ein Butterbrot. Nachdem sich nun der Vater zuerst, hernach auch der Sohn den Bart abgemacht, die Mutter aber mit den Töchtern sich beratschlagt, wer unter ihnen zu Hause bleiben und wer in die Kirche gehen sollte, so zog man sich an. Dieses alles war in einer halben Stunde geschehen; sodann gingen die Töchter vor, darnach Wilhelm und zu hinterst der Vater mit seinem dicken Dornenstocke. Wenn der alte Stilling mit seinen Kindern ausging, so mußten sie allemal vor ihm gehen, damit er, wie er zu sagen pflegte, den Gang und die Sitten seiner Kinder sehen und sie zur Ehrbarkeit anhalten könnte.

Nach der Predigt ging Wilhelm wieder nach Lichthausen, wo er Schulmeister war, und wo auch sein älterer verheirateter Bruder, Johann Stilling, wohnte. In einem andern Nachbarhause hatte der alte Pastor Moriz mit seinen zwei Töchtern ein paar Kammern gemietet, in welchen er sich aufhielt. Als nun Wilhelm nachmittags seinen Bauern eine Predigt in der Kapelle vorgelesen und mit ihnen nach altem Brauch ein Lied gesungen, so eilte er, so geschwind als es nur seine gebrechlichen Füße zulassen wollten, zu Herrn Moriz. Der alte Mann saß eben vor seinem Klavier und spielte ein geistlich Lied. Sein Schlafrock war sehr reinlich und schön gewaschen, nirgends sah man einen Riß, aber wohl hundert Lappen. Neben ihm auf einer Kiste saß Dorthe, ein Mädchen von zweiundzwanzig Jahren, ebenfalls sehr reinlich, aber ärmlich angezogen, die gar anmutig das Lied zu ihres Vaters Melodie sang. Sie winkte ihrem Wilhelm heiter lächelnd. Er setzte sich zu ihr und sang mit ihr aus ihrem Buch. Sobald das Lied zu Ende war, grüßte der Pastor Wilhelm und sagte: „Schulmeister, ich bin nie vergnügter, als wenn ich spiele und singe. Wie ich noch Prediger war, da ließ ich manchmal lange singen, weil unter soviel vereinigten Stimmen das Herz weit über alles Irdische sich wegschwingt. Doch ich muß etwas andres mit Euch reden. Mein Dortchen hat mir gestern abend herausgestammelt, daß es Euch lieb habe; ich bin aber

arm; was sagen Eure Eltern?“ — „Sie sind mit allem herzlich wohl zufrieden,“ antwortete Wilhelm. Dortchen drangen Tränen aus ihren hellen Augen, und der alte ehrwürdige Mann stand auf, nahm seiner Tochter rechte Hand, gab sie Wilhelm und sagte: „Ich habe nichts in der Welt als zwei Töchter; diese ist mein Augapfel! nimm sie, Sohn! nimm sie!“ — Er weinte — „der Segen Jehovas triefe auf euch herunter und mache euch gesegnet vor ihm und seinen Heiligen und gesegnet vor der Welt! Eure Kinder müssen wahre Christen werden, eure Nachkommen seien groß! Sie müssen angeschrieben stehen im Buche des Lebens! Mein ganzes Leben war Gott geheiligt; unter vielen Schwachheiten, aber ohne Anstoß hab’ ich gewandelt und alle Menschen geliebt; dies sei auch eure Richtschnur, so werden meine Gebeine in Frieden ruhen!“ Er wischte sich hier die Augen. Beide Verlobte küßten ihm Hände, Backen und Mund und hernach auch sich selbst zum erstenmal, und so saßen sie wieder nieder. Der alte Herr fing hierauf an: „Aber, Dortchen, dein Bräutigam hat gebrechliche Füße, hast du das noch nicht gesehen?“ — „Ja, Papa,“ sagte sie, „ich hab’s gesehen; aber er redet immer so gut und so fromm mit mir, daß ich selten acht auf seine Füße gebe.“

„Gut, Dortchen, die Mädchen pflegen doch auch wohl auf die Leibesgestalt zu sehen.“

„Ich auch, Papa,“ gab sie zur Antwort; „aber Wilhelm gefällt mir so, wie er ist. Hätte er nun gerade Füße, so wäre er Wilhelm Stilling nicht, und wie würde ich ihn denn lieb haben können?“

Der Pastor lächelte zufrieden und fuhr fort: „Du wirst nun diesen Abend auch die Küche bestellen müssen, denn der Bräutigam muß mit dir essen.“ — „Ich hab’ nichts,“ sagte die unschuldige Braut, „als ein wenig Milch, Käse und Brot: wer weiß aber, ob mein Wilhelm damit zufrieden ist?“ — „Ja,“ versetzte Wilhelm, „ein Stück trocken Brot mit euch zu essen, ist angenehmer, als fette Milch mit Weißbrot und Eierpfannenkuchen.“ Herr Moriz zog indessen seinen abgetragenen braunen Rock mit

schwarzen Knöpfen und Knopflöchern an, nahm sein lackiert gewesenes Rohr, ging und sagte: „Da will ich zum Amtsverwalter gehen, er wird mir seine Flinte leihen, und dann will ich sehen, ob ich etwas schießen kann.“ Das tat er oft, denn er war in seiner Jugend ein Freund von der Jagd gewesen.

Nun waren unsre Verlobten allein, und das hatten sie beide gewünscht. Wie er fort war, schlugen sie die Hände ineinander, saßen nebeneinander und erzählten sich, was ein jedes empfunden, geredet und getan, seitdem sie sich einander gefallen hatten. Sobald sie fertig waren, fingen sie wieder von vorne an und gaben der Geschichte vielerlei Wendungen; so war sie immer neu: für alle Menschen langweilig, nur für sie nicht.

Friederike, Morizens andre Tochter, unterbrach dieses Vergnügen. Sie stürmte herein, indem sie ein altes Historienlied dahersang. Sie stutzte. „Störe ich euch?“ fragte sie. — „Du störst mich nie,“ sagte Dortchen; „denn ich gebe niemals acht auf das, was du sagst oder tust.“ — „Ja, du bist fromm,“ versetzte jene; „aber du darfst doch so nah bei dem Schulmeister sitzen? doch der ist auch fromm.“ — „Und noch dazu dein Schwager,“ fiel ihr Dorthe in die Rede, „heute haben wir uns versprochen.“ — „Das gibt also eine Hochzeit für mich,“ sagte Friederike und hüpfte wieder zur Tür hinaus.

Indem sie so vergnügt beisammen saßen, stürmte Friederike wütend wieder in die Kammer. „Ach!“ rief sie stammelnd, „da bringen sie meinen Vater blutig ins Dorf. Jost, der Jäger, schlägt ihn noch immer, und drei von des Junkers Knechten schleppen ihn fort. Ach! sie schlagen ihn tot!“ Dortchen tat einen hellen Schrei und flog zur Tür hinaus. Wilhelm eilte ihr nach, aber der gute Mensch konnte nicht so geschwind fort, wie die Mädchen. Sein Bruder Johann wohnte nah bei Moriz, dem rief er. Diese beide gingen dann auf den Lärm zu. Sie fanden Moriz in dem Wirtshause auf einem Stuhl sitzen; seine grauen Haare waren von Blut zusammengebacken; die Knechte und der Jäger standen um ihn, fluchten, spotteten, knüpf-

ten ihm Fäuste vor die Nase, und eine geschossene Schnepfe lag vor Moriz auf dem Tisch. Der unparteiische Wirt trug ruhig Branntwein zu. Friederike bat flehentlich um Gnade und Dortchen um ein wenig Branntwein, dem Vater den Kopf zu waschen: allein sie hatte kein Geld, zu bezahlen, und der Schaden war auch zu groß für den Wirt, ihr ein halbes Glas zu schenken. Doch wie die Weiber von Natur barmherzig sind, so brachte die Wirtin einen Scherben, der unter dem Zapfen des Branntweinfasses gestanden, und daraus wusch Dortchen dem Vater den Kopf. Moriz hatte schon vielmal gesagt, daß ihm der Junker Erlaubnis gegeben, soviel zu schießen, als ihm beliebte; allein, der war nun jetzt zum Unglücke verweist; der Pastor schwieg daher still und entschuldigte sich nicht mehr. So standen die Sachen, als die Gebrüder Stilling ins Wirtshaus kamen. Die erste Rache, die sie nahmen, war an einem Branntweinglase, womit der Wirt aus dem Keller kam, und es sehr behutsam trug, um nichts zu verschütten; wiewohl diese Vorsicht gar nicht nötig war, denn das Glas war über ein Viertel leer. Johann Stilling wischte dem Wirt über die Hand, daß das Glas gegen die Wand fuhr und in tausend Stücke sprang. Wilhelm aber war schon in der Stube, griff seinen Schwiegervater an der Hand und führte ihn mit solchem Ernst aus der Stube, gleich als wenn er der Junker selbst gewesen wäre; sagte aber niemand etwas, sondern schwieg ganz still. Der Jäger und die Knechte drohten, hielten bald hier, bald da; allein Wilhelm, der desto stärker in den Armen war, je schwächer seine Füße waren, sah und hörte nicht, schwieg immer still und arbeitete nur Moriz los. Wo er an seinem Rock eine zugeklemmte Hand fand, die brach er auf, und so brachte er ihn vor die Tür. Johann Stilling aber redete mit den Jägern und den Knechten, und seine Worte waren lauter Messer für sie; denn ein jeder wußte, wie hoch er bei dem Junker angeschrieben stand, und wie oft er mit ihm zu Abend speisen mußte. Die Sache lief am Ende dahinaus, daß der Jäger bei der Wiederkunft des Junkers abgesetzt, Moriz aber zwanzig Taler für seine Schmerzen ausbezahlt

wurden. Was ihnen noch schneller durchhalf, war, daß der ganze Platz vor dem Hause voller Bauern stand, welche Tabak rauchten und sich mit dem Zusehen belustigten; und wo es nur darauf ankam, daß einer unter ihnen die Frage aufwarf, ob nicht durch diesen Vorfall Eingriff in ihre Freiheit geschehen sei? Plötzlich würden hundert Fäuste bereit gewesen sein, ihre christliche Liebe gegen Moriz auf dem Nacken Jostens und seiner Gefährten zu beweisen. Auch war der Wirt eine feige Memme, der oft Ohrfeigen von seiner Frau verschlucken mußte; und endlich muß ich noch hinzufügen, der alte Stilling und seine Söhne hatten sich durch ihre ernste und abgesonderte Aufführung eine solche Hochachtung erworben, daß fast niemand das Herz hatte, in ihrer Gegenwart auch nur zu scherzen; wozu noch kommt, was ich oben schon berührt, daß Johann Stilling bei dem Junker in großer Gnade stand. Nun wieder zur Geschichte.

Der alte Moriz wurde in wenig Tagen wieder besser, und man vergaß diese verdrießliche Sache um so eher, weil man sich mit viel vergnügteren Dingen beschäftigte, nämlich mit den Zurüstungen zur Hochzeit, welche der alte Stilling und seine Margarete ein für allemal in ihrem Hause haben wollten. Sie mästeten ein paar Hühner zu Suppen; und ein fettes Milchkalb wurde dazu bestimmt, auf großen irdenen Schüsseln gebraten zu werden; gebackene Pflaumen die Menge und Reis zu Breien nebst Rosinen und Korinthen in die Hühnersuppen wurden im Überfluß angeschafft. Der alte Stilling hat sich wohl verlauten lassen, daß ihm diese Hochzeit nur allein an Speisen und Viktualien bei zehn Reichstaler gekostet habe. Dem sei aber wie ihm wolle, alles war doch aufgeräumt. Wilhelm hatte für die Zeit die Schule ausgesetzt; denn in solchen Zeiten ist man zu keinem Berufsgeschäfte aufgelegt. Auch brauchte er die Tage notwendig, seiner Braut und Schwestern neue Kleider auf die Hochzeit zu machen und sonst mancherlei zu hantieren. Stillings Töchter verlangten solche ebenfalls. Sie probierten öfters ihre neuen Wämser und Röcke von feinem schwarzen Tuch; die Zeit wurde ihnen

jahrelang, bis sie sie einmal einen ganzen Tag anhaben könnten.

Endlich brach dann der längst gewünschte Donners- tag an. Alles war den Morgen vor der Sonne in Stillings Hause wacker; nur der Alte, der den Abend vorher spät aus dem Wald gekommen war, schlief ruhig, bis es Zeit war, mit den Brautleuten zur Kirche zu gehen. Nun ging man in geziemender Ordnung nach Florenburg, allwo die Braut mit ihrem Gefolge schon angekommen war. Die Kopulation ging ohne Widerspruch vor sich, und alle zusammen verfügten sich nun nach Tiefenbach zum Hoch- zeitmahle. Zwei lange Bretter waren in den Stuben neben- einander auf hölzerne Böcke gelegt, anstatt des Tisches; Margarete hatte ihre feinsten Tischtücher darüber ge- breitet, und nun wurden die Speisen aufgetragen. Die Löffel waren von Ahornholz, schön glatt, mit ausgestoche- nen Rosen, Blumen und Laubwerk gearbeitet. Die Zu- legmesser hatten schöne gelbe hölzerne Stiele; so waren auch die Teller schön rund und glatt vom härtesten weißen Buchenholz gedrechselt. Das Bier schäumte in weißen steinernen Krügen mit blauen Blumen. Doch stellte Margarete auch einem jeden frei, anstatt des Biers von ihrem angenehmen Birnmöst zu trinken, wenn jemand da- zu Belieben tragen möchte.

Nachdem alle zur Genüge gegessen und getrunken hatten, so wurden vernünftige Gespräche angestellt. Wilhelm aber und seine Braut wollten lieber allein sein und reden; sie gingen daher tief in den Wald hinein. Mit der Ent- fernung von den Menschen wuchs ihre Liebe. Ach, wären keine Bedürfnisse des Lebens! keine Kälte, Frost und Nässe, was würde diesem Paar an einer irdischen Seligkeit gemangelt haben? Die beiden alten Väter, die sich in- dessen mit einem Krug Bier allein gesetzt hatten, verfielen in ein ernstes Gespräch. Stilling redete also:

„Herr Mitvater, mir hat immer gedeucht, Ihr hättet besser getan, wenn Ihr Euch an das Laborieren gar nicht gekehrt hättet.“

„Warum, Mitvater?“

„Wenn Ihr Eure Uhrmacherei beständig getrieben hättet, so hättet Ihr reichlich Euer Brot erwerben können; nun aber hat Euch Eure Arbeit nichts geholfen, und dasjenige, was Ihr hättet, ist noch dazu draufgegangen.“

„Ihr habt recht und auch unrecht. Wenn ich gewußt hätte, daß dreißig bis vierzig Jahre hingehen würden, eh ich den Stein der Weisen würde gefunden haben, so hätte ich mich freilich bedacht, ehe ich angefangen hätte. Nun aber, da ich durch die lange Erfahrung etwas gelernt habe und tief in die Erkenntnisse der Natur eingedrungen bin, nun würde es mir leid tun, wenn ich mich umsonst sollte so lange geplagt haben.“

„Ihr habt Euch gewiß solange umsonst geplagt, denn Ihr habt Euch einmal bisher kümmerlich beholfen. Ihr mögt nun so reich werden als Ihr wollt, Ihr könnt doch das Elend so vieler Jahre nicht in Glückseligkeit verwandeln; und zudem glaube ich nicht, daß ihr ihn jemals bekommt. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich glaube nicht, daß es einen Stein der Weisen gibt.“

„Ich kann Euch beweisen, daß es einen Stein der Weisen gibt. Ein gewisser Doktor Helvetius im Haag hat ein klein Büchlein geschrieben, das güldne Kalb genannt: darin ist es deutlich bewiesen, so daß niemand, auch der größte Ungläubige, wenn er's liest, nicht mehr zweifeln kann. Ob ich denselben aber bekommen werde, das ist eine andre Frage. Warum nicht ebensowohl als ein anderer? da er ein freies Geschenk Gottes ist.“

„Wenn Euch Gott den Stein der Weisen schenken wollte, Ihr hättet ihn schon lange! Warum sollte er ihn Euch solange vorenthalten? Zudem ist's ja nicht nötig, daß Ihr ihn habt; wieviel Menschen leben ohne den Stein der Weisen!“

„Das ist wahr; aber wir sollen uns so glücklich machen, als wir können.“

„Ein dreißigjährig Elend ist gewiß kein Glück; aber nehmt mir nicht übel (er schüttelte ihm die Hand), ich habe, solange ich lebe, keinen Mangel gehabt, bin gesund gewesen und alt geworden, meine Kinder habe ich erzogen,

lernen lassen und ordentlich gekleidet. Ich bin recht vergnügt und also glücklich. Man konnte mir den Stein der Weisen nicht schenken.“

„Aber hört, Mitvater! Ihr singt recht gut, und schreibt schön: werdet Schulmeister hier im Dorfe! Friederiken könnt Ihr vermieten. Da habe ich noch eine Kleiderkammer, darein will ich ein Bett stellen, so könnt Ihr bei mir wohnen und also immer bei Euern Kindern sein.“

„Euer Anerbieten, Mitvater, ist sehr gut; ich werde es auch annehmen, wenn ich nur noch einen Versuch werde gemacht haben.“

„Macht keine Probe mehr, Mitvater! sie wird Euch gewiß fehlen. Aber laßt uns von etwas andrem reden. Ich bin ein so großer Liebhaber von der Sternwissenschaft; kennt Ihr auch wohl den Sirius im großen Hund?“

„Ich bin eben kein Sternkundiger, doch aber kenne ich ihn.“

„Er steht gemeiniglich des Abends gegen Mittag. Er flammt so grünrötlich. Wie weit mag der wohl von der Erde sein? Sie sagen, er soll wohl noch viel höher sein als die Sonne.“

„O! wohl tausendmal höher!“

„Wie ist das möglich? Ich bin so ein Liebhaber von den Sternen. Ich meine immer, ich war schon dabei, wenn ich sie besehe. Aber kennt Ihr auch den Wagen und den Pflug?“

„Ja, man hat sie mir wohl gewiesen.“

„O welch ein wunderbarer Gott!“

Margarete Stilling hörte dieses Gespräch; sie kam und setzte sich zu ihrem Mann. „Ach, Ebert!“ sagte sie, „ich kann wohl an einer Blume seh’n, daß Gott wunderbar ist. Laßt uns die begreifen lernen! Wir wohnen bei dem Gras und den Blumen; die laßt uns hier bewundern; wenn wir im Himmel sind, dann wollen wir die Sterne betrachten.“

„Das ist recht,“ sagte Moriz, „es sind so viele Wunder in der Natur; wenn wir die recht betrachten, so können

wir die Weisheit Gottes wohl kennen lernen. Doch ein jeder hat so etwas, wozu er besonders Lust hat.“

So vertrieben die Hochzeitsgäste den Tag. Wilhelm Stilling und seine Braut verfügten sich auch nach Hause und fingen ihren Ehestand an; wovon ich im folgenden Kapitel mehreres sagen werde.

Stillings Töchter aber saßen in der Dämmerung unter dem Kirschbaum und sangen folgendes schöne weltliche Liedlein:

Es ritt ein Reiter wohl übers Feld.
Er hatte kein'n Freund, kein Gut, kein Geld.
Sein Schwesterlein war hübsch und fein.
„Ach, Schwesterlein, ich sage dir ade.
„Ich sehe dich ja nimmermehr.
„Ich reite weg in ein fremdes Land.
„Reich du mir deine weiße Hand!
Ade! Ade! Ade!

Ich sah, mein schönstes Brüderlein,
Ein buntig, artig Vögelein.
Es hüpfte im Wacholderbaum.
Ich warf's mit meinem Ringelein,
Es nahm ihn in sein Schnäbelein
Und flog weg in den Walde fort;
Ade! Ade! Ade!

„Schließ du dein Schloß wohl feste zu,
„Halt dich fein still in guter Ruh.
„Laß niemand in dein Kämmerlein!
„Der Ritter mit dem schwarzen Pferd
„Hat dich zumalen lieb und wert.
„Nimm dich vor ihm gar wohl in acht!
„Manch Mägdlein hat er zu Fall gebracht.
Ade! Ade! Ade!

Das Mägdlein weinte bitterlich,
Der Bruder sah noch hinter sich,
Und grüßte sie noch einmal schön.
Da ging sie in ihr Kämmerlein
Und konnte da nicht fröhlich sein.
Den Ritter mit dem schwarzen Pferd
Hätt' sie vor allen lieb und wert.
Ade! Ade! Ade!

Der Ritter mit dem schwarzen Roß
Hätt' Güter und viel Reichtum groß,
Er käme zum Jungfräulein zart.

Er käme oft um Mitternacht
Und ginge, wenn der Tag anbrach.
Er führt sie in sein Schlösselein
Zum anderen Jungfräulein fein.
Ade! Ade! Ade!

Sie kam daher in schwarzer Nacht.
Sie sah, daß er zu Fall gebracht
Viel edele Jungfrauen zart.
Sie nahm wohl einen kühlen Wein
Und goß ein schnödes Gift hinein
Und trank's dem schwarzen Ritter zu.
Es gingen beiden die Äugelein zu.
Ade! Ade! Ade!

Sie begruben den Ritter im Schlosse fein,
Das Mägdlein in einem Brünnelein.
Sie schläft da im kühlen Gras.
Um Mitternacht da wandelt sie umher,
Am Mondeschein dann seufzet sie so sehr.
Sie wandelt da in weißem Kleid
Und klaget da dem Wald ihr Leid.
Ade! Ade! Ade!

Der edle Bruder eilt herein
Bei diesem klaren Brünnelein.
Und sah' es sein Schwesterlein zart.
Was machst du mein Schwesterlein allhier?
Du seufzest so, was fehlt denn dir?
„Ich hab den Ritter in schwarzer Nacht
„Und mich mit bösem Gift umgebracht.
Ade! Ade! Ade!

Wie Nebel in dem weiten Raum
Flog auf das Mägdlein durch den Baum.
Man sahe sie wohl nimmermehr.
Ins Kloster ging der Rittersmann
Und fing ein frommes Leben an.
Da betet er fürs Schwesterlein,
Auf daß sie möchte selig sein.
Ade! Ade! Ade!

Eberhard Stilling und Margarete, seine eheliche Hausfrau, erlebten nun eine neue Periode in ihrer Haushaltung. Da war nun ein neuer Hausvater und eine neue Hausmutter in ihrer Familie entstanden. Die Frage war also: „Wo sollen diese beide sitzen, wenn wir speisen?“ — Um

die Dunkelheit im Vortrag zu vermeiden, muß ich erzählen, wie eigentlich Vater Stilling seine Ordnung und Rang am Tische beobachtete. Oben in der Stube war eine Bank von einem eichenen Brett längs der Wand genagelt, die bis hinter den Ofen reichte. Vor dieser Bank, dem Ofen gegenüber, stand der Tisch, als Klappe an die Wand befestigt, damit man ihn an dieselbe aufschlagen konnte. Er war aus einer eichenen Diele von Vater Stilling selbst ganz fest und treuherzig ausgearbeitet. An diesem Tisch saß Eberhard Stilling oben an der Wand, wo er durch das Brett befestigt war und zwar vor demselben. Vielleicht darum hatte er sich diesen vorteilhaften Platz gewählt, damit er seinen linken Ellbogen auf das Brett stützen und zugleich ungehindert mit der rechten Hand essen könnte. Doch davon ist keine Gewißheit, denn er hat sich nie in seinem Leben deutlich darüber erklärt. An seiner rechten Seite vor dem Tisch saßen seine vier Töchter, damit sie ungehindert ab- und zugehen könnten. Zwischen dem Tisch und dem Ofen hatte Margarete ihren Platz; einesteils, weil sie leicht fror, und andernteils, damit sie schließlich über den Tisch sehen konnte, ob etwa hier oder dort etwas fehlte. Hinter dem Tisch hatten Johann und Wilhelm gesessen, weil aber der eine verheiratet war und der andre Schule hielt, so waren diese Plätze leer, bis jetzt, da sie dem jungen Ehepaar nach reiflicher Überlegung angewiesen wurden.

Zuweilen kam Johann Stilling seine Eltern zu besuchen. Das ganze Haus freute sich, wenn er kam; denn er war ein besonderer Mann. Ein jeder Bauer im Dorf hatte auch Ehrfurcht für ihn. Schon in seiner frühen Jugend hatte er einen hölzernen Teller zum Astrolabium und eine feine, schöne Butterdose von schönem Buchenholz zum Kompass umgeschaffen und von einem Hügel geometrische Observationen angestellt. Denn zu der Zeit ließ der Landesfürst eine Landkarte verfertigen. Johann hatte zugesehen, wenn der Ingenieur operierte. Zu dieser Zeit aber war er wirklich ein geschickter Landmesser, wurde auch von Edeln und Unedeln bei Teilung der Güter gebraucht. Große Künstler

haben gewöhnlich die Tugend an sich, daß ihr erfinderischer Geist immer etwas Neues sucht; daher ist ihnen dasjenige, was sie schon erfunden haben und was sie wissen, viel zu langweilig, es ferner zu verfeinern. Johann Stilling war also arm: denn was er konnte, versäumte er, um dasjenige zu wissen, was er nicht konnte. Seine gute einfältige Frau wünschte oft, daß ihr Mann seine Künsteleien auf Feld und Wiesen besser verwenden möchte, damit sie mehr Brot hätten. Allein, laßt uns der guten Frau ihre Einfalt verzeihen; sie verstand es nicht besser; wenigstens Johann war klug genug dazu. Er schwieg oder lächelte.

Die Quadratur des Zirkels und die immerwährende Bewegung beschäftigten ihn zu dieser Zeit. War er nun in ein Geheimnis tiefer eingedrungen, so lief er geschwind nach Tiefenbach, um seinen Eltern und Geschwistern seine Entdeckung zu erzählen. Kam er denn unten durchs Dorf herauf und es erblickte ihn jemand aus Stillings Hause, so lief man gleich und rief alle zusammen, um ihn an der Türe zu empfangen. Ein jedes arbeitete dann mit doppeltem Fleiß, um nach dem Abendessen nichts mehr zu tun zu haben. Dann setzte man sich um den Tisch, stützte die Ellbogen drauf und die Hände an die Backen, — aller Augen waren auf Johanns Mund gerichtet.

Alle halfen dann an der Quadratur des Zirkels erfinden; selbst der alte Stilling verwendete vielen Fleiß auf diese Sache. Ich würde dem erfinderischen, oder besser, dem guten und natürlichen Verstande dieses Mannes Gewalt antun, wenn ich sagen sollte: er hatte nichts in dieser Sache geleistet. Bei seinem Kohlenbrennen beschäftigte er sich damit. Er zog eine Schnur um sein Birnmostfaß, schnitt sie mit seinem Brotmesser ab; sägte dann ein Brett genau vierkantig und schabte es so lange, bis die Schnur gerade darum paßte. Nun mußte ja das vier-eckige Brett genau so groß sein, als der Zirkel des Mostfasses. Eberhard sprang auf einem Fuß herum, verlachte die großen gelehrten Köpfe, daß sie aus dem einfältigen Dinge soviel Werks machten, und erzählte bei nächster Gelegenheit seinem Johann die Erfindung. Wir wollen die

Wahrheit gestehen. Vater Stilling hatte wohl nichts Höhnisches in seinem Charakter, doch lief hier eine kleine Satire mit unter; aber der Landmesser machte bald der Freude ein Ende, indem er sagte: „Es ist die Frage nicht, Vater! ob ein Schreiner einen viereckigen Kasten machen könne, der gerade soviel Haber enthalte, als eine runde zylindrische Tonne; sondern es muß ausgemacht sein, wie sich der Diameter des Zirkels gegen seine Peripherie verhalte, und dann, wie groß eine Seite des Quadrats sein müsse, wenn es so groß als der Zirkel sein soll. Aber in beiden Fällen darf an einem Fazit nicht der tausendste Teil eines Haares fehlen. Es muß in der Theorie durch die Algebra bewirkt werden können, daß es wahr ist.“

Der alte Stilling würde sich geschämt haben, wenn nicht die Gelehrsamkeit seines Sohnes und seine unmäßige Freude darüber alles Schämen bei ihm verdrängt hätte. Er sagte deswegen nichts weiter als: „Mit Gelehrten ist nicht gut disputieren;“ lachte, schüttelte den Kopf und fuhr fort, von einem birkenen Klotz Späne zu schneiden, womit man Feuer und Lichter, auch allenfalls eine Pfeife Tabak anzünden konnte. Dieses war so seine Beschäftigung bei müßigen Stunden.

Stillings Töchter waren stark und arbeitsam. Sie pfl egten die Erde und sie gab ihnen reichliche Nahrung im Garten und Felde. Dortchen aber hatte zarte Glieder und Hände, sie wurde gleich müde und dann seufzte sie und weinte. Unbarmherzig waren nun die Mädchen eben nicht; aber sie konnten doch nicht begreifen, warum ein Weibsmensch, das ebensogroß als ihrer eine war, nicht auch ebensogut sollte arbeiten können. Doch mußte ihre Schwägerin oft ausruhen, auch sagten sie ihren Eltern niemals, daß sie kaum ihr Brot verdiente. Wilhelm sah es bald ein; er schlug daher vor, daß seine Frau ihm am Nähen und Kleidermachen helfen sollte. Dieser Vertrag wurde geschlossen und alle befanden sich wohl dabei.

Der alte Pastor Moriz besuchte nun auch zum erstenmal seine Tochter. Dortchen weinte vor Freuden, wie sie ihn sah und wünschte Hausmutter zu sein, um ihm recht

gütlich tun zu können. Er saß den ganzen Nachmittag bei seinen Kindern und redete mit ihnen von geistlichen Sachen. Er schien ganz verändert, kleinmütig und betrübt zu sein. Gegen Abend sagte er: „Kinder! führt mich einmal auf das Geißenberger Schloß.“ Wilhelm legte seinen eisernen, schweren Fingerhut ab und spuckte in die Hände; Dortchen aber steckte ihren Fingerhut an den kleinen Finger, und nun stiegen sie zum Wald auf. „Kinder!“ sagte Moriz, „mir ist hier so wohl unter dem Schatten der Maibuchen. Je höher wir kommen, je freier werde ich. Es ist mir eine Zeit her gewesen, als einem, der nicht zu Hause ist. Dieser Herbst wird wohl der letzte meines Lebens sein.“ Wilhelm und Dortchen hatten Tränen in den Augen. Oben auf dem Berge, wo sie bis an den Rhein und die ganze Gegend übersehen konnten, setzten sie sich an eine zerfallene Mauer des Schlosses. Die Sonne stand in der Ferne nicht hoch mehr über dem blauen Gebirge. Moriz sah starr dorthin und schwieg lange; auch sagten seine Begleiter nicht ein Wort. „Kinder!“ sprach er endlich, „ich hinterlaß euch nichts, wenn ich sterbe. Ihr könnt mich wohl missen. Niemand wird um mich weinen. Ich habe mein Leben mühsam und unnütz zugebracht und niemand glücklich gemacht.“ — „Mein lieber Vater!“ antwortete Wilhelm, „Ihr habt doch mich glücklich gemacht. Ich und Dortchen werden herzlich um Euch weinen.“ — „Kinder!“ versetzte Moriz, „unsre Neigungen führen uns leicht zum Verderben. Wieviel würde ich der Welt haben nutzen können, wenn ich kein Alchymist geworden wäre! Ich würde euch und mich glücklich gemacht haben! (Er weinte laut.) Doch denke ich immer daran, daß ich meinen Fehler erkannt habe, und nun noch will ich mich ändern. Gott ist ein Vater, auch über die irrenden Kinder. Nun höret noch eine Ermahnung von mir und folgt derselben: Alles was ihr tut, das überlegt vorher wohl, ob es auch andern nützlich sein könne. Findet ihr, daß es nur euch dienlich ist, so denkt: das ist ein Werk ohne Belohnung. Nur wo wir dem Nächsten dienen, da belohnt uns Gott. Ich habe arm und

unbemerkt in der Welt dahingewandelt und wann ich tot bin, dann wird man meiner bald vergessen: ich aber werde Barmherzigkeit finden vor dem Thron Christi und selig sein.“ Nun gingen sie wieder nach Haus und Moriz blieb immer traurig. Er ging umher, tröstete die Armen und betete mit ihnen. Auch arbeitete er und machte Uhren, womit er sein Brot erwarb und noch etwas übrig behielt. Doch dieses währte nicht lange, denn den folgenden Winter verlor man ihn; man fand ihn nach drei Tagen unter dem Schnee und er war totgefroren.

Nach diesem traurigen Zufall entdeckte man in Stilings Hause eine wichtige Neuigkeit. Dortchen war gesegneten Leibes und jedermann freute sich auf ein Kind, deren in vielen Jahren keins im Hause gewesen war. Mit was für Mühe und Fleiß man sich auf Dortchens Entbindung gerüstet, ist nicht zu sagen. Der alte Stilling selbst freute sich auf einen Enkel und hoffte noch einmal vor seinem Ende seine alten Wiegenlieder zu singen und seine Erziehungskunst zu beweisen.

Nun nahte der Tag der Niederkunft heran und 1740, den 12. September, abends um 8 Uhr, wurde Heinrich Stilling geboren. Der Knabe war frisch, gesund und wohl und seine Mutter wurde gleichfalls, gegen die Weissagungen der Tiefenbacher Sybillen, gleich wieder besser.

Das Kind wurde in der Florenburger Kirche getauft. Vater Stilling aber, um diesen Tag feierlicher zu machen, richtete ein Mahl an, bei welchem er den Herrn Pastor Stollbein zu sehen wünschte. Er schickte daher seinen Sohn Johann ins Pfarrhaus und ließ den Herrn ersuchen, mit nach Tiefenbach zu gehen, um seinem Mahle beizuwohnen. Johann ging, er tat schon den Hut ab, als er in den Hof kam, um nichts zu versehen; aber leider, wie oft ist alle menschliche Vorsicht unnütz! Es sprang ein großer Hund hervor; Johann Stilling griff einen Stein, warf, und traf den Hund in eine Seite, daß er abscheulich zu heulen anfang. Der Pastor sah durchs Fenster, was passierte; voll von Eifer sprang er heraus, knüpfte dem armen Johann eine Faust vor die Nase: „Du lumpiger Flegel!“ kreischte

er, „ich will dich lernen meinem Hund begegnen!“ Stilling antwortete: „Ich wußte nicht, daß es Ew. Ehrwürden Hund war. Mein Bruder und meine Eltern lassen den Herrn Pastor ersuchen, mit nach Tiefenbach zu gehen, um der Taufmahlzeit beizuwohnen.“ Der Pastor ging und schwieg still. Doch murrte er aus der Haustür zurück: „Wartet, ich will mitgehen.“ Er wartete fast eine Stunde im Hof, liebkosete den Hund, und das arme Tier war auch wirklich versöhnlicher als der große Gelehrte, der nun aus der Haustüre herausging. Der Mann wandelte mit Zuversicht an seinem Rohrstab. Johann trabte furchtsam hinter ihm mit dem Hut unterm Arm; den Hut aufsetzen, war eine gefährliche Sache; denn er hatte in seiner Jugend manche Ohrfeige von dem Pastor bekommen, wenn er ihn nicht früh genug, das ist, sobald er ihn in der Ferne erblickte, abgezogen hatte. Doch aber eine ganze Stunde lang mit bloßem Haupt, im September, unter freiem Himmel zu gehen, war doch auch entsetzlich! Daher sann er auf einen Fund, wie er füglich seinen Kopf bedecken möchte. Plötzlich fiel der Herr Stollbein zur Erde, daß es platschte. Johann erschrak. „Ach!“ rief er, „Herr Pastor, habt Ihr Euch Schaden getan?“ — „Was geht's Euch an, Schlingel!“ war die heldenmütige Antwort dieses Mannes, indem er sich aufraffte. Nun geriet Johanns Feuer etwas in Flammen, daß er herausfuhr: „So freue ich mich denn herzlich, daß Ihr gefallen seid,“ und lächelte noch dazu. — „Was! Was!“ rief der Pastor. Aber Johann setzte den Hut auf, ließ den Löwen brüllen, ohne sich zu fürchten, und ging. Der Pastor ging auch und so kamen sie denn endlich nach Tiefenbach.

Der alte Stilling stand vor der Türe, mit bloßem Haupt; seine schönen grauen Haare spielten am Mund; er lächelte den Herrn Pastor an und sagte, indem er ihm die Hand gab: „Ich freue mich, daß ich in meinem Alter den Herrn Pastor an meinem Tisch sehen soll; aber ich würde so kühn nicht gewesen sein, wenn meine Freude über einen Enkel nicht so groß wäre.“ Der Pastor wünschte ihm Glück, doch mit angehängter wohlmeinender Drohung,

daß, wenn ihn nicht der Fluch des Eli treffen sollte, er mehr Fleiß auf die Erziehung seiner Kinder anwenden müßte. Der Alte stand da in seinem Vermögen und lächelte, doch schwieg er stille und führte Seine Ehrwürden in die Stube. „Ich will doch nicht hoffen,“ sagte der Herr Pastor, „daß ich hier unter dem Schwarm von Bauern speisen soll.“ Vater Stilling antwortete: „Hier speist niemand, als ich und meine Frau und Kinder, ist Euch das ein Bauernschwarm?“ — „Ei, was anders?“ antwortete jener. „So muß ich Euch erinnern, Herr!“ versetzte Stilling, „daß Ihr nichts weniger als ein Diener Christi, sondern ein Pharisäer seid. Er saß bei den Zöllnern und Sündern und aß mit ihnen. Er war überall klein und niedrig und demütig. Herr Pastor!... meine grauen Haare richten sich in die Höhe; setzt Euch oder geht wieder. Hier pocht etwas, ich möchte mich sonst an Eurem Kleide vergreifen, wovor ich doch sonst Respekt habe. . . . Hier! Herr! hier vor meinem Hause ritt der Fürst vorbei; ich stand da vor meiner Tür; er kannte mich. Da sagte er: Guten Morgen, Stilling! Ich antwortete: Guten Morgen, Ihr Durchlaucht! Er stieg vom Pferd, er war müde von der Jagd. Holt mir einen Stuhl, sprach er, hier will ich ein wenig ruhen. Ich habe eine luftige Stube, antwortete ich, gefällt es Ihro Durchlaucht in die Stube zu gehen und da bequem zu sitzen? Ja! sagte er. Der Oberjägermeister ging mit hinein. Da saß er, wo ich Euch meinen besten Stuhl hingestellt habe. Meine Margarete mußte ihm fette Milch einbrocken und ein Butterbrot machen. Wir beide mußten mit ihm essen, und er versicherte, daß ihm niemals eine Mahlzeit so gut geschmeckt habe. Wo Reinlichkeit ist, da kann ein jeder essen. Nun entschließt Euch, Herr Pastor! — Wir alle sind hungrig.“ Der Pastor setzte sich und schwieg still. Da rief Stilling allen seinen Kindern, aber keines wollte hineinkommen, auch selber Margarete nicht. Sie füllte dem Prediger ein irdenes Kümppchen mit Hühnerbrühe, gab ihm einen Teller Kappes mit einem hübschen Stück Fleisch und einem Krug Bier. Stilling trug es selber auf; der Pastor aß und trank ge-

schwind, redete nichts und ging wieder nach Florenburg. Nun setzte sich alles zu Tische. Margarete betete, und man speiste mit größtem Appetit. Auch selbst die Kinderbetterin saß an Margaretens Stelle mit ihrem Knaben an der Brust. Denn Margarete wollte ihren Kindern selbst dienen. Sie hatte ein sehr feines weißes Hemd, welches noch ihr Brauthemd war, angezogen. Die Ärmel davon hatte sie bis hinter die Ellenbogen aufgewickelt. Von feinem schwarzen Tuch hatte sie ein Leibchen und Rock, und unter der Haube standen graue Locken hervor, schön gepudert von Ehre und Alter. Es ist wirklich unbegreiflich, daß während der ganzen Mahlzeit nicht ein Wort vom Pastor geredet wurde; doch halte ich dafür, die Ursache war, daß Vater Stilling nicht davon anfang.

Indem man so dasaß und mit Vergnügen speiste, klopfte eine arme Frau an die Türe. Sie hatte ein kleines Kind auf dem Rücken in einem Tuch hängen und bat um ein Stücklein Brot. Mariechen war hurtig. Die Frau kam in zerlumpten besudelten Kleidern, die aber doch die Form hatten, als wenn sie ehemals einem vornehmen Frauenzimmer zugehört hätten. Vater Stilling befahl, man sollte sie an die Stubentüre sitzen lassen und ihr von allem etwas zu essen geben. „Dem Kinde kannst du etwas Reisbrei zu essen darreichen, Mariechen,“ sagte er ferner. Sie aß und es schmeckte ihr herzlich gut. Nachdem nun sie und ihr Kind satt waren, dankte sie mit Tränen und wollte gehen. „Nein,“ sagte der alte Stilling, „sitzet und erzählet uns, wo Ihr her seid, und warum Ihr so gehen müßt. Ich will Euch auch Bier zu trinken geben.“ Sie setzte sich und erzählte.

„Ach lieber Gott!“ sprach sie. „Leider ja! muß ich so gehen (Stillings Mariechen hatte sich neben sie, doch etwas von ihr ab gesetzt, sie horchte mit größter Aufmerksamkeit, auch waren ihre Augen schon feucht). „Ich bin ja leider ein armes Mensch. Vor zehn Jahre möchtet ihr Leute euch wohl eine Ehre daraus gemacht haben, wann ich mit euch gespeist hätte.“

Wilhelm Stilling. „Das wärel“

Johann Stilling. „Es sei denn, daß Ihr eine Stollbeinische Natur gehabt hättet.“

Vater Stilling. „Seid still, Kinder! Lasset die Frau reden.“

„Mein Vater ist Pastor zu —“

Mariechen. „Jemini! Euer Vater ein Pastor?“ (Sie rückt näher.)

„Ach ja! Freilich ist er Pastor. Ein sehr gelehrter und reicher Mann.“

Vater Stilling. „Wo ist er Pastor?“

„Zu Goldingen im Barchinger Land. Ja freilich! Leider ja!“

Johann Stilling. „Das muß ich doch auf der Landkarte suchen. Das muß nicht weit vom Mühlersee sein, oben an der Spitze, gegen Septentrio zu.“

„Ach, mein junger Herr! ich weiß keinen Ort nahe dabei, der Schlendrian heißt.“

Mariechen. „Unser Johann sagte nicht Schlendrian. Wie sagtest du?“

Vater Stilling. „Redet Ihr fort! St! Kinder!“

„Nun war ich dazumal eine hübsche Jungfrau, hatte auch schöne Gelegenheiten zu heiraten“ (Mariechen besah sie vom Haupt bis zum Fuß), „allein keiner war meinem Vater recht. Der war ihm nicht reich genug, der andre nicht vornehm genug, der dritte ging nicht viel in die Kirche.“

Mariechen. „Sage, Johann, wie heißen die Leute, die nicht in die Kirche gehen?“

Johann Stilling. „St! Mädchen! Separatisten.“

„Gut! was soll mir geschehen, ich sah wohl, ich würde keinen bekommen, wann ich mir nicht selber hülfe. Da war ein junger Barbiergeselle —“

Mariechen. „Was ist das, ein Barbiergeselle?“

Wilhelm Stilling. „Schwesterchen, frage hernach um alles. Laß jetzt nur die Frau reden. Es sind Bursche, die den Leuten den Bart abmachen.“

„Das bitte ich mir aus, hat sich wohl! Mein Mann konnte, trotz dem besten Doktor, kurieren. Ach ja! viel,

viel Kuren tat er. Kurz, ich ging mit ihm fort. Wir setzten uns zu Spelterburg. Das liegt am Spaafluß.“

Johann Stilling. „Ja, da liegt es. Ein paar Meilen herauf, wo die Milder hineinfießt.“

„Ja, da liegt's. Ich unglückliches Mensch! — Da wurde ich gewahr, daß mein Mann mit gewissen Leuten Umgang hatte.“

Mariechen. „Waret Ihr schon kopuliert?“

„Wer wolte uns kopulieren? lieber Gott! O ja nicht!“ — (Mariechen rückte mit ihrem Stuhl ein wenig weiter von der Frau ab.) „Ich wollte es absolut nicht haben, daß mein Mann mit Spitzbuben umging; denn obgleich mein Vater nur ein Schuhflicker war“ — Die Frau packte ihr Kind auf den Nacken und lief, was sie laufen konnte.

Vater Stilling, seine Frau und Kinder konnten nicht begreifen, warum die Frau mitten in der Erzählung abbrach und davonlief. Es gehörte auch wirklich eine wahre Logik dazu, die Ursache einzusehen. Ein jeder gab seine Stimme, doch waren alle Ursachen zweifelhaft. Das vernünftigste Urteil, und zugleich auch das wahrscheinlichste, war wohl, daß der Frau von dem vielen und ungewohnten Essen etwas übel geworden, und man beruhigte sich auch dabei. Vater Stilling zog aber, seiner Gewohnheit nach, die Lehre aus dieser Erzählung, daß es am besten sei, seinen Kindern Religion und Liebe zur Tugend einzuprägen und dann im gehörigen Alter ihnen die freie Wahl im Heiraten zu vergönnen, wenn sie nur so wählten, daß die Familie nicht wirklich dadurch beschimpft würde. Er mahnen, sagte er, müssen freilich die Eltern ihre Kinder; allein Zwang hilft nichts mehr, wenn der Mensch sein männliches Alter erreicht hat; er glaubt alsdann alles so gut zu verstehen als seine Eltern.

Während dieser weisen Rede, wobei alle Anwesenden höchst aufmerksam waren, saß Wilhelm in tiefen Betrachtungen. Er hatte eine Hand an den Backen gelegt und sah starr gerade vor sich hin. „Hm!“ sagte er, „alles, was die Frau erzählt hat, scheint mir verdächtig. Im Anfang sagte sie, ihr Vater wäre Pastor zu . . . zu . . .“

Mariechen. „Zu Holdingen im Barchinger Land.“
„Ja, da war es. Und am Ende sagte sie, ihr Vater sei ein Schuhflicker gewesen. Alle Anwesenden schlugen die Hände zusammen und entsetzten sich sehr. Nun erkannte man, warum die Frau weggelaufen war; man entschloß sich also, an jeder Türe und Öffnung im Hause vorsichtige Klinken und Klammern zu machen, und das wird auch niemand der Stillingschen Familie verdenken, wer einigermaßen den Zusammenhang der Dinge einzusehen gelernt hat.

Dortchen redete die ganze Zeit durch nichts. Warum? kann ich eben nicht sagen. Sie säugte ihren Heinrich alle Augenblicke, denn das war nun einmal ihr alles. Der Junge war auch hübsch dick und fett. Die erfahrensten Nachbarinnen konnten gleich nach der Geburt in dem Gesichte des Kindes eine völlige Ähnlichkeit mit seinem Vater entdecken. Besonders aber wollte man auch schon auf dem linken Augenlid die Grundlage einer künftigen Warze spüren, weil der Vater daselbst eine hatte. Dennoch aber mußte eine verborgene Parteilichkeit alle Nachbarinnen zu diesem falschen Zeugnis bewogen haben: denn der Knabe hatte und bekam der Mutter Gesichtszüge und ihr sanftes gefühlvolles Herz gänzlich.

Vor und nach verfiel Dortchen in eine sanfte Schwermut. Sie hatte an nichts in der Welt Vergnügen mehr, aber auch an keinem Teile Verdruß. Sie genoß beständig die Wonne der Wehmut, und ihr zartes Herz schien sich ganz in Tränen zu verwandeln, in Tränen ohne Harm und Kummer. Ging die Sonne schön auf, so weinte sie und betrachtete sie tiefsinnig; sprach auch wohl zuweilen: Wie schön muß der sein, der sie gemacht hat! Ging sie unter, so weinte sie. Da geht der tröstliche Freund wieder von uns, sagte sie dann oft und sehnte sich weit weg in den Wald, zur Zeit der Dämmerung. Nichts aber war ihr rührender, als der Mond; sie fühlte dann etwas Unaussprechliches und ging ganze Abende unten an dem Geißenberg. Wilhelm begleitete sie fast immer und redete sehr freundlich mit ihr. Sie hatten beide etwas Ähnliches

in ihrem Charakter. Sie hätten die ganze Welt voll Menschen missen können, nur eins das andre nicht: dennoch empfanden sie jedes Elend und jeden Druck des Nebenmenschen.

Beinahe anderthalb Jahre war Heinrich Stilling alt, als Dortchen an einem Sonntag Nachmittag ihren Mann ersuchte, mit ihr nach dem Geißenberger Schlosse zu spazieren. Noch niemals hatte ihr Wilhelm etwas abgeschlagen. Er ging mit ihr. Sobald sie in den Wald kamen, schlangen sie sich in ihre Arme und gingen Schritt für Schritt unter dem Schatten der Bäume und dem vielfältigen Zwitschern der Vögel den Berg hinauf. Dortchen fing an:

„Was meinst du, Wilhelm, sollte man sich wohl im Himmel kennen?“

„O, ja! liebes Dortchen! Christus sagt ja von dem reichen Mann, daß er Lazarus in dem Schoße Abrahams gekannt habe, und noch dazu war der reiche Mann in der Hölle; daher glaube ich gewiß, wir werden uns in jener Ewigkeit kennen.“

„O Wilhelm! wie sehr freue ich mich, wenn ich daran denke, daß wir dann die ganze Ewigkeit durch ganz ohne Kummer, in lauter himmlischer Lust und Vergnügen werden beieinander sein! Mich dünkt auch immer, ich könnte im Himmel ohne dich nicht selig sein. Ja, lieber Wilhelm! gewiß! gewiß werden wir uns da kennen! Hör' einmal, ich wünsche das nun so herzlich! Gott hat ja meine Seele und mein Herz gemacht, das so wünscht; er würde es nicht so gemacht haben, wenn ich unrecht wünschte und wenn es nicht so wäre! Ja, ich werde dich kennen und dich unter allen Menschen suchen, und dann werde ich selig sein.“

„Wir wollen uns beieinander begraben lassen, so brauchen wir nicht lange zu suchen.“

„O möchten wir doch in einem Augenblicke sterben. Aber wo bliebe dann mein lieber Junge?“

„Der würde hier bleiben und wohlerzogen werden und endlich zu uns kommen.“

„Ich würde aber doch viele Sorge um ihn haben, ob er auch fromm werden würde.“

„Höre, Dortchen! du bist schon lange her so besonders schwermütig gewesen. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, du machst mich um dich betrübt. Warum bist du so gern mit mir allein! Meine Schwestern glauben, du habest sie nicht lieb.“

„Doch liebe ich sie recht von Herzen.“

„Du weinst oft, als wenn du mißmutig wärest; das tut mir dann leid. Ich werde auch traurig. Hast du etwas auf dem Herzen, liebes Kind — das dich quält? Sage es mir. Ich werde dir Ruhe schaffen, es koste auch was es wolle.“

„O nein! ich bin nicht mißmutig, liebes Kind! ich bin nicht unzufrieden. Ich habe dich lieb, ich habe unsre Eltern und Schwestern lieb, ja, ich habe alle Menschen lieb. Aber ich will dir sagen, wie es mir ist. Wenn ich im Frühling sehe, wie alles aufgeht, die Blätter an den Bäumen, die Blumen und die Kräuter, so ist mir, als wenn es mich gar nicht anginge; es ist mir dann, als wenn ich in einer Welt wäre, worein ich nicht gehörte. Sobald ich aber ein gelbes Blatt, eine verwelkte Blume oder dürres Kraut finde, dann werden mir die Tränen los, und mir wird so wohl, so wohl, daß ich es dir nicht sagen kann; und doch bin ich nie freudig dabei. Sonst machte mich das alles betrübt, und ich war nie fröhlicher, als im Frühling.“

„Ich kenne das nicht. Soviel aber ist doch wahr, daß es mich recht empfindlich macht.“

Indem sie so redeten, kamen sie zu den Ruinen des Schlosses auf die Seite des Berges und empfanden die kühle Luft vom Rhein her und sahen, wie sie mit den langen, dünnen Grashalmen und Efeublättern an den zerfallenen Mauern spielte und darum pfiß. „Hier ist so recht mein Ort,“ sagte Dortchen, „hier müßte ich wohnen. Erzähle mir doch noch einmal die Geschichte von Johann Hübner, der hier auf dem Schlosse gewohnt hat. Laß uns aber hier auf den Wall gegen die Mauern über sitzen. Ich

dürfte um die Welt nicht zwischen den Mauern sein, wenn du das erzählst, denn es graut mir immer, wenn ich's höre.“ Wilhelm erzählte:

Auf diesem Schlosse haben vor alters Räuber gewohnt, die gingen des Nachts im Land umher, stahlen den Leuten das Vieh und trieben es dort in den Hof; da war ein großer Stall; und hernach verkauften sie's weit weg an fremde Leute. Der letzte Räuber, der hier gewohnt hat, hieß Johann Hübner. Er hatte eiserne Kleider an und war stärker als alle andre Bursche im ganzen Lande. Er hatte nur ein Auge und einen großen krausen Bart und Haare. Am Tage saß er mit seinen Knechten, die alle sehr stark waren, dort an der Ecke, wo du noch das zerbrochene Fensterloch siehst; da hatten sie eine Stube, da saßen sie und sofften Bier. Johann Hübner sah mit dem einen Auge sehr weit durchs ganze Land umher. Wenn er dann einen Reiter sah, da rief er: Hehloh! — da reitet ein Reiter! ein schönes Roß, hehloh! Und dann gaben sie acht auf den Reiter, nahmen ihm das Roß und schlugen ihn tot. Da war aber ein Fürst von Dillenburg, der schwarze Christian genannt, ein sehr starker Mann; der hörte immer von Johann Hübners Räubereien; denn die Bauern kamen und klagten über ihn. Dieser schwarze Christian hatte einen klugen Knecht, der hieß Hans Flick; den schickte er über Land, dem Johann Hübner aufzupassen. Der Fürst aber lag hinten im Giller, den du da siehst, und hielt sich da mit seinen Reitern verborgen; dahin brachten ihm auch die Bauern Brot, Butter und Käse. Hans Flick kannte den Johann Hübner nicht. Er streifte im Lande herum und forschte ihn aus. Endlich kam er an eine Schmiede, wo Pferde beschlagen wurden. Da stunden viele Wagenräder an der Wand, die auch beschlagen werden sollten. Auf dieselbe hatte sich ein Mann mit dem Rücken gelehnt, der hatte nur ein Auge und ein eisernes Wams an. Hans Flick ging zu ihm und sagte: „Gott grüß dich, eiserner Wams-Mann mit einem Auge! heißest du nicht Johann Hübner vom Geißenberg?“ Der Mann antwortete: „Johann Hübner vom Geißenberg liegt auf dem Rad.“ Hans

Flick verstand das Rad auf dem Gerichtsplatz und sagte: „War das kürzlich?“ — „Ja,“ sprach der Mann, „erst heute.“ Hans Flick glaubte doch nicht recht und blieb bei der Schmiede und gab auf den Mann acht, der auf dem Rade lag. Der Mann sagte dem Schmied ins Ohr: Er sollte ihm sein Pferd verkehrt beschlagen, so daß das vorderste Ende des Hufeisens hinten käme. Der Schmied tat es, und Johann Hübner ritt weg. Wie er aufsah, sagte er dem Hans Flick: „Gott grüß dich, braver Kerl! sage deinem Herrn: Er solle mir Fäuste schicken, aber keine Leute, die hinter den Ohren lausen.“ Hans Flick blieb stehen und sah, wo er übers Feld in den Wald ritt, lief ihm nach, um zu sehen, wo er bliebe. Er wollte seiner Spur nachgehen, Johann Hübner aber ritt hin und her, die Kreuz und Quer, und Hans Flick wurde bald in den Fußstapfen des Pferdes irre; denn wo er hingeritten war, da gingen die Fußstapfen zurück; darum verlor er ihn bald und wußte nicht, wo er geblieben war. Endlich aber ertappte ihn doch Hans Flick, wie er mit seinen Knechten dort auf der Heide im Wald lag und geraubt Vieh hütete. Es war in der Nacht bei Mondschein. Er lief und sagte es dem Fürsten Christian; der ritt in der Stille mit seinen Kerlen unten durch den Wald. Sie hatten den Pferden Moos unter die Füße gebunden, kamen auch nahe bei ihm, sprangen auf ihn zu, und sie kämpften zusammen; Fürst Christian und Johann Hübner hieben sich auf die eisernen Hüte und Wämser, daß es klang; endlich aber blieb Johann Hübner tot, und der Fürst zog hier ins Schloß. Den Johann Hübner begruben sie da unten in die Ecke, und der Fürst legte viel Holz um den großen Turm, auch untergruben sie ihn. Er fiel am Abend um, wie die Tiefenbacher die Kühe molken; das ganze Land zitterte umher von dem Fall. Da siehst du noch den langen Steinhaufen, den Berg hinab; das ist der Turm, wie er gefallen ist. Noch jetzt spukt hier des Nachts zwischen elf und zwölf Uhr Johann Hübner mit dem einzigen Auge. Er sitzt auf einem schwarzen Pferde und reitet um den Wall herum. Der alte Neuser, unser Nachbar, hat ihn oft gesehen.

— Dortchen zitterte und fuhr zusammen, wenn ein Vogel aus einem Strauch in die Höhe flog. „Ich höre die Erzählung noch immer gern,“ sagte sie; „wenn ich hier so sitze und wenn ich es noch zehnmal höre, so werde ich es doch nicht müde. Laßt uns ein wenig um den Wall spazieren.“ Sie gingen zusammen um den Wall und Dortchen sang:

Es leuchten drei Sterne über ein Königes Haus,
Drei Jungfräulein wohnten darin!:
Ihr Vater war weit über Land hinaus
Auf ein'm weißen Rösselein.
Sternelein blinzet zu leide!

Siehst du das weiße Röslein noch nicht,
Ach Schwesterlein, untig im Tal?:
Ich seh es, mein's Vaters Rösselein, licht,
Es trabet da mutig im Tal.
Sternelein blinzet zu leide!

Ich seh es, das Röslein, mein Vater nicht drauf.
Ach Schwesterlein! Vater ist tot!:
Mein Herzel ist mir es betrübet.
Wie ist mir der Himmel so rot!
Sternelein blinzet zu leide!

Da trat ein Reiter im blutigen Rock
Ins dunkle Kämmerlein klein::
Ach, blutiger Mann, wir bitten dich hoch,
Laß leben uns Jungfräulein.
Sternelein blinzet zu leide!

Ihr könnt nicht leben, Jungfräulein zart;
Mein Weiblein frisch und schön::
Erstach mir eu'r Vater im Garten so hart,
Ein Bächlein von Blut floß daher.
Sternelein blinzet zu leide!

Ich fand ihn, den Mörder, im Walde grün,
Ich nahm ihm sein Röslein ab::
Und stach ihm das Messer ins Herze;
Er fiel drauf den Felsen herab.
Sternelein blinzet zu leide!

Ach hätt'st du die liebe Mutter mein
Getötet am hohligen Weg::
Ach, Schwesterlein, lasset uns fröhlich sein!
Wir sterben ja wundergern.
Sternelein blinzet zu leide!

Der Mann nahm ein Messer scharf und spitz,
Und stieß es den Jungfräulein zart::
In ihr betrübtes Herzelein,
Zur Erde fielen sie hart.
Sternelein blinzet zu leide!
Da fließet ein klares Bächelein hell
Herunter im grünigen Tal::
Fließ krumm herum, du Bächlein hell,
Bis in die weite Seel
Sternelein blinzet zu leide!
Da schlafen die Jungfräulein alle drei
Bis an den jüngsten Tag::
Sie schlafen da in kühler Erd'
Bis an den jüngsten Tag.
Sternelein blinzet zu leide!

Nun begann die Sonne unterzugehen, und Dortchen mit ihrem Wilhelm hatten recht die Wonne der Wehmut gefühlt. Wie sie den Wald hinabgingen, durchdrang ein tödlicher Schauer Dortchens ganzen Leib. Sie zitterte von einer kalten Empfindung, und es ward ihr sauer, Stillings Haus zu erreichen. Sie verfiel in ein hitziges Fieber. Wilhelm war Tag und Nacht bei ihr. Nach vierzehn Tagen sagte sie des Nachts um zwölf Uhr zu Wilhelm: „Komm, lege dich zu Bette.“ Er zog sich aus und legte sich zu ihr. Sie faßte ihn in ihren rechten Arm, er lag mit seinem Kopf an ihre Brust. Auf einmal wurde er gewahr, daß das Pochen ihres Pulses nachließ und dann wieder ein paar-mal klopfte. Er erstarrte und rief seelzagend: Mariechen! Mariechen! Alles wurde wacker und lief herzu. Da lag Wilhelm und empfing Dortchens letzten Atemzug in seinen Mund. Sie war nun tot. Wilhelm war betäubt, und seine Seele wünschte nicht wieder zu sich selbst zu kommen; doch endlich stieg er aus dem Bette, weinte und klagte laut. Selbst Vater Stilling und seine Margarete gingen zu ihr und hielten ihr die Augen fest zu und schluchzten. Es sah betrübt aus, wie die beiden alten Grauköpfe naß von Tränen zärtlich auf den verblichenen Engel blickten. Auch die Mädchen weinten laut und erzählten sich untereinander alle die letzten Worte und Liebkosungen, die ihnen ihre selige Schwägerin gesagt hatte.

Wilhelm Stilling hatte mit seinem Dortchen in der stark bevölkerten Landschaft allein gelebt; nun war sie tot und begraben, und er fand daher, daß er jetzt ganz allein in der Welt lebte. Eltern und Geschwister waren um ihn, ohne daß er sie bemerkte. In dem Gesichte seines verwaisten Kindes sah er nur Dortchens Lineamente; und wenn er des Abends schlafen ging, so fand er sein Zimmer still und öde. Oft glaubte er den rauschenden Fuß Dortchens zu hören, wie sie ins Bette stieg. Er fuhr dann ineinander, Dortchen zu sehen, und sah sie nicht. Er durchdachte alle Tage, die sie miteinander gelebt hatten, fand in jedem ein Paradies und wunderte sich, daß er nicht damalen vor lauter Wonne gejauchzt hatte. Dann nahm er seinen Heinrich in die Arme, weinte ihn naß, drückte ihn an seine Brust und schlief mit ihm. Dann träumte er oft, wie er mit Dortchen im Geißenberger Wald spaziere, wie er so froh sei, daß er sie wieder habe. Im Traum fürchtete er wacker zu werden, und dennoch erwachte er: seine Tränen wurden dann neu und sein Zustand war trostlos. Vater Stilling sah das alles, und doch tröstete er seinen Wilhelm niemals. Margarete und die Mädchen versuchten es oft, aber sie machten nur übel ärger; denn alles beleidigte Wilhelm, was nur dahin zielte, ihn aus seiner Trauer zu ziehen. Sie konnten aber gar nicht begreifen, wie es doch möglich sein könnte, daß ihr Vater gar keine Mühe anwendete, Wilhelm aufzumuntern. Sie vereinigten sich daher, ihren Vater dazu zu ermahnen, sobald Wilhelm einmal im Geißenberger Wald herumirren und seines Dortchens Gänge und Fußtritte aufsuchen und beweinen würde. Das tat er oft, und daher währte es nicht lange, bis sie Gelegenheit fanden, ihr Vorhaben auszuführen. Margarete nahm es auf sich, sobald der Tisch abgetragen und Wilhelm fort war, Vater Stilling aber an seinen Zähnen stocherte und gerade vor sich hin auf einen Fleck sah. „Ebert,“ sagte sie, „warum lässest du den Jungen so herumgehen? du nimmst dich seiner gar nicht an, redest ihm nicht ein wenig zu, sondern tust, als wenn er dich gar nichts angehe. Der arme Mensch sollte

vor lauter Traurigkeit die Auszehrung bekommen.“ — „Margarete,“ antwortete der Alte lächelnd, „was meinst du wohl, daß ich ihm sagen könnte, ihn zu trösten? Sage ich ihm, er sollte sich zufrieden geben, sein Dortchen sei im Himmel, sie sei selig: so kommt das eben heraus, als wenn dir jemand alles, was du auf der Welt am liebsten hast, abnähme, und ich käme dann her und sagte: Gib dich zufrieden! deine Sachen sind ja wohl verwahrt, über sechzig Jahr bekommst du sie ja wieder, es ist ein braver Mann, der sie hat u. s. w. Würdest du nicht recht bös auf mich werden und sagen: Wovon leb' ich aber die sechzig Jahr? Soll ich Dortchens Fehler alle aufzählen, und suchen ihn zu überreden, er habe nichts so gar Kostbares verloren, so würde ich ihre Seele beleidigen, ein Lügner oder Lästere sein, weiter aber nichts ausrichten, als Wilhelm mir auf immer zum Feinde machen; er würde alle ihre Tugenden dagegen aufzählen, und ich würde in der Rechnung zu kurz kommen. Soll ich ihm ein andres Dortchen aufsuchen? Das müßte just ein Dortchen sein, und doch würde es ihm vor ihr ekeln. Ach! es gibt kein Dortchen mehr!“ — Ihm zitterten die Lippen und seine Augen waren naß. Nun weinten sie wieder alle, vornehmlich darum, weil ihr Vater weinte.

Bei diesen Umständen war Wilhelm nicht imstande, sein Kind zu versorgen oder sonst etwas Nützliches zu verrichten. Margarete nahm also ihren Enkel in völlige Verpflegung, fütterte und kleidete ihn auf ihre altfränkische Manier aufs reinlichste. Die Mädchen gängelten ihn, lehrten ihn beten und andächtige Reimchen hersagen, und wenn Vater Stilling Samstags abends aus dem Walde kam und sich an den Ofen gesetzt hatte, so kam der Kleine gestolpert, suchte auf seine Kniee zu klettern, und nahm jauchzend das für ihn gesparte Butterbrot; mauste auch wohl selbst im Quersack, um es zu finden; es schmeckte ihm besser als sonst der allerbeste Reisbrei Kindern zu tun pflegt, wiewohl es allezeit von der Luft hart und vertrocknet war. Dieses vertrocknete Butterbrot verzehrte Heinrich auf seines Großvaters Schoß, wobei ihm derselbe

entweder das Lied: Gerberli hieß mein Hüneli; oder auch: Reiter zu Pferd, da kommen wir her, vorsang, wobei er immer die Bewegung eines trabenden Pferds mit dem Knie machte. Mit einem Wort: Vater Stilling hatte einen Kunstgriff in seiner Kindererziehung, er wußte alle Augenblicke eine neue Belustigung für Heinrich, die immer so beschaffen waren, daß sie seinem Alter angemessen, das ist, ihm begreiflich waren; doch so, daß immer dasjenige, was den Menschen ehrwürdig sein muß, nicht allein nicht verkleinert, sondern gleichsam im Vorbeigang groß und schön vorgestellt wurde. Dadurch gewann der Knabe eine Liebe zu seinem Großvater, die über alles ging; und daher hatten denn die Begriffe, die er ihm beibringen wollte, Eingang bei ihm. Was ihm sein Großvater sagte, das glaubte er ohne weiteres Nachdenken.

Die stille Wehmut Wilhelms verwandelte sich nun vor und nach in eine gesprächige und vertrauliche Traurigkeit. Nun sprach er wieder mit seinen Leuten; ganze Tage redeten sie von Dortchen, sangen ihre Lieder, besahen ihre Kleider und dergleichen Dinge mehr. Wilhelm fing an, ein Wonnegefühl in ihrem Andenken zu empfinden und einen Frieden zu schmecken, der über alles ging, wenn er sich vorstellte, daß über kurze Jahre auch ihn der Tod würde abfordern, wo er denn, ohne einiges Ende zu befürchten, ewig in Gesellschaft seines Dortchens die höchste Glückseligkeit, deren der Mensch nur fähig ist, würde zu genießen haben. Dieser große Gedanke zog eine ganze Lebensänderung nach sich, wozu folgender Vorfall noch ein großes mit beitrug. Etliche Stunden von Tiefenbach ab war ein großes adeliges Haus, welches durch eine Erbschaft an einen gewissen Grafen gefallen war. Auf diesem Schloß hatte sich eine Gesellschaft frommer Leute eingepachtet. Sie hatten eine Fabrik von halbseidenen Stoffen unter sich angelegt, wovon sie sich nährten. Was nun kluge Köpfe waren, die die Moden und den Wohlstand in der Welt kannten, oder mit einem Wort, wohllebende Leute, die hatten gar keinen Geschmack an dieser Einrichtung. Sie wußten, wie schimpflich es in der großen

Welt wäre, sich öffentlich zu Jesu Christo zu bekennen oder Unterredungen zu halten, worinnen man sich ermahnte, dessen Lehre und Leben nachzufolgen. Daher waren denn auch diese Leute in der Welt verachtet und hatten keinen Wert; sogar fanden sich Menschen, die wollten gesehen haben, daß sie auf ihrem Schlosse allerhand Greuel verübten, wodurch dann die Verachtung noch größer wurde. Mehr konnte man sich aber nicht ärgern, als wenn man hörte: daß diese Leute über solche Schmach noch froh waren und sagten, daß es ihrem Meister ebenso ergangen. Unter dieser Gesellschaft war einer, namens Niklas, ein Mensch von ungemeinem Genie und Naturgaben. Er hatte Theologie studiert, dabei aber die Mängel aller Systeme entdeckt, auch öffentlich dagegen geredet und geschrieben; weswegen er ins Gefängnis gelegt, hernach aber daraus wieder befreit worden und mit einem gewissen Herrn lange auf Reisen gewesen war. Er hatte sich, um ruhig und frei zu leben, unter diese Leute begeben, und da er von ihrem Handwerk nichts verstand, so trug er ihre verfertigten Zeuge weit umher feil, oder, wie man zu sagen pflegt, er ging damit hausieren. Dieser Niklas war oft in Stillings Hause gewesen; weil er aber wußte, wie fest man daselbst an den Grundsätzen der reformierten Religion und Kirche hing, so hatte er sich nie herausgelassen; zu dieser Zeit aber, da Wilhelm Stilling anfang aus dem schwärzesten Kummer sich loszuwinden, fand er Gelegenheit mit ihm zu reden. Dieses Gespräch ist wichtig; darum will ich es hier beifügen, so wie mir's Niklas selbst erzählt hat.

Nachdem sich Niklas gesetzt, fing er an: „Wie geht's Euch nun, Meister Stilling, könnt Ihr Euch auch in das Sterben Eurer Frau schicken?“

„Nicht zu wohl! das Herz ist noch so wund, daß es blutet, doch fange ich an mehr Trost zu finden.“

„So geht's, Meister Stilling, wenn man mit seinen Begierden sich zu sehr an etwas Vergängliches anfesselt. Und wir sind gewiß glücklicher, wenn wir Weiber haben, als hätten wir keine. Wir können sie von Herzen lieben;

allein, wie nützlich ist es doch auch, wenn man sich übt, auch diesem Vergnügen abzusterben und es zu verleugnen; gewiß wird uns dann der Verlust nicht so schwer fallen.“

„Das läßt sich recht gut predigen, aber tun, tun, leisten, halten, das ist eine andre Sache.“

Niklas lächelte und sagte: „Freilich ist es schwer, besonders, wenn man ein solches Dortchen gehabt hat; doch aber wenn's nur jemand ein Ernst ist, ja wenn nur jemand glaubt, daß die Lehre Jesu Christi zur höchsten Glückseligkeit führt, so wird's einem Ernst. Alsdann ist es wirklich so schwer nicht, als man sich's vorstellt. Laßt mich Euch die ganze Sache kurz erklären. Jesus Christus hat uns eine Lehre hinterlassen, die der Natur der menschlichen Seele so angemessen ist, daß sie, wenn sie nur befolgt wird, notwendig vollkommen glücklich machen muß. Wenn wir alle Lehren aller Weltweisen durchgehen, so finden wir eine Menge Regeln, die so zusammenhängen, wie sie sich ihr Lehrgebäude geformt hatten. Bald hinken sie, bald laufen sie, und dann stehen sie still; nur die Lehre Christi, aus den tiefsten Geheimnissen der menschlichen Natur herausgezogen, fehlt nie und beweist dem, der es recht einsieht, vollkommen, daß ihr Verfasser den Menschen selber müsse gemacht haben, indem er ihn bis auf den ersten Grundtrieb kannte. Der Mensch hat einen unendlichen Hunger nach Vergnügen, — nach Vergnügen, die imstande sind, ihn zu sättigen, die immer 'was Neues ausliefern, die eine unaufhörliche Quelle neuer Vergnügen sind. In der ganzen Schöpfung aber finden wir keine von solcher Art. Sobald wir ihrer durch den Wechsel der Dinge verlustig werden, so lassen sie eine Qual zurück, wie Ihr zum Exempel bei Eurem Dortchen gewahr worden. Dieser göttliche Gesetzgeber wußte, daß der Grund aller menschlichen Handlungen die wahre Selbstliebe sei. Weit davon entfernt, diesen Trieb, der viel Böses anrichten kann, zu verdrängen, so gibt er lauter Mittel an die Hand, denselben zu veredeln und zu verfeinern. Er befiehlt, wir sollen andern das beweisen, was wir wünschen, daß sie uns beweisen sollen; tun wir nun das, so sind wir ihrer Liebe

gewiß, sie werden uns wohltun und viel Vergnügen machen, wenn sie anders keine böse Menschen sind. Er befiehlt, wir sollen die Feinde lieben; sobald wir nun einem Feinde Liebes und Gutes erzeigen, so wird er gewiß auf das äußerste gefoltert, bis er sich mit uns ausgesöhnt hat; wir selbst aber genießen bei der Ausübung dieser Pflichten, die uns nur im Anfang ein wenig Mühe kosten, einen innern Frieden, der alle sinnlichen Vergnügen weit übertrifft. Überdies ist der Stolz eigentlich die Quelle unsrer gesellschaftlichen Laster, alles Unfriedens, Hasses und Störens der Ruhe. Wider diese Wurzel alles Übels nun ist kein bessres Mittel, als obige Gesetze Jesu Christi. Ich mag mich für jetzt nicht weiter darüber erklären; ich wollte Euch nur soviel sagen: daß es wohl der Mühe wert sei, Ernst anzuwenden, der Lehre Christi zu folgen, weil sie uns dauerhafte und wesentliche Vergnügen verschafft, die uns im Verlust andrer die Wage halten können.“

„Sagt mir doch dieses alles vor, Freund Niklas! ich muß es aufschreiben, ich glaube, daß es wahr ist, was Ihr sagt.“

Niklas wiederholte es von Herzen und immer mit einem bißchen mehr oder weniger, und Wilhelm schrieb es auf, so wie er's ihm vorsagte.

„Aber,“ fuhr er fort, „wenn wir durch die Nachfolge der Lehre Christi selig werden, wofür ist dann sein Leiden und Sterben? Die Prediger sagen ja, wir könnten die Gebote nicht halten, sondern wir würden nur durch den Glauben an Christum und durch sein Verdienst gerecht und selig.“

Niklas lächelte und sagte: „Davon läßt sich einst einmal weiter reden. Nehmt's nur eine Weile so, daß, wie er uns durch sein heiliges reines Leben, da er in der Gnade vor Gott und den Menschen hinwandelte, eine freie Aussicht über unser Leben, über die verworrenen Erdenhändel verschafft hat, daß wir durch einen Blick auf ihn mutig werden und hoffen der Gnade, die über uns waltet, zur größern Einfalt des Herzens, mit der man überall durch-

kommt: so hat er auch, sage ich, sein Kreuz hin in die Nacht des Todes gepflanzt, wo die Sonne untergeht und der Mond sein Licht verliert, daß wir da hinaufblicken und ein „Gedenke mein!“ in demütiger Hoffnung rufen. So werden wir durch sein Verdienst selig, wenn Ihr wollt; denn er hat sich die Freiheit der Seinen vom ewigen Tod scharf und sauer genug verdient, und so werden wir durch den Glauben selig, denn der Glaube ist Seligkeit. Laßt Euch indessen das all nicht anfechten und seid im Kleinen treu, sonst werdet Ihr im Großen nichts ausrichten. Ich will Euch ein paar Blätter hier lassen, die aus dem Französischen des Erzbischofs Fénelon übersetzt sind; sie handeln von der Treue in kleinen Dingen; auch will ich Euch die Nachfolge Christi des Thomas von Kempis mitbringen, Ihr könnt da weiter Nachricht bekommen.“

Ich kann nicht eigentlich sagen, ob Wilhelm aus wahrer Überführung diese Lehre angenommen, oder ob der Zustand seines Herzens so beschaffen gewesen, daß er ihre Schönheit empfunden, ohne ihre Wahrheit zu untersuchen. Gewiß, wenn ich mit kaltem Blut den Vortrag dieses Niklasens durchdenke, so finde ich, daß ich nicht alles reimen kann, aber im ganzen ist's doch herrlich und gut.

Wilhelm kaufte von Niklasen einige Ellen Stoff, ohne sie nötig zu haben, und da nahm der gute Prediger sein Bündel auf den Nacken und ging, doch mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen; und gewiß wird Niklas den ganzen Giller durch Gott recht herzlich für die Bekehrung Wilhelms gedankt haben. Dieser nun fand eine tiefe unwiderstehliche Neigung in seiner Seele, die ganze Welt daran zu geben und mit seinem Kinde oben im Hause auf einer Kammer allein zu wohnen. Seine Schwester Elisabeth wurde an einen Leineweber Simon an seine Stelle ins Haus verheiratet, er aber bezog seine Kammer, schaffte sich einige Bücher an, die ihm von Niklas vorgeschlagen wurden, und so verlebte er daselbst mit seinem Knaben viele Jahre.

Die ganze Beschäftigung dieses Mannes ging während

dieser Zeit dahin, mit seinem Schneiderhandwerke seine Bedürfnisse zu erwerben; (denn er gab für sich und sein Kind wöchentlich ein erträgliches Kostgeld ab an seine Eltern) und dann, alle Neigungen seines Herzens, die nicht auf die Ewigkeit abzielten, zu dämpfen; endlich aber auch seinen Sohn in eben den Grundsätzen zu erziehen, die er sich als wahr und festbegründet eingeildet hatte. Des Morgens um vier Uhr stand er auf und fing an zu arbeiten; um sieben weckte er seinen Heinrich, und beim ersten Erwachen erinnerte er ihn freundlich an die Gütigkeit des Herrn, der ihn die Nacht durch von seinen Engeln bewachen lassen. Danke ihm dafür, mein Kind! sagte Wilhelm, indem er den Knaben ankleidete. War dieses geschehen, so mußte er sich in kaltem Wasser waschen, und dann nahm ihn Wilhelm neben sich, schloß die Kammer zu und fiel mit ihm vor dem Bette auf die Kniee und betete mit der größten Inbrunst des Geistes zu Gott, wobei ihm die Tränen oft häufig zur Erde flossen. Dann bekam der Junge sein Frühstück, welches er mit einem Anstand und Ordnung verzehren mußte, als wenn er in Gegenwart eines Prinzen gespeist hätte. Nun mußte er ein kleines Stück im Katechismus lesen und vor und nach auswendig lernen; auch war ihm erlaubt, alte, anmutige und einem Kinde begreifliche Geschichten, teils geistliche, teils weltliche, zu lesen, als da war: der Kaiser Oktavianus mit seinem Weib und Söhnen; die Historie von den vier Haymons-Kindern; die schöne Melusine und dergleichen. Wilhelm erlaubte niemals dem Knaben mit andern Kindern zu spielen, sondern er hielt ihn so eingezogen, daß er im siebenten Jahr seines Alters noch keine Nachbarskinder, wohl aber eine ganze Reihe schöner Bücher kannte. Daher kam es denn, daß seine ganze Seele anfang, sich mit Idealen zu belustigen; seine Einbildungskraft ward erhöht, weil sie keine andre Gegenstände bekam, als idealische Personen und Handlungen. Die Helden alter Romanzen, deren Tugenden übertrieben geschildert wurden, setzten sich unvermerkt als soviel nachahmungswürdige Gegenstände in sein Gemüt fest und die

Lasten wurden ihm zum größten Abscheu; doch aber, weil er beständig von Gott und frommen Menschen reden hörte, so wurde er unvermerkt in einen Gesichtspunkt gestellt, aus dem er alles beobachtete. Das erste, wonach er fragte, wenn er von jemand etwas las oder reden hörte, bezog sich auf seine Gesinnung gegen Gott und Christus. Daher, als er einmal Gottfried Arnolds Leben der Altväter bekam, konnte er gar nicht mehr aufhören zu lesen, und dieses Buch, nebst Reizens Historie der Wiedergeborenen, blieb sein bestes Vergnügen in der Welt bis ins zehnte Jahr seines Alters; aber alle diese Personen, deren Lebensbeschreibungen er las, blieben so fest in seiner Einbildungskraft idealisiert, daß er sie nie in seinem Leben vergessen hat.

Am Nachmittag, von zwei bis drei Uhr, oder auch etwas länger, ließ ihn Wilhelm in den Baumhof und Geißenberger Wald spazieren; er hatte ihm daselbst einen Distrikt angewiesen, den er sich zu seinen Belustigungen zueignen, aber über welchen er nicht weiter ohne Gesellschaft seines Vaters hinausgehen durfte. Diese Gegend war nicht größer, als Wilhelm aus seinem Fenster übersehen konnte, damit er ihn nie aus den Augen verlieren möchte. War dann die gesetzte Zeit um, oder wenn sich auch ein Nachbarskind Heinrich von weitem näherte, so pfiß Wilhelm, und auf dieses Zeichen war er den Augenblick wieder bei seinem Vater.

Diese Gegend, Stillings Baumhof und ein Strich Waldes, der an den Hof grenzte, wurde von unserm jungen Knaben also täglich bei gutem Wetter besucht und zu lauter idealischen Landschaften gemacht. Da war eine ägyptische Wüste, in welcher er einen Strauch zur Höhle umbildete, in welche er sich verbarg und den heiligen Antonius vorstellte, betete auch wohl in diesem Enthusiasmus recht herzlich. In einer andern Gegend war der Brunnen der Melusine; dort war die Türkei, wo der Sultan und seine Tochter, die schöne Marcebilla, wohnten; da war auf einem Felsen das Schloß Montalban, in welchem Reinold wohnte u. s. w. Nach diesen Örtern wallfahrtete er

täglich, kein Mensch kann sich die Wonne einbilden, die der Knabe daselbst genoß; sein Geist floß über, er stammelte Reimen und hatte dichterische Einfälle. So war die Erziehung dieses Kindes beschaffen bis ins zehnte Jahr. Eins gehört noch hierzu. Wilhelm war sehr scharf; die mindeste Übertretung seiner Befehle bestrafte er aufschärfste mit der Rute. Daher kam zu obigen Grundlagen eine gewisse Schüchternheit in des jungen Stillings Seele, und aus Furcht vor den Züchtigungen suchte er seine Fehler zu verhehlen und zu verdecken, so daß er sich nach und nach zum Lügen verleiten ließ: eine Neigung, die ihm zu überwinden bis in sein zwanzigstes Jahr viel Mühe gemacht hat. Wilhelms Absicht war, seinen Sohn biegsam und gehorsam zu erziehen, um ihn zur Haltung göttlicher und menschlicher Gesetze fähig zu machen, und eine gewissenhafte Strenge führe, deuchte ihn, den nächsten Weg zum Zwecke; und da konnte er gar nicht begreifen, woher es doch käme, daß seine Seligkeit, die er an den schönen Eigenschaften seines Jungen genoß, durch das Laster der Lügen, auf welchem er ihn oft ertappte, so häßlich versalzen würde. Er verdoppelte seine Strenge, besonders wo er eine Lüge gewahr wurde; allein er richtete dadurch weiter nichts aus, als daß Heinrich alle erdenklichen Kunstgriffe anwendete, seine Lügen wahrscheinlicher zu machen; und so wurde denn doch der gute Wilhelm betrogen. Sobald der Knabe merkte, daß es ihm gelang, so freute er sich und dankte noch wohl Gott, daß er ein Mittel gefunden, einem Strafgericht zu entgehen. Doch muß ich auch dieses zu seiner Ehrenrettung sagen; er log nur dann, wenn er Schläge damit abwenden konnte.

Der alte Stilling sah alles dieses ganz ruhig an. Die strenge Lebensart seines Sohnes beurteilte er nie; lächelte aber wohl zuweilen und schüttelte die grauen Locken, wenn er sah, wie Wilhelm nach der Rute griff, weil der Knabe etwas gegessen oder getan hatte, das gegen seinen Befehl war. Dann sagte er auch wohl in Abwesenheit des Kindes: „Wilhelm! wer nicht will, daß seine Gebote häufig

übertreten werden, der muß nicht viel befehlen. Alle Menschen lieben die Freiheit.“ — „Ja,“ sagte Wilhelm dann, „so wird mir aber der Junge eigenwillig.“ — „Verbiete du ihm,“ erwiderte der Alte, „seine Fehler, wenn er sie eben begehen will, und unterrichte ihn, warum; hast du es aber vorhin verboten, so vergißt der Knabe die vielen Gebote und Verbote, fehlt immer, du aber mußt dein Wort handhaben, und so gibt's immer Schläge.“ Wilhelm erkannte dieses und ließ vor und nach die meisten Regeln in Vergessenheit kommen; er regierte nun nicht mehr so sehr nach Gesetzen, sondern ganz monarchisch; er gab seinen Befehl immer, wenn's nötig war, richtete ihn nach den Umständen ein, und nun wurde der Knabe nicht mehr soviel gezüchtigt, seine ganze Lebensart wurde in etwas aufgeweckter, freier und edler.

Heinrich Stilling wurde also ungewöhnlich erzogen, ganz ohne Umgang mit andern Menschen; er wußte daher nichts von der Welt, nichts von Lastern, er kannte gar keine Falschheit und Ausgelassenheit; beten, lesen und schreiben war seine Beschäftigung; sein Gemüt war also mit wenigen Dingen angefüllt: aber alles, was darin war, war so lebhaft, so deutlich, so verfeinert und veredelt, daß seine Ausdrücke, Reden und Handlungen sich nicht beschreiben lassen. Die ganze Familie erstaunte über den Knaben, und der alte Stilling sagte oft: „Der Junge entfliegt uns, die Federn wachsen ihm größer, als je einer in unsrer Freundschaft gewesen; wir müssen beten, daß ihn Gott mit seinem guten Geist regieren wolle.“ Alle Nachbarn, die wohl in Stillings Haus kamen und den Knaben sahen, wunderten sich; denn sie verstanden nichts von allem, was er sagte, ob er gleich gut deutsch redete. Unter andern kam einmal Nachbar Stähler hin, weil er von Wilhelm ein Kamisol gemacht haben wollte; doch war wohl seine Hauptabsicht dabei, unter der Hand sein Mariechen zu versorgen; denn Stilling war im Dorf angesehen, und Wilhelm war fromm und fleißig. Der junge Heinrich mochte acht Jahre alt sein; er saß in einem Stuhl und las in einem Buch, sah seiner Gewohnheit nach ganz ernsthaft, und ich glaube

nicht, daß er zu der Zeit noch in seinem Leben stark gelacht hatte. Stähler sah ihn an und sagte: „Heinrich, was machst du da?“

„Ich lese.“

„Kannst du denn schon lesen?“

Heinrich sah ihn an, verwunderte sich und sprach: „Das ist ja eine dumme Frage, ich bin ja ein Mensch.“ — Nun las er stark, mit Leichtigkeit, gehörigem Nachdruck und Unterscheidung. Stähler entsetzte sich und sagte: „Hol’ mich der T . . .! so was hab ich mein Lebtage nicht gesehen.“ Bei diesem Fluch sprang Heinrich auf, zitterte und sah schüchtern um sich; wie er endlich sah, daß der Teufel ausblieb, rief er: „Gott, wie gnädig bist du!“ — trat darauf vor Stähler und sagte: „Mann! habt Ihr den Satan gesehen?“ — „Nein,“ antwortete Stähler. — „So ruft ihm nicht mehr,“ versetzte Heinrich und ging in eine andre Kammer.

Das Gerücht von diesem Knaben erscholl weit umher; alle Menschen redeten von ihm und verwunderten sich. Selbst der Pastor Stollbein wurde neugierig, ihn zu sehen. Nun war Heinrich noch nie in der Kirche gewesen, hatte daher auch noch nie einen Mann mit einer großen weißen Perücke und feinem schwarzen Kleide gesehen. Der Pastor kam nach Tiefenbach hin, und weil er vielleicht in ein andres Haus gegangen war, so wurde seine Ankunft in Stilling’s Hause vorher ruchbar, wie auch, warum er gekommen war. Wilhelm unterrichtete seinen Heinrich also, wie er sich betragen müßte, wenn der Pastor käme. Er kam dann endlich und mit ihm der alte Stilling. Heinrich stand an der Wand grad auf, wie ein Soldat, der das Gewehr präsentiert; in seinen gefalteten Händen hielt er seine aus blauen und grauen tuchenen Lappen zusammengesetzte Mütze und sah dem Pastor immer starr in die Augen. Nachdem sich Herr Stollbein gesetzt und ein und ander Wort mit Wilhelm geredet hatte, drehte er sich gegen die Wand und sagte: „Guten Morgen, Heinrich!“

„Man sagt guten Morgen, wenn man in die Stube kommt.“

Stollbein merkte, mit wem er's zu tun hatte, daher drehte er sich mit seinem Stuhle neben ihn und fuhr fort: „Kannst du auch den Katechismus?“

„Noch nicht all.“

„Wie, noch nicht all? das ist ja das erste, was die Kinder lernen müssen.“

„Nein, Pastor, das ist nicht das erste; Kinder müssen erst beten lernen, daß ihnen Gott Verstand geben möge, den Katechismus zu begreifen.“

Herr Stollbein war schon im Ernste ärgerlich und eine scharfe Strafpredigt an Wilhelm war schon ausstudiert; doch diese Antwort machte ihn stutzig. „Wie betest du denn?“ fragte er ferner.

„Ich bete: Lieber Gott! gib mir doch Verstand, daß ich begreifen kann, was ich lese.“

„Das ist recht, mein Sohn, so bete fort!“

„Ihr seid nicht mein Vater.“

„Ich bin dein geistlicher Vater.“

„Nein, Gott ist mein geistlicher Vater; Ihr seid ein Mensch, ein Mensch kann kein Geist sein.“

„Wie, hast du denn keinen Geist, keine Seele?“

„Ja freilich! wie könnt Ihr so einfältig fragen? Aber ich kenne meinen Vater.“

„Kennst du denn auch Gott, deinen geistlichen Vater?“

Heinrich lächelte. „Sollte ein Mensch Gott nicht kennen?“

„Du kannst ihn ja doch nicht sehen.“

Heinrich schwieg und holte seine wohlgebrauchte Bibel und wies dem Pastor den Spruch Röm. 1, v. 19 und 20.

Nun hatte Stollbein genug. Er hieß den Knaben hinausgehen und sagte zu dem Vater: „Euer Kind wird alle seine Voreltern übertreffen; fahret fort, ihn wohl unter der Rute zu halten; der Junge wird ein großer Mann in der Welt.“

Wilhelm hatte noch immer seine Wunde über Dorchens Tod; er seufzte noch beständig um sie. Nunmehr

nahm er auch zuweilen seinen Knaben mit nach dem alten Schlosse, zeigte ihm seiner verklärten Mutter Tritte und Schritte, alles, was sie hier und da geredet und getan hatte. Heinrich verliebte sich so in seine Mutter, daß er alles, was er von ihr hörte, in sein eignes verwandelte, welches Wilhelm so wohl gefiel, daß er seine Freude nicht bergen konnte.

Einstmals an einem schönen Herbstabend gingen unsre beiden Liebhaber des seligen Dortchens in den Ruinen des Schlosses herum und suchten Schneckenhäuschen, die daselbst sehr häufig waren. Dortchen hatte daran ihre größte Belustigung gehabt. Heinrich fand neben einer Mauer unter einem Steine ein Zulegmesserchen mit gelben Buckeln und grünem Stiel. Es war noch gar nicht rostig, theils, weil es im Trocknen lag, theils, weil es so bedeckt gelegen, daß es nicht darauf regnen konnte. Heinrich war froh über diesen Fund, lief zu seinem Vater und zeigte es ihm. Wilhelm besah es, wurde blaß, fing an zu schluchzen und zu heulen. Heinrich erschrak, ihm standen auch schon die Tränen in den Augen, ohne zu wissen, warum; auch durfte er nicht fragen. Er drehte das Messer herum und sah, daß auf der Klinge mit Ätzwasser geschrieben stand: Johanna Dorothea Katharina Stilling. Er schrie laut und lag da, wie ein Toter. Wilhelm hörte sowohl das Lesen des Namens, als auch den lauten Schrei; er setzte sich neben den Knaben, schüttelte an ihm und suchte ihn wieder zurechtzubringen. Indem er damit beschäftigt war, ward ihm wohl in seiner Seele; er fand sich getröstet; er nahm den Knaben in seine Arme, drückte ihn an seine Brust und empfand ein Vergnügen, das über alles ging. Er nahete sich zu Gott wie zu seinem Freunde und meinte, bis in die Herrlichkeit des Himmels aufgezogen zu sein und Dortchen unter den Engeln zu sehen. Indes kam Heinrich wieder zu sich und fand sich in seines Vaters Armen. Er wußte sich nicht zu besinnen, daß ihn sein Vater jemals in den Armen gehabt. Seine ganze Seele wurde durchdrungen, Tränen der stärksten Empfindung flossen über seine schneeweiße volle Wange herab. „Vater, habt Ihr

mich lieb?“ — fragte er. Niemals hatte Wilhelm mit seinem Kinde weder gescherzt noch getändelt; daher wußte der Knabe von keinem andern Vater, als einem ernsthaften und strengen Mann, den er fürchten und verehren mußte. Wilhelms Kopf sank Heinrichen auf die Brust; er sagte: „Ja!“ und weinte laut. Heinrich war außer sich und eben im Begriffe, wieder ohnmächtig zu werden; doch der Vater stand plötzlich auf und stellte ihn auf die Füße. Kaum konnte er stehen. „Komm,“ sagte Wilhelm, „wir wollen ein wenig herumgehen.“ Sie suchten das Messer, konnten es aber gar nicht wieder finden; es war ganz gewiß zwischen den Steinen tief hinabgefallen. Sie suchten lange, aber sie fanden's nicht. Niemand war trauriger als Heinrich; doch der Vater führte ihn weg und redete folgendes mit ihm:

„Mein Sohn! Du bist nun bald neun Jahre alt. Ich habe dich gelehrt und unterrichtet, so gut ich gekonnt habe; du hast nun bald soviel Verstand, daß ich vernünftig mit dir reden kann. Du hast noch vieles in der Welt vor dir und ich selber bin noch jung. Wir werden unser Leben auf unsrer Kammer nicht beschließen können; wir müssen wieder mit Menschen umgehen; ich will wiederum Schule halten und du sollst mit mir gehen und ferner lernen. Befleißige dich auf alles, wozu du Lust hast, es soll dir an Büchern nicht fehlen; doch aber, damit du etwas Gewisses habest, womit du dein Brot erwerben könntest, so mußt du mein Handwerk lernen. Wird dich denn der liebe Gott in einen bessern Beruf setzen, so hast du Ursache, ihm zu danken; niemand wird dich verachten, daß du mein Sohn bist, und wenn du auch ein Fürst würdest.“ Heinrich empfand Wonne über seines Vaters Vertraulichkeit; seine Seele wurde unendlich erweitert; er fühlte eine so sanfte unbezwingbare Freiheit, dergleichen sich nicht vorstellen läßt, mit einem Worte, er empfand jetzt zum ersten Male, daß er ein Mensch war. Er sah seinen Vater an und sagte: „Ich will alles tun, was Ihr haben wollt.“ Wilhelm lächelte ihn an und fuhr fort: „Du wirst glücklich sein; nur mußt du nie vergessen, mit

Gott vertraulich umzugehen; der wird dich alsdann in seinen Schutz nehmen und dich vor allem Bösen bewahren.“ Unter diesen Gesprächen kamen sie wieder nach Hause und auf ihre Kammer. Von dieser Zeit an schien Wilhelm ganz verändert; sein Herz war wieder geöffnet worden und seine frommen Gesinnungen hinderten ihn nicht, unter die Leute zu gehen. Alle Menschen, auch die wildesten, empfanden Ehrfurcht in seiner Gegenwart; denn sein ganzer Mensch hatte in der Einsamkeit einen unwiderstehlichen, sanften Ernst angenommen, aus dem eine reine einfältige Seele hervorblickte. Öfters nahm er auch seinen Sohn mit, zu dem er eine ganz neue, warme Liebe spürte. Beim Finden des Messers war er Dortchens ganzen Charakter an dem Knaben gewahr worden; es war sein und Dortchens Sohn; und über diesen Aufschluß stürzte alle seine Neigung auf Heinrich und er fand Dortchen in ihm wieder.

Nun führte Wilhelm seinen Heinrich zum erstenmal in die Kirche. Er erstaunte über alles, was er sah; sobald aber die Orgel anfang zu gehen, da wurde seine Empfindung zu mächtig, er bekam gelinde Zuckungen; eine jede sanfte Harmonie zerschmolz ihm, die Molltöne machten ihn in Tränen fließen und das rasche Allegro machte ihn aufspringen. Wie erbärmlich auch sonst der gute Organist sein Handwerk verstand, so war es doch Wilhelm unmöglich, seinen Sohn davon abzubringen, nicht nach geendigter Predigt den Organisten und seine Orgel zu sehen. Er sah sie und der Virtuose spielte ihm zu Gefallen ein Andante, welches vielleicht das erstemal in der Florenburger Kirche war, daß dieses einem Bauernjungen zu Gefallen geschah.

Nun sah auch Heinrich zum erstenmal seiner Mutter Grab. Er wünschte nur ihre noch übrigen Gebeine zu sehen; da das aber nicht geschehen konnte, so setzte er sich auf den Grabeshügel, pflückte einige Herbstblumen und Kräuter auf demselben, steckte sie vor sich in seine Knopflöcher und ging weg. Er empfand hier nicht soviel, als bei Findung des Messers; doch hatte er sich, nebst seinem

Vater, die Augen rot geweint. Jener Zufall war plötzlich und unerwartet, dieser aber vorbedächtig überlegt; auch war die Empfindung der Kirchenmusik noch allzu stark in seinem Herzen.

Der alte Stilling bemerkte nun auch die Beruhigung seines Wilhelms. Mit innigem Vergnügen sah er all das Gute und Liebe an ihm und seinem Kinde; er wurde dadurch noch mehr aufgeheitert und fast verjüngt.

Als er einmal im Frühlinge auf einen Montag Morgen nach dem Walde zu seiner Hantierung ging, ersuchte er Wilhelm, ihm seinen Enkel mitzugeben. Dieser gab es zu, und Heinrich freute sich zum höchsten. Wie sie den Giller hinaufgingen, sagte der Alte: „Heinrich, erzähle uns einmal die Historie von der schönen Melusine; ich höre so gerne alte Historien; so wird uns die Zeit nicht lange.“ Heinrich erzählte sie ganz umständlich mit der größten Freude. Vater Stilling stellte sich, als wenn er über die Geschichte ganz erstaunt wäre und als wenn er sie in allen Umständen für wahr hielte. Dies mußte aber auch geschehen, wenn man Heinrich nicht ärgern wollte; denn er glaubte alle diese Historien so fest als die Bibel. Der Ort, wo Stilling Kohlen brannte, war drei Stunden von Tiefenbach; man ging beständig bis dahin im Walde. Heinrich, der alles idealisierte, fand auf diesem ganzen Wege lauter Paradies; alles war ihm schön und ohne Fehler. Eine recht düstere Maibuche, die er in einiger Entfernung vor sich sah, mit ihrem schönen grünen Licht und Schatten, machte einen Eindruck auf ihn; sofort war die ganze Gegend ein Ideal und himmlisch schön in seinen Augen. Sie gelangten dann endlich auf einen hohen Berg zum Arbeitsplatze. Die mit Rasen bedeckte Köhlershütte fiel dem jungen Stilling sogleich in die Augen; er kroch hinein, sah das Lager von Moos und die Feuerstätten zwischen zwei rauhen Steinen, freute sich und jauchzte. Während der Großvater arbeitete, ging er im Walde herum und betrachtete alle Schönheiten der Gegend und der Natur; alles war ihm neu und unaussprechlich reizend. An einem Abende, wie sie des andern Tages wieder nach Hause

wollten, saßen sie vor der Hütte, da eben die Sonne untergegangen war. „Großvater,“ sagte Heinrich, „wenn ich in den Büchern lese, daß die Helden so weit zurück haben rechnen können, wer ihre Voreltern gewesen, so wünsche ich, daß ich auch wüßte, wer meine Voreltern gewesen sind. Wer weiß, ob wir nicht auch von einem Fürsten oder großen Herrn herkommen. Meiner Mutter Vorfahren sind alle Prediger gewesen, aber die Eurigen weiß ich noch nicht; ich will sie mir alle aufschreiben, wenn Ihr sie mir sagt.“ Vater Stilling lächelte und antwortete: „Wir kommen wohl schwerlich von einem Fürsten her; das ist mir aber auch ganz einerlei: du mußt das auch nicht wünschen. Deine Vorfahren sind alle ehrbare, fromme Leute gewesen; es gibt wenig Fürsten, die das sagen können. Lasse dir das die größte Ehre in der Welt sein, daß dein Großvater, Urgroßvater und ihre Väter alle Männer waren, die zwar außer ihrem Hause nichts zu befehlen hatten, doch aber von allen Menschen geliebt und geehrt wurden. Keiner von ihnen hat sich auf unehrliche Art verheiratet oder sich mit einer Frauensperson vergangen; keiner hat jemals begehrt, das nicht sein war; und alle sind großmütig gestorben in ihrem höchsten Alter.“ Heinrich freute sich und sagte: „Ich werde also alle meine Voreltern im Himmel finden?“ — „Ja,“ erwiderte der Großvater, „das wirst du; unser Geschlecht wird daselbst grünen und blühen. Heinrich! erinnere dich an diesen Abend, solange du lebst. In jener Welt sind wir von großem Adel; verliere diesen Vorzug nicht! Unser Segen wird auf dir ruhen, solange du fromm bist; wirst du gottlos werden und deine Eltern verachten, so werden wir dich in der Ewigkeit nicht kennen.“ Heinrich fing an zu weinen und sagte: „Seid dafür nicht bang, Großvater! ich werde fromm und froh sein, daß ich Stilling heiße. Erzählet mir aber, was Ihr von unsern Voreltern wisset.“ Vater Stillnig erzählte: „Meines Urgroßvaters Vater hieß Ulli Stilling. Er war ungefähr Anno 1500 geboren. Ich weiß aus alten Briefen, daß er nach Tiefenbach gekommen, wo er im Jahre 1530 Hans Stählers Tochter geheiratet.

Er ist aus der Schweiz hergekommen und mit Zwinglius bekannt gewesen. Er war ein sehr frommer Mann, auch so stark, daß er einstmalen fünf Räubern seine vier Kühe wieder abgenommen, die sie ihm gestohlen hatten. Anno 1536 bekam er einen Sohn, der hieß Reinhard Stilling; dieser war mein Urgroßvater. Er war ein stiller eingezogener Mann, der jedermann Gutes tat; er heiratete im fünfzigsten Jahre eine ganz junge Frau, mit der er viele Kinder hatte; in seinem sechzigsten Jahre gebar ihm seine Frau einen Sohn, den Heinrich Stilling, der mein Großvater gewesen. Er war 1596 geboren, er wurde 101 Jahr alt, daher habe ich ihn noch eben gekannt. Dieser Heinrich war ein sehr lebhafter Mann, kaufte sich in seiner Jugend ein Pferd, wurde ein Fuhrmann und fuhr nach Braunschweig, Brabant und Sachsen. Er war ein Schirrmeister, hatte gemeiniglich 20 bis 30 Fuhrleute bei sich. Zu der Zeit waren die Räubereien noch sehr im Gange und noch wenig Wirtshäuser an den Straßen; daher nahmen die Fuhrleute Proviant mit sich. Des Abends stellten sie die Karren in einen Kreis herum, so daß einer an den andern stieß; die Pferde stellten sie mitten ein und mein Großvater mit den Fuhrleuten waren bei ihnen. Wenn sie dann gefüttert hatten, so rief er: Zum Gebet, ihr Nachbarn! dann kamen sie alle und Heinrich Stilling betete sehr ernstlich zu Gott. Einer von ihnen hielt die Wache und die andern krochen unter ihre Karren ins Trockne und schliefen. Sie führten aber immer scharf geladene Gewehre und gute Säbel bei sich. Nun trug es sich einmal zu, daß mein Großvater selbst die Wache hatte: sie lagen im Hessenlande auf einer Wiese, ihrer waren sechsundzwanzig starke Männer. Gegen elf Uhr des Abends hörte er einige Pferde auf der Wiese reiten; er weckte in der Stille alle Fuhrleute und stand hinter seinem Karren. Heinrich Stilling aber lag auf seinen Knien und betete bei sich selbst ernstlich. Endlich stieg er auf seinen Karren und sah umher. Es war genug Licht, so, daß der Mond eben untergehen wollte. Da sah er ungefähr zwanzig Männer zu Pferde, wie sie abstiegen und leise auf die

Karren losgingen. Er kroch wieder herab, ging unter die Karre, damit sie ihn nicht sähen, gab aber wohl acht, was sie angingen. Die Räuber gingen rund um die Wagenburg herum und als sie keinen Eingang fanden, fingen sie an, an einem Karren zu ziehen. Stilling, sobald er das sah, rief: im Namen Gottes schießt! Ein jeder von den Fuhrleuten hatte den Hahn aufgezo-gen und schossen unter den Karren heraus, so daß der Räuber sofort sechse nieder-sanken; die andern Räuber erschranken, zogen sich ein wenig zurück und redeten zusammen. Die Fuhrleute luden wieder ihre Flinten; nun sagte Stilling, gebt acht, wenn sie wieder näher kommen, dann schießt; sie kamen aber nicht, sondern ritten fort. Die Fuhrleutespannten mit Tagesanbruch wieder an und fuhren weiter; ein jeder trug seine ge-ladene Flinte und seinen Degen, denn sie waren nicht sicher. Des Vormittags sahen sie aus einem Walde wieder einige Reiter auf sie zureiten. Stilling fuhr zuvörderst und die andern alle hinter ihm her. Da rief er: Ein jeder hinter seinen Karren und den Hahn gespannt! Die Reiter hielten stille; der vornehmste unter ihnen ritt allein auf sie zu, ohne Gewehr und rief: Schirrmeister hervor! Mein Großvater trat hervor, die Flinte in der Hand und den Degen unterm Arm. Wir kommen als Freunde, rief der Reiter. Heinrich traute nicht und stand da. Der Reiter stieg ab, bot ihm die Hand und fragte: Seid ihr verwichene Nacht von Räubern angegriffen worden? Ja, antwortete mein Großvater, nicht weit von Hirschfeld auf einer Wiese. Recht so, antwortete der Reiter, wir haben sie verfolgt und kamen eben bei der Wiese an, wie sie fortjagten und ihr einigen das Licht ausgeblasen hattet; ihr seid wackere Leute. Stilling fragte, wer er wäre? Der Reiter antwortete: Ich bin der Graf von Wittgenstein, ich will euch zehn Reiter zum Geleite mitgeben, denn ich habe noch Mannschaft genug dort hinten im Walde bei mir. Stilling nahm's an und ak-kordierte mit dem Grafen, wieviel er ihm jährlich geben sollte, wenn er ihn immer durchs Hessische geleitete. Der Graf gelobt's ihm, und die Fuhrleute fuhren nach Hause. Dieser mein Großvater hatte im zweiundzwanzigsten Jahre

geheiratet und im vierundzwanzigsten, nämlich 1620, bekam er einen Sohn, Hans Stilling, dieser war mein Vater. Er lebte ruhig, wartete seines Ackerbaues und diente Gott. Er hatte den ganzen dreißigjährigen Krieg erlebt und war öfters in die äußerste Armut geraten. Er hat zehn Kinder gezeugt, unter welchen ich das jüngste bin. Ich wurde 1680 geboren, eben da mein Vater 60 Jahre alt war. Ich habe, Gott sei Dank! Ruhe genossen und mein Gut wiederum von allen Schulden befreit. Mein Vater starb 1724, im hundertvierten Jahre seines Alters: ich habe ihn wie ein Kind verpflegen müssen, und er liegt zu Florenburg bei seinen Voreltern begraben.

Heinrich Stilling hatte mit größter Aufmerksamkeit zugehört. Nun sprach er: „Gott sei Dank, daß ich solche Eltern gehabt habe! Ich will sie alle nett aufschreiben, damit ich's nicht vergesse. Die Ritter nennen ihre Voreltern Ahnen, ich will sie auch meine Ahnen heißen.“ Der Großvater lächelte und schwieg.

Des andern Tages gingen sie wieder nach Hause, und Heinrich schrieb die Erzählung in ein altes Schreibbuch, das er umkehrte und die hinten weiß gebliebenen Blätter mit seinen Ahnen vollpfropfte.

Mir werden die Tränen los, da ich dieses schreibe. Wo seid ihr doch hingeflohen, ihr sel'gen Stunden? Warum bleibt nur euer Andenken dem Menschen übrig! Welche Freude überirdischer Fülle schmeckt der gefühlige Geist der Jugend! Es gibt keine Niedrigkeit des Standes, wenn die Seele geadelt ist. Ihr, meine Tränen, die mein durchbrechender Geist herauspreßt, sagt's jedem guten Herzen, sagt's ohne Worte, was ein Mensch sei, der mit Gott seinem Vater bekannt ist und all seine Gaben in ihrer Größe schmeckt!

Heinrich Stilling war die Freude und Hoffnung seines Hauses; denn obgleich Johann Stilling einen ältern Sohn hatte, so war doch niemand auf denselben sonderlich aufmerksam. Er kam oft, besuchte seine Großeltern, aber wie er kam, so ging er auch wieder. Eine seltsame Sache!

— Eberhard Stilling war doch wahrlich nicht parteiisch. Doch was halte ich mich hierbei auf? Wer kann dafür, wenn man einen Menschen vor dem andern mehr oder weniger lieben muß? Pastor Stollbein sah wohl, daß unser Knabe etwas werden würde, wenn man nur 'was aus ihm machte! daher kam es bei einer Gelegenheit, da er in Stillings Hause war, daß er mit dem Vater und Großvater von dem Jungen redete und ihnen vorschlug, Wilhelm sollte ihn Latein lernen lassen. Wir haben ja zu Florenburg einen guten lateinischen Schulmeister; schickt ihn hin, es wird wenig kosten. Der alte Stilling saß am Tisch, kaute an einem Spänchen; so pflegte er wohl zu tun, wenn er Sachen von Wichtigkeit überlegte. Wilhelm legte den eisernen Fingerhut auf den Tisch, schlug die Arme vor der Brust übereinander und überlegte auch. Margarete hatte die Hände auf dem Schoß gefaltet, knickelte mit den Daumen gegeneinander, blinzte gegenüber auf die Stubentüre und überlegte auch. Heinrich aber saß, mit seiner wollenen Lappmütze in der Hand, auf einem kleinen Stuhl und überlegte nicht, sondern wünschte nur. Stollbein saß auf einem Lehnstuhl, eine Hand auf dem Knopf des Rohrstabes und die andre in der Seite, und wartete der Sachen Ausschlag. Lange schwiegen sie, endlich sagte der Alte: „Nu, Wilhelm, es ist dein Kind; was meinst du?“

„Vater, ich weiß nicht, woher ich die Kosten bestreiten soll.“

„Ist das deine schwerste Sorge, Wilhelm? Wird dir dein lateinischer Junge auch noch Freude machen? da sorg' nur!“

„Was Freude! sagte der Pastor; mit Eurer Freude! Hier ist die Frage, ob Ihr 'was Rechts aus dem Knaben machen wollt oder nicht. Soll 'was Rechts aus ihm werden, so muß er Latein lernen, wo nicht, so bleib' er ein Lümmel wie —“

„Wie seine Eltern,“ sagte der alte Stilling.

„Ich glaube, Ihr wollt mich foppen,“ versetzte der Prediger.

„Nein, Gott bewahr' uns!“ erwiderte Eberhard, „nehmt mir nicht übel; denn Euer Vater war ja ein Wollenweber und konnte auch kein Latein; doch sagten die Leute, er wäre ein braver Mann gewesen, wiewohl ich nie Tuch bei ihm gekauft habe. Hört, lieber Herr Pastor, ein ehrlicher Mann liebt Gott und den Nächsten, er tut recht und scheut niemand, er ist fleißig, sorgt für sich und die Seinigen, damit sie Brot haben mögen. Warum tut er doch das alles?“ —

„Ich glaube wahrhaftig, Ihr wollt mich katechisieren, Stilling! Braucht Respekt und wißt, mit wem Ihr redet. Das tut er, weil es recht und billig ist, daß er's tut.“

„Zürnet nicht, daß ich Euch widerspreche; er tut's darum, damit er hier und dort Freude haben möge.“

„Ei was! damit kann er doch noch zur Hölle fahren.“

„Mit der Liebe Gottes und des Nächsten?“

„Ja! ja! wenn er den wahren Glauben an Christum nicht hat.“

„Das versteht sich nun endlich von selber, daß man Gott und den Nächsten nicht lieben kann, wenn man an Gott und sein Wort nicht glaubt. Aber antworte du, Wilhelm! Was dünkt dich?“

„Mich dünkt, wenn ich wüßte, woher ich die Kosten nehmen sollte, so würde ich den Jungen wohl hüten, daß er nicht zu lateinisch würde. Er soll immer die müßigen Tage Kamelhaarknöpfe machen und mir nähen helfen, bis man sieht, was Gott aus ihm machen will.“

„Das gefällt mir nicht übel, Wilhelm,“ sagte Vater Stilling; „so rat' ich auch. Der Junge hat einen unerhörten Kopf etwas zu lernen; Gott hat diesen Kopf nicht umsonst gemacht; laß ihn lernen, was er kann und was er will; gib ihm zuweilen Zeit dazu, aber nicht zuviel, sonst kommt er dir an's Müßiggehen und liest auch nicht so fleißig; wenn er aber brav auf dem Handwerk geschafft hat und er wird auf die Bücher recht hungrig, dann laß ihn eine Stunde lesen, das ist genug. Nur mach', daß er ein

Handwerk rechtschaffen lernt, so hat er Brot, bis er sein Latein brauchen kann und ein Herr wird.“

„Hm! hm! ein Herr wird,“ brummte Stollbein, „er soll kein Herr werden, er soll mir ein Dorfschulmeister werden, und dann ist's gut, wenn er ein wenig Latein kann. Ihr Bauersleute meint, das ginge so leicht, ein Herr zu werden. Ihr pflanzt den Kindern den Ehrgeiz ins Herz, der doch vom Vater, dem Teufel, herkommt.“

Dem alten Stilling heiterten sich seine großen hellen Augen auf; er stand da wie ein kleiner Riese (denn er war ein langer ansehnlicher Mann), schüttelte sein weißgraues Haupt, lächelte und sprach: „Was ist Ehrgeiz, Herr Pastor?“

Stollbein sprang auf und rief: „Schon wieder eine Frage, ich bin Euch nicht schuldig, zu antworten; sondern Ihr mir. Gebt acht in der Predigt, da werdet Ihr hören, was Ehrgeiz ist. Ich weiß nicht, Ihr werdet so stolz, Kirchenältester. Ihr wart sonst ein sittsamer Mann.“

„Wie Ihr's aufnehmt, stolz oder nicht stolz. Ich bin ein Mann; ich habe Gott geliebt und ihm gedient, jedermann das Seinige gegeben, meine Kinder erzogen, ich war treu; meine Sünden vergibt mir Gott, das weiß ich; nun bin ich alt, mein Ende ist nah; ob ich wohl recht gesund bin, so muß ich doch sterben; da freue ich mich nun darauf, wie ich bald werde von hinnen reisen. Laßt mich stolz darauf sein, wie ein ehrlicher Mann mitten unter meinen großgezogenen frommen Kindern zu sterben. Wenn ich's so recht bedenke, bin ich munterer, als wie ich mit Margareten Hochzeit machte.“

„Man geht so mit Strümpf und Schuh nicht in Himmell“ sagte der Pastor.

„Die wird mein Großvater auch ausziehen, ehe er stirbt,“ sagte der kleine Heinrich.

Ein jeder lachte, selbst Stollbein mußte lachen.

Margarete machte der Überlegung ein Ende. Sie schlug vor: „Sie wollte morgens den Jungen satt füttern, ihm alsdann ein Butterbrot für den Mittag in die Tasche

geben, des Abends könnte er sich wieder daheim satt essen; und so kann der Junge morgens früh nach Florenburg in die Schule gehen, sagte sie, und des Abends wieder kommen. Der Sommer ist ja vor der Thür; den Winter sieht man, wie man's macht.“

Nun war's fertig. Stollbein ging nach Hause.

Zu dieser Zeit ging eine große Veränderung in Stillings Hause vor, die drei ältesten Töchter heirateten auswärts, und also machte Eberhard und seine Margarete, Wilhelm, Mariechen und Heinrich die ganze Familie aus. Eberhard beschloß auch nunmehr, sein Kohlenbrennen aufzugeben und bloß seiner Feldarbeit zu warten.

Die Tiefenbacher Dorfschule wurde vakant, und ein jeder Bauer hatte Wilhelm Stilling im Auge, ihn zum Schulmeister zu wählen. Man trug ihm die Stelle auf; er nahm sie ohne Widerwillen an, ob er sich gleich innerlich ängstigte, daß er mit solchem Leichtsinn sein einsames heiliges Leben verlassen und sich unter die Menschen begeben wollte. Der gute Mann hatte nicht bemerkt, daß ihn nur der Schmerz über Dortchens Tod, der kein ander Gefühl neben sich litt, zum Einsiedler gemacht hatte, und daß er, da dieser erträglicher wurde, wieder Menschen sehen, wieder an einem Geschäfte Vergnügen finden konnte. Er legte sich's ganz anders aus. Er glaubte, jener heilige Trieb fange an bei ihm zu erkalten, und nahm daher mit Furcht und Zittern die Stelle an. Er bekleidete sie mit Treue und Eifer und fing zuletzt an zu mutmaßen, daß es Gott nicht ungefällig sein könnte, wenn er mit seinem Pfund wucherte und seinem Nächsten zu dienen suchte.

Nun fing auch unser Heinrich an, in die lateinische Schule zu gehen. Man kann sich leicht vorstellen, was er für ein Aufsehen unter den andern Schulknaben machte. Er war bloß in Stillings Haus und Hof bekannt und war noch nie unter Menschen gekommen; seine Reden waren immer ungewöhnlich, und wenig Menschen verstanden, was er wollte; keine jugendlichen Spiele, wornach die Knaben so brünstig sind, rührten ihn, er ging vorbei und sah sie

nicht. Der Schulmeister Weiland merkte seinen fähigen Kopf und großen Fleiß; daher ließ er ihn ungeplagt; und da er merkte, daß ihm das langweilige Auswendiglernen unmöglich war, so befreite er ihn davon, und wirklich, Heinrichs Methode, Latein zu lernen, war für ihn sehr vorteilhaft. Er nahm einen lateinischen Text vor sich, schlug die Worte im Lexikon auf, da fand er (dann, was jedes für ein Teil der Rede sei; suchte ferner die Muster der Abweichungen in der Grammatik u. s. f. Durch diese Methode hatte sein Geist Nahrung in den besten lateinischen Schriftstellern, und die Sprache lernte er hinlänglich schreiben, lesen und verstehen. Was aber sein größtes Vergnügen ausmachte, war eine kleine Bibliothek des Schulmeisters, die er Freiheit zu brauchen hatte. Sie bestand aus allerhand nützlichen Kölnischen Schriften; vornehmlich: der Reineke Fuchs mit vortrefflichen Holzschnitten, Kaiser Oktavianus nebst seinem Weib und Söhnen; eine schöne Historie von den vier Haimons-Kindern; Peter und Magelone; die schöne Melusine und endlich der vortreffliche Hans Clauert. Sobald nun nachmittags die Schule aus war, so machte er sich auf den Weg nach Tiefenbach und las eine solche Historie unter dem Gehen. Der Weg ging durch grüne Wiesen, Wälder und Gebüsche, bergauf und -ab, und die reine, wahre Natur um ihn machte die tiefsten, feierlichsten Eindrücke in sein offenes, freies Herz. Abends kamen dann unsre fünf lieben Leute zusammen; sie speisten, schütteten eins dem andern seine Seele aus, und sonderlich erzählte Heinrich seine Historien, woran sich alle, Margarete nicht ausgenommen, ungemein ergötzen. Sogar der ernste pietistische Wilhelm hatte Freude daran und las sie wohl selbigen Sonntag nachmittags, wenn er nach dem alten Schloß wallfahrtete. Heinrich sah ihm dann immer ins Buch, wo er las, und wenn bald eine rührende Stelle kam, so jauchzte er in sich selber, und wenn er sah, daß sein Vater dabei empfand, so war seine Freude vollkommen.

Indessen ging doch des jungen Stillings Lateinlernen vortrefflich von statten, wenigstens lateinische Historien

zu lesen, zu verstehen, Lateinisch zu reden und zu schreiben. Ob das nun genug sei, oder ob mehr erfordert werde, weiß ich nicht, Herr Pastor Stollbein wenigstens forderte mehr. Nachdem Heinrich ungefähr ein Jahr in die lateinische Schule gegangen, so fiel es gemeldetem Herrn einmal ein, unsern Studenten zu examinieren. Er sah ihn aus seinem Stubenfenster vor der Schule stehen, er pffif, und Heinrich flog zu ihm. „Lernst auch brav?“

„Ja, Herr Pastor.“

„Wieviel Verba anomala*) sind?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie, Flegel, du weißt's nicht? Es möchte leicht, ich geb' dir eins aufs Ohr. Sum, possum, nu! wie weiter?“

„Das hab ich nicht gelernt.“

„He, Madlene! ruf' den Schulmeister.“

Der Schulmeister kam.

„Was laßt Ihr den Jungen lernen?“

Der Schulmeister stand an der Türe, den Hut unterm Arm, und sagte demütig:

„Latein.“

„Da! Ihr Nichtsnutziger, er weiß nicht einmal, wieviel Verba anomala sind.“

„Weißt du das nicht, Heinrich?“

„Nein,“ sagte dieser, „ich weiß es nicht.“

Der Schulmeister fuhr fort: „Nolo und Malo, was sind das für Wörter?“

„Das sind Verba anomala.“

„Fero und Volo, was sind das?“

„Verba anomala.“

„Nun, Herr Pastor,“ fuhr der Schulmeister fort, „so kennt der Knabe alle Wörter.“

Stollbein versetzte: „Er soll aber die Regeln alle auswendig lernen; geht nach Haus, ich will's haben!“

(Beide:) „Ja, Herr Pastor!“

Von der Zeit an lernte Heinrich mit leichter Mühe

*) Unregelmäßige Zeitwörter.

auch alle Regeln auswendig, doch vergaß er sie bald wieder. Das schien seinem Charakter eigen werden zu wollen; was sich nicht bezwingen ließ, da flog sein Genie drüber weg. Nun genug von Stillings Lateinlernen! wir gehen weiter.

Der alte Stilling fing nunmehr an, seinen Vaterernst abzulegen und gegen seine wenigen Hausgenossen zärtlicher zu werden; besonders hielt er Heinrich, der nunmehr elf Jahre alt war, viel von der Schule zurück und nahm ihn mit sich, wo er seiner Feldarbeit nachging; redete viel mit ihm von der Rechtschaffenheit eines Menschen in der Welt, besonders von seinem Verhalten gegen Gott; empfahl ihm, gute Bücher, sonderlich die Bibel zu lesen, hernach auch, was Dr. Luther, Calvinus, Oekolampadius und Buckerus geschrieben haben. Einstmalen gingen Vater Stilling, Mariechen und Heinrich des Morgens früh in den Wald, um Brennholz zuzubereiten. Margarete hatte ihnen einen guten Milchbrei mit Brot und Butter in einen Korb zusammengetan, welchen Mariechen auf dem Kopf trug; sie ging den Wald hinauf voran, Heinrich folgte und erzählte mit aller Freude die Historie von den vier Haimons-Kindern, und Vater Stilling schritt auf seine Holzaxt sich stützend seiner Gewohnheit nach mühsam hintendrein und hörte fleißig zu. Sie kamen endlich zu einem weit entlegenen Ort des Waldes, wo sich eine grüne Ebene befand, die am einen Ende einen schönen Brunnen hatte. „Hier laßt uns bleiben,“ sagte Vater Stilling und setzte sich nieder; Mariechen nahm ihren Korb ab, stellte ihn hin und setzte sich auch. Heinrich aber sah in seiner Seele wieder die ägyptische Wüste vor sich, worinnen er gern Antonius geworden wäre; bald darauf sah er den Brunnen der Melusine vor sich und wünschte, daß er Raimund wäre; dann vereinigten sich beide Ideen und es wurde eine fromme romantische Empfindung daraus, die ihn alles Schöne und Gute dieser einsamen Gegend mit höchster Wollust schmecken ließ. Vater Stilling stand endlich auf und sagte: „Kinder bleibt ihr hier, ich will ein wenig herumgehen und abständig Holz suchen; ich

will zuweilen rufen, ihr antwortet mir dann, damit ich euch nicht verliere.“ Er ging.

Indessen saßen Mariechen und Heinrich beisammen und waren vertraulich. „Erzähle mir doch, Basel!“ sagte Heinrich, „die Historie von Joringel und Jorinde noch einmal.“ Mariechen erzählte:

„Es war einmal ein altes Schloß mitten in einem großen dicken Wald; darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein, das war eine Erzzauberin. Am Tage machte sie sich bald zur Katze, oder zum Hasen, oder zur Nachteule; des Abends aber wurde sie ordentlich wieder wie ein Mensch gestaltet. Sie konnte das Wild und die Vögel herbeilocken, und dann schlachtete sie's, kochte und bratete es. Wenn jemand auf hundert Schritte dem Schloß nahe kam, so mußte er stille stehen und konnte sich nicht von der Stelle bewegen, bis sie ihn lossprach; wenn aber eine reine keusche Jungfer in diesen Kreis kam, so verwandelte sie dieselbe in einen Vogel und sperrte sie dann in einen Korb ein, in die Kammern des Schlosses. Sie hatte wohl siebentausend solcher Körbe mit so raren Vögeln im Schlosse.

Nun war einmal eine Jungfer, die hieß Jorinde; sie war schöner als alle anderen Mädchen; die und dann ein gar schöner Jüngling, namens Joringel, hatten sich zusammen versprochen. Sie waren in den Brauttagen und hatten ihr größtes Vergnügen eins am andern. Damit sie nun einstmals vertraut zusammen reden könnten, gingen sie in den Wald spazieren. Hüte dich, sagte Joringel, daß du nicht zu nah an das Schloß kommst! Es war ein schöner Abend, die Sonne schien zwischen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Waldes und die Turteltaube sang kläglich auf den alten Maibuchen. Jorinde weinte zuweilen, setzte sich hin in Sonnenschein und klagte. Joringel klagte auch; sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben sollen; sie sahen sich um, waren irre und wußten nicht, wohin sie nach Hause gehen sollten. Noch halb stand die Sonne über dem Berg und halb war sie unter. Joringel sah durchs Gebüsch und sah die alte

Mauer des Schlosses nah bei sich, er erschrak und wurde todbang, Jorinde sang:

Mein Vögelein mit dem Ringlein rot
Singt Leide Leide Leide;
Es singt dem Täubelein seinen Tod,
Singt Leide Lei — Zicküth Zicküth
Zicküth.

„Joringel sah nach Jorinde. Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt, die sang Zicküth, Zicküth. Eine Nacht-eule mit glühenden Augen flog dreimal um sie herum und schrie dreimal schu — hu — hu — hu, Joringel konnte sich nicht regen; er stand da wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen. Nun war die Sonne unter; die Eule flog in einen Strauch und gleich darauf kam eine alte krumme Frau aus diesem Strauch hervor, gelb und mager, große rote Augen, krumme Nase, die mit der Spitze ans Kinn reichte. Sie murmelte und fing die Nachtigall, trug sie auf der Hand fort. Joringel konnte nichts sagen, nicht von der Stelle kommen; die Nachtigall war fort; endlich kam das Weib wieder und sagte mit dumpfer Stimme: Grüß' dich, Zachiel! Wenns Möndel ins Körbel scheint, bind los, Zachiel, zu guter Stund! Da wurde Joringel los; er fiel vor dem Weib auf die Kniee und bat, sie möchte ihm seine Jorinde wieder geben; aber sie sagte, er sollte sie nie wiederhaben und ging fort. Er rief, er weinte, er jammerte, aber alles umsonst. Nu! was soll mir geschehen? Joringel ging fort und kam endlich in ein fremdes Dorf; da hütete er die Schafe lange Zeit. Oft ging er rund um das Schloß herum, aber nicht zu nahe dabei; endlich träumte er des Nachts, er fände eine blutrote Blume, in deren Mitte eine schöne große Perle war; die Blume bräche er ab, ging damit zum Schlosse; alles, was er mit der Blume berührte, ward von der Zauberei frei; auch träumte er, er hätte seine Jorinde dadurch wiederbekommen. Des Morgens, als er erwachte, fing er an, durch Berg und Tal zu suchen, ob er eine solche fände; er suchte bis an den neunten Tag, da fand er die blutrote Blume am Morgen früh. In der

Mitte war ein großer Tautropfe, so groß wie die schönste Perle. Diese Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß. Nun es war mir gut! Wie er auf hundert Schritte nahe dem Schloß kam, da wurde er nicht fest, sondern ging fort bis ans Tor. Joringel freute sich hoch, berührte die Pforte mit der Blume und sie sprang auf; er ging hinein, durch den Hof, horchte, wo er die vielen Vögel vernähme. Endlich hört er's; er ging und fand den Saal; darin war die Zauberin, fütterte die Vögel in den siebentausend Körben. Wie sie den Joringel sah, ward sie böse, sehr böse, schalt, spie Gift und Galle gegen ihn aus, aber sie konnte auf zwei Schritte nicht an ihn kommen. Er kehrte sich nicht an sie und ging, besah die Körbe mit den Vögeln; da waren aber viele hundert Nachtigallen; wie sollte er nun seine Jorinde wiederfinden? Indem er so zusah, merkte er, daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel nimmt und damit nach der Türe geht. Flugs sprang er hinzu, berührte das Körbchen mit der Blume und auch das alte Weib; nun konnte sie nichts mehr zaubern; und Jorinde stand da, hatte ihn um den Hals gefaßt, so schön als sie ehemals war. Da machte er auch all die andern Vögel wieder zu Jungfern, und da ging er mit seiner Jorinde nach Hause und sie lebten lange vergnügt zusammen.“

Heinrich saß wie versteinert, seine Augen starrten geradaus, und der Mund war halb offen. Base! sagte er endlich, das könnt einem des Nachts bange machen. Ja, sagte sie, ich erzähl's auch des Nachts nicht, sonst werde ich selber bange. Indem sie so saßen, pfiiff Vater Stilling. Mariechen und Heinrich antworteten mit einem he! he! Nicht lange hernach kam er; er sah munter und fröhlich aus, als wenn er etwas gefunden hätte; lächelte wohl zuweilen, stand, schüttelte den Kopf, sah auf eine Stelle, faltete die Hände, lächelte wieder. Mariechen und Heinrich sahen ihn mit Verwunderung an; doch durften sie ihn nicht fragen; denn er tat's wohl oft so, daß er vor sich allein lachte. Doch Stillingen war das Herz zu voll; er setzte sich zu ihnen nieder und erzählte; wie er anfang, so standen ihm die Augen voll Wasser. Mariechen und

Heinrich sahen es, und schon liefen ihnen auch die Augen über.

„Wie ich von euch in den Wald hineinging, sah ich weit von mir ein Licht, ebenso, als wenn morgens früh die Sonne aufgeht. Ich wunderte mich sehr. Ei! dachte ich, dort steht ja die Sonne am Himmel; ist das denn eine neue Sonne? Das muß ja 'was Wunderliches sein, das muß ich sehen. Ich ging darauf zu; wie ich vorn hinkam, siehe, da war vor mir eine Ebene, die ich mit meinen Augen nicht übersehen konnte. Ich habe mein Lebtag so etwas Herrliches nicht gesehen, so ein schöner Geruch, so eine kühle Luft kam darüber her, ich kann's euch nicht sagen. Es war so weiß Licht durch die ganze Gegend, der Tag mit der Sonne ist Nacht dagegen. Da standen viel tausend prächtige Schlösser! — ich kann's euch nicht beschreiben! als wenn sie von lauter Silber wären. Da waren Gärten, Büsche, Bäche. O, Gott, wie schön! — Nicht weit von mir stand ein großes herrliches Schloß. (Hier liefen dem guten Stilling die Tränen häufig die Wangen herunter, Mariechen und Heinrich auch.) Aus der Türe des Schlosses kam jemand heraus auf mich zu, wie eine Jungfrau. Ach! ein herrlicher Engel! — Wie sie nahe bei mir war, ach Gott! da war es unser seliges Dortchen! (Nun schluchzten sie alle drei, keins konnte etwas reden, nur Heinrich rief und heulte: O meine Mutter! meine liebe Mutter!) — Sie sagte gegen mich so freundlich, eben mit der Miene, die mir ehemals so oft das Herz stahl: Vater, dort ist unsre ewige Wohnung, Ihr kommt bald zu uns. — Ich sah, und siehe alles war Wald vor mir; das herrliche Gesicht war weg. Kinder, ich sterbe bald; wie freu' ich mich darauf!“ Heinrich konnte nicht aufhören zu fragen, wie seine Mutter ausgesehen, was sie angehabt und so weiter. Alle drei verrichteten den Tag durch ihre Arbeit und sprachen beständig von dieser Geschichte. Der alte Stilling aber war von der Zeit an wie einer, der in der Fremde und nicht zu Hause ist.

Ein altes Herkommen, dessen ich (wie vieler andern) noch nicht erwähnt, war, daß Vater Stilling alle Jahr

selbst ein Stück seines Hausdaches, das Stroh war, eigenhändig decken mußte. Das hatte er nun schon achtundvierzig Jahre getan, und diesen Sommer sollte es wieder geschehen. Er richtete es so ein, daß er alle Jahre soviel davon neu deckte, soweit das Roggenstroh reichte, das er für dies Jahr gezogen hatte.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelstag und rückte nun mit Macht heran, so daß Vater Stilling anfang, darauf zu Werk zu legen. Heinrich war dazu bestimmt, ihm zur Hand zu langen, und also wurde die lateinische Schule auf acht Tage ausgesetzt. Margarete und Mariechen hielten täglich in der Küche geheimen Rat über die bequemsten Mittel, wodurch er vom Dachdecken zurückgehalten werden möchte. Sie beschlossen endlich beide, ihm ernstliche Vorstellungen zu tun und ihn vor Gefahr zu warnen; sie hatten die Zeit während des Mittagessens dazu bestimmt.

Margarete brachte also eine Schüssel Mus und auf derselben vier Stücke Fleisch, die so gelegt waren, daß ein jedes just vor den zu stehen kam, für den es bestimmt war. Hinter ihr her kam Mariechen mit einem Kumpen voll gebrocker Milch. Beide setzten ihre Schüsseln auf den Tisch, an welchem Vater Stilling und Heinrich schon an ihrem Ort saßen und mit wichtiger Miene von ihrer nun morgen anzufangenden Dachdeckerei redeten. Denn im Vertrauen gesagt, wie sehr auch Heinrich auf Studieren, Wissenschaften und Bücher verpicht sein mochte, so war's ihm doch eine weit größere Freude, in Gesellschaft seines Großvaters, zuweilen entweder im Wald, auf dem Feld oder gar auf dem Hausdach zu klettern; denn dieses war nun schon das dritte Jahr, daß er seinem Großvater als Diakonus bei dieser jährlichen Solennität beigestanden. Es ist also leicht zu denken, daß der Junge herzlich verdrießlich werden mußte, als er Margaretens und Mariechens Absichten zu begreifen anfang.

„Ich weiß nicht, Ebert,“ sagte Margarete, indem sie ihre linke Hand auf seine Schultern legte, „du fängst mir so an, zu verfallen. Spürst du nichts in deiner Natur?“

„Man wird als alle Tage älter, Margarete.“

„O Herr ja! Ja freilich, alt und steif.“

„Ja wohl,“ versetzte Mariechen und seufzte.

„Mein Großvater ist noch recht stark vor sein Alter,“ sagte Heinrich.

„Ja wohl, Junge,“ antwortete der Alte. „Ich wollte noch wohl in die Wette mit dir die Leiter ’nauf laufen.“

Heinrich lachte laut. Margarete sah wohl, daß sie auf dieser Seite die Festung nicht überrumpeln würde; daher suchte sie einen andern Weg.

„Ach ja,“ sagte sie, „es ist eine besondere Gnade, so gesund in seinem Alter zu sein; du bist, glaube ich, nie in deinem Leben krank gewesen, Ebert?“

„In meinem Leben nicht, ich weiß nicht, was Krankheit ist; denn an den Pocken und Röteln bin ich herumgegangen.“

„Ich glaube doch, Vater!“ versetzte Mariechen, „Ihr seid wohl verschiedene Male vom Fallen krank gewesen: denn Ihr habt uns wohl erzählt, daß Ihr oft gefährlich gefallen seid.“

„Ja, ich bin dreimal tödlich gefallen.“

„Und das vierte Mal,“ fuhr Margarete fort, „wirst du dich tot fallen, mir ahnt es. Du hast letzthin im Wald das Gesicht gesehen; und eine Nachbarin hat mich kürzlich gewarnt und gebeten, dich nicht aufs Dach zu lassen; denn sie sagte, sie hätte des Abends, wie sie die Kühe gemolken, ein Poltern und klägliches Jammern neben unserm Hause im Wege gehört. Ich bitte dich, Ebert! tu mir den Gefallen und lasse jemand anders das Haus decken, du hast’s ja nicht nötig.“

„Margarete! — kann ich oder jemand anders denn nicht in der Straße ein ander Unglück bekommen? Ich habe das Gesicht gesehen, ja, das ist wahr! — unsre Nachbarin kann auch diese Vorgeschichte gehört haben; ist dieses gewiß? wird dann derjenige dem entlaufen, was Gott über ihn beschlossen hat? Hat er beschlossen, daß ich meinen Lauf hier in der Straße endigen soll, werde ich armer Dummkopf von Menschen das wohl vermeiden

können? und gar wenn ich mich totfallen soll, wie werde ich mich hüten können? Gesetz, ich blieb' vom Dach, kann ich nicht heute oder morgen da in der Straße einen Karren Holz losbinden wollen, daraufsteigen, straucheln und den Hals abstürzen? Margarete! laß mich in Ruh; ich werde so ganz gerade fortgehen, wie ich bis dahin gegangen bin; wo mich dann mein Stündchen überrascht, da werde ich's willkommen heißen.“

Margarete und Mariechen sagten noch ein und das andere, aber er achtete nicht darauf, sondern redete mit Heinrich von allerhand die Dachdeckerei betreffenden Sachen; daher sie sich zufrieden gaben und sich das Ding aus dem Sinne schlugen.

Des andern Morgens standen sie frühe auf, und der alte Stilling fing an, während er ein Morgenlied sang, das alte Stroh loszubinden und abzuwerfen, womit er denn diesen Tag auch hübsch fertig wurde; so daß sie des folgenden Tages schon anfangen, das Dach mit neuem Stroh zu belegen; mit einem Wort, das Dach ward fertig, ohne die mindeste Gefahr oder Schreck dabei zu haben, außer daß es noch einmal bestiegen werden mußte, um starke und frische Rasen oben über den First zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling so sehr nicht; es gingen wohl noch acht Tage über, ehe es ihm einfiel, dies letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Des folgenden Mittwoch morgens stand Eberhard ungewöhnlich früh auf, ging im Hause umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er 'was suchte. Seine Leute verwunderten sich, fragten ihn, was er suche? „Nichts,“ sagte er „Ich weiß nicht, ich bin so wohl, doch habe ich keine Ruhe, ich kann nirgend still sein, als wenn etwas in mir wäre, das mich triebe, auch spüre ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne.“ Margarete riet ihm, er sollte sich anziehen und mit Heinrich nach Lichthausen gehen, seinen Sohn Johann zu besuchen. Er war damit zufrieden; doch wollte er zuerst die Rasen oben auf den Hausfirst legen und dann des andern Tages seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frau und Tochter sehr zuwider. Des

Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder ernstlich, vom Dach zu bleiben; selbst Heinrich bat ihn, jemand für Lohn zu kriegen, der vollends mit der Deckerei ein Ende mache. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumschränkten Gewalt um sich her; ein Lächeln, das so manchem Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt hatte. Dabei sagte er aber kein Wort. Ein Mann, der mit einem beständig guten Gewissen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist und von Jugend auf sich an einen freien Umgang mit Gott und seinem Erlöser gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freiheit, die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stillings auf diese, gewiß treu gemeinten Ermahnungen der Seinigen bestand darin: Er wollte da auf den Kirschbaum steigen und sich noch einmal recht satt an Kirschen essen. Es war nämlich ein Baum, der hinten im Hof stand und sehr spät, aber desto vortrefflichere Früchte trug. Seine Frau und Tochter wunderten sich über diesen Einfall, denn er war wohl in zehn Jahren auf keinem Baum gewesen. „Nun dann!“ sagte Margarete, „du mußt nun vor diese Zeit in die Höhe, es mag kosten, was es wolle.“ Eberhard lachte und antwortete: „Je höher, je näher zum Himmel!“ Damit ging er zur Türe hinaus und Heinrich hinter ihm her auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und die Kniee und kletterte hinauf bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baumes, fing an, aß Kirschen und warf Heinrich zuweilen ein Ästchen herab. Margarete und Mariechen kamen ebenfalls. „Halt!“ sagte die ehrliche Frau, „hebe mich ein wenig, Mariechen, daß ich nur die untersten Äste fassen kann, ich muß da probieren, ob ich auch noch hinauf kann.“ Es geriet, sie kam hinauf. Stilling sah herab und lachte herzlich und sagte: „Das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler.“ Da saßen beide ehrliche alte Grauköpfe in den Ästen des Kirschbaumes und genossen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend; besonders war Stilling aufgeräumt. Margarete stieg wieder herab und ging mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unter-

halb dem Dorf war. Eine Stunde hernach stieg auch Eberhard herab, ging und hatte einen Hacken, um Rasen damit abzuschälen. Er ging des Endes oben ans Ende des Hofes an den Wald; Heinrich blieb dem Hause gegenüber unter dem Kirschbaum sitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Rasen um den Kopf hangen, bückte sich zu Heinrich, sah ganz ernsthaft aus und sagte: „Sieh, welch eine Schlafkappel!“ — Heinrich fuhr zusammen und ein Schauer ging ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wohl gestanden, daß dieses einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indessen stieg Vater Stilling mit dem Rasen das Dach hinauf. Heinrich schnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf sah, hörte er ein Gepolter; er sah hin, vor seinen Augen war's schwarz, wie die Nacht — lang hingestreckt lag da der teure, liebe Mann unter der Last von Leitern, seine Hände vor der Brust gefaltet; die Augen starrten, die Zähne klapperten und alle Glieder bebten, wie ein Mensch im starken Frost. Heinrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus und lief wie ein Rasender das Dorf hinab und erfüllte das ganze Tal mit Zeter und Jammer. Margarete und Mariechen hörten im Garten kaum halb die seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben; Mariechen tat einen hellen Schrei, rang die Hände über dem Kopf und flog das Dorf hinauf. Margarete strebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrei der beklemmten Brust ein wenig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgestreckt, die Augen und der Mund waren geschlossen, die Hände noch vor der Brust gefaltet, und sein Odem ging langsam und stark, wie bei einem gesunden Menschen, der ordentlich schläft; auch bemerkte man nirgend, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Tränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: „Ach! mein Vater! mein Vater!“ Heinrich saß zu seinen Füßen im Staub, weinte und heulte. Indessen kam Margarete auch hinzu; fiel neben ihm nieder

auf die Kniee, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme ins Ohr, aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmütige Frau stand auf, faßte Mut; auch war keine Träne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indessen hinzugekommen, vergossen alle Tränen, denn er war allgemein beliebt gewesen. Margarete machte geschwind in der Stube ein niedriges Bett zurecht; sie hatte ihre besten Betttücher, die sie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergespreitet. Nun kam sie ganz gelassen heraus und rief: „Bringt nur meinen Eberhard herein aufs Bett!“ Die Männer faßten ihn an, Mariechen trug am Kopf und Heinrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn aufs Bett und Margarete zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Heinrich beordert, nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Ader und erklärte sich, daß zwar nichts zerbrochen sei, aber doch sein Tod binnen drei Tagen gewiß sein würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle sechs zusammenberufen, die sich auch des andern Morgens Donnerstags zeitig einfanden. Sie setzten sich alle rings ums Bett, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehangen und Margarete wartete ganz gelassen ihrer Hausgeschäfte. Freitag nachmittags fing der Kopf des Kranken an zu beben, die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde blaulicht, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten immer näher ums Bett zusammen. Margarete sah es auch; sie nahm einen Stuhl und setzte sich zurück an die Wand ins Dunkle; alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Heinrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn zuweilen mit nassen Augen an und war auch stille. So saßen sie alle bis abends neun Uhr. Da bemerkte Kathrine zuerst, daß ihres Vaters Odem stillstand. Sie rief ängstlich: „Mein Vater stirbt!“ — Alle fielen mit ihrem Angesicht auf das

Bett, schluchzten und weinten. Heinrich stand da, ergriff seines Großvaters beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minute tief Odem, wie einer, der tief seufzet, und von einem Seufzer zum andern war der Odem ganz stille; an seinem ganzen Leibe regte und bewegte sich nichts als der Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margarete Stilling hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint; sobald sie aber Kathrinen rufen hörte, stand sie auf, ging ans Bett und sah ihrem sterbenden Manne ins Gesicht; nun fielen einige Tränen die Wangen herunter; sie dehnte sich aus (denn sie war vom Alter ein wenig gebückt), richtete ihre Augen auf und reckte die Hände gen Himmel und betete mit dem feurigsten Herzen; sie holte jedesmal aus tiefster Brust Odem und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie waren alle voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfang zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sanken am Bett auf die Knie und beteten in der Stille mit. Nun kam der letzte Herzensstoß; der ganze Körper zog sich; er stieß einen Schrei aus; nun war er verschieden. Margarete hörte auf zu beten, faßte des entseelten Mannes rechte Hand an, schüttelte sie und sagte: „Leb' wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel! bald sehen wir uns wieder.“ Sowie sie das sagte, sank sie nieder auf ihre Kniee; all ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margarete die bittersten Tränen und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder standen auf, und die Mutter holte das Totenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Herr Pastor Stollbein ist aus dieser Geschichte als ein störrischer wunderlicher Mann bekannt, allein außer dieser

Laune war er gut und weichherzig. Wie Stilling ins Grab gesenkt wurde, weinte er helle Tränen; und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seine Worte: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben!“ und der Text zur Leichenrede war: „Ei, du frommer und getreuer Knecht! du bist über wenigens getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen, gegenüber der Kirchtür, da wo der Kirchhof am höchsten ist, das schläft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichenstein; aber oft fliegen im Frühling ein paar Täubchen einsam hin, girren und lieb-kosen sich zwischen dem Gras und Blumen, die aus Vater Stillings Moder hervorgrünen.

Stilling's Grabstein

II

HEINRICH STILLINGS JÜNGLINGSJAHRE

Vater Stilling war zu den ruhigen Wohnungen seiner Voreltern eingegangen, und in seinem Hause ruhte alles in trauriger Todesstille. Seit mehr als hundert Jahren hatte eine jede Holzart, ein jedes Milchfaß und jedes andre Hausgeräte seinen bestimmten Ort, der vom langen Gebrauch glatt und poliert war. Ein jeder Nachbar und Freund, aus der Nähe und Ferne, fand immer alles in gewohnter Ordnung; und das macht vertraulich. — Man trat in die Haustür und war daheim. — Aber nun hing alles öd und still; Gesang und Freude schwiegen, und am Tisch blieb seine Stelle leer; niemand getraute sich, sich hinzusetzen, bis sie Heinrich endlich einnahm, aber er füllte sie nur halb aus.

Margarete trauerte indessen still und ohne Klagen; Heinrich aber redete viel mit ihr von seinem Großvater. Er dachte sich den Himmel wie eine herrliche Gegend von Wäldern, Wiesen und Feldern, wie sie im schönsten Mai grünen und blühen, wenn der Südwind darüber herfächelt und die Sonne jedem Geschöpfe Leben und Gedeihen einflößt. Dann sah er Vater Stilling mit hellem Glanz ums Haupt einhertreten und ein silberweiß Gewand um ihn herabfließen.

Auf diese Vorstellung bezogen sich alle seine Reden. Einstmals fragte ihn Margarete: „Was meinst du, Heinrich! was dein Großvater jetzt machen wird?“ Er antwortete: „Er wird nach dem Orion, nach dem Sirius, dem Wagen und dem Siebengestirn reisen, alles wohl besehen, und dann wird er sich erst recht verwundern und sagen, wie er so oft gesagt hat: O, welch ein wunderbarer Gott!“ —

„Da hab ich aber keine Lust dazu,“ erwiderte Margarete; „was werde ich denn da machen?“ Heinrich versetzte: „So wie es Maria machte, die zu den Füßen Jesu saß.“ Mit dergleichen Unterredungen wurde das Andenken an den seligen Mann öfters erneuert.

Die Haushaltung konnte auf dem Fuß, so wie sie jetzt stand, nicht lange bestehen, deswegen forderte die alte Mutter ihren Eidam Simon mit seiner Frau Elisabeth wieder nach Haus. Denn sie hatten an einem andern Ort Haus und Hof gepachtet, solange der Vater lebte. Sie kamen mit ihren Kindern und Geräten und übernahmen das väterliche Erbe; alsbald wurde alles fremd, man brach eine Wand der Stube ein und baute sie vier Fuß weiter in den Hof. Simon hatte nicht Raum genug, er war kein Stilling — und der eichene Tisch, voll Segen und Gastfreiheit, der alte biedere Tisch wurde durch einen gelben ahornenen, voller verschlossener Schubladen ersetzt; er bekam seine Stelle auf dem Balken hinter dem Schornstein. — Heinrich wallfahrtete zuweilen hin, legte sich neben ihn auf den Boden und weinte. Simon fand ihn einmal in dieser Stellung, er fragte: „Heinrich! was machst du da?“ Dieser antwortete: „Ich weine um den Tisch.“ Der Oheim lachte und sagte: „Du magst wohl um ein altes eichenes Brett weinen!“ Heinrich wurde ärgerlich und versetzte: „Dieses Gewerbe dahinten und diesen Fuß da und diese Ausschnitte am Gewerbe hat mein Großvater gemacht, — wer ihn lieb hat, kann das nicht zerbrechen.“ Simon wurde zornig und erwiderte: „Er war mir nicht groß genug und wo sollt’ ich denn den meinigen lassen?“ — „Ohm!“ sagte Heinrich, „den solltet Ihr hierher gestellt haben, bis meine Großmutter tot ist und wir andern fort sind.“

Indessen veränderte sich alles; das sanfte Wehen des Stillingschen Geistes verwandelte sich ins Gebrause einer ängstlichen Begierde nach Geld und Gut. Margarete empfand dieses und mit ihr ihre Kinder; sie zog sich zurück in einen Winkel hinter dem Ofen, und da verlebte sie ihre übrigen Jahre; sie wurde starblind, doch hinderte sie

dieses nicht an ihrem Flachsspinnen, womit sie ihre Zeit zubrachte.

Vater Stilling ist hin, nun will ich seinem Enkel, dem jungen Heinrich, auf dem Fuß folgen, wo er hingeht, alles andre soll mich nicht aufhalten.

Johann Stilling war nun Schöffe und Landmesser; Wilhelm Schulmeister zu Tiefenbach; Mariechen Magd bei ihrer Schwester Elisabeth; die andern Töchter waren aus dem Hause verheiratet, und Heinrich ging nach Florenburg in die lateinische Schule.

Wilhelm hatte eine Kammer in Stillings Haus, in derselben stand ein Bett, worin er mit seinem Sohn schlief, und am Fenster war ein Tisch mit dem Schneidergeräthe; denn sobald als er von der Schule kam, arbeitete er an seinem Handwerk. Des Morgens früh nahm Heinrich seinen Schulsack, worin nebst den nötigen Schulbüchern und einem Butterbrot für den Mittag auch die Historia von den vier Haymonskindern oder sonst ein ähnliches Buch nebst einer Hirtenflöte sich befand; sobald er dann gefrühstückt hatte, machte er sich auf den Weg, und wenn er hinaus vor das Dorf kam, so nahm er sein Buch heraus und las während des Gehens; oder er trillerte alte Romanzen und andre Melodien auf seiner Flöte. Das Lateinlernen wurde ihm gar nicht schwer, und er behielt dabei Zeit genug, alte Geschichten zu lesen. Des Sommers ging er alle Abend nach Haus, des Winters aber kam er nur Samstag abends und ging Montag morgens wieder fort; dieses währte vier Jahre, doch blieb er aufs letzte des Sommers über viel zu Haus und half seinem Vater am Schneiderhandwerk, oder er machte Knöpfe.

Der Weg nach Florenburg und die Schule selber machten ihm manche vergnügte Stunde. Der Schulmeister war ein sanfter, vernünftiger Mann und wußte zu geben und zu nehmen. Des Mittags nach dem Essen sammelte Stilling einen Haufen Kinder um sich her, ging mit ihnen hinaus aufs Feld oder an einen Bach, und dann erzählte er ihnen allerhand schöne empfindsame Historien, und

wenn er sich ausgeleert hatte, so mußten andre erzählen. Einstmals waren ihrer auch einige zusammen auf einer Wiese, es fand sich ein Knabe herzu, dieser fing an: „Hört, Kinder! ich will euch was erzählen: Neben uns wohnt der alte Frühling, ihr wißt, wie er dahergeht und so an seinem Stock zittert; er hat keine Zähne mehr, auch hört und sieht er nicht viel. Wenn er denn so da am Tisch saß und zitterte, so verschüttete er immer vieles, auch floß ihm zuweilen etwas wieder aus dem Mund. Das ekelte dann seinem Sohn und seiner Schnur, und deswegen mußte der alte Großvater endlich hinter dem Ofen im Eck essen, sie gaben ihm etwas in einem irdenen Schüsselchen und noch dazu nicht einmal satt, ich habe ihn wohl sehen essen, er sah so betrübt nach dem Tisch und die Augen waren ihm dann naß. Nun hat er vorgestern sein irdenes Schüsselchen zerbrochen. Die junge Frau keifte sehr mit ihm, er sagte aber nichts, sondern seufzte nur. Da kauften sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Heller, da mußte er gestern mittag zum erstenmal daraus essen; wie sie so dasitzen, so schleppte der kleine Knabe von vierthalb Jahren auf der Erde kleine Brettchen zusammen. Der junge Frühling fragte: was machst du da, Peter? Ho! sagte das Kind, ich mache ein Tröglein, daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin. Der junge Frühling und seine Frau sahen sich eine Weile an, fingen endlich an zu weinen und holten sofort den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn mitessen.“

Die Kinder sprangen in die Höhe, klatschten in die Hände, lachten und riefen: „Das ist recht artig; sagte das der kleine Peter?“ — „Ja,“ versetzte der Knabe, „ich bin dabeigestanden, wie's geschah.“ Heinrich Stilling aber lachte nicht, er stand und sah vor sich nieder; die Geschichte drang ihm durch Mark und Bein, bis ins Innerste seiner Seele; endlich fing er an: „Das sollte meinem Großvater widerfahren sein! ich glaube, er wäre von seinem hölzernen Schüsselchen aufgestanden, in die Ecke der Stube gegangen, und dann hätte er sich hin-

gestellt und gerufen: Herr, stärke mich in dieser Stunde, daß ich mich einst räche an diesen Philistern! dann hätte er sich gegen den Eckpfosten gestemmt und das Haus eingeworfen.“ — „Sachte! sachte! Stilling!“ redete ihm der größten Knaben einer ein, „das wäre doch von deinem Großvater ein wenig zu arg gewesen.“ — „Du hast recht!“ sagte Heinrich; „aber denk’! es ist doch recht satanisch; wie oft hat wohl der alte Frühling seinen Jungen auf dem Schoß gehabt und ihm die besten Brocken in den Mund gesteckt? Es wäre doch kein Wunder, wenn einmal ein feuriger Drache um Mitternacht, wenn das Viertel des Mondes eben untergegangen ist, sich durch den Schornstein eines solchen Hauses hinunterschlangerte und alles Essen vergiftete. Wie er eben auf den Drachen kam, ist kein Wunder, denn er hatte selbst vor wenigen Tagen des Abends, als er nach Haus ging, einen großen durch die Luft fliegen sehen, und er glaubte für die Zeit noch fest, daß es einer von den obersten Teufeln selbst gewesen.“

So verfloß die Zeit unter der Hand und es war nun bald an dem, daß er die lateinische Schule nach und nach verlassen und seinem Vater am Handwerk helfen mußte: doch dieses war schweres Leiden für ihn; er lebte nur in den Büchern und es dünkte ihn immer, man ließe ihn nicht Zeit genug zum Lesen; deswegen sehnte er sich unbeschreiblich, einmal Schulmeister zu werden; dieses war in seinen Augen die höchste Ehrenstelle, die er jemals zu erreichen glaubte. Der Gedanke, ein Pastor zu werden, war zu weit jenseits seiner Sphäre. Wenn er sich aber zuweilen hinaufschwang, sich auf die Kanzel dachte und sich dazu vorstellte, wie selig es sei, ein ganzes Leben unter Büchern hinzubringen, so erweiterte sich sein Herz, er wurde von Wonne durchdrungen und dann fiel ihm wohl zuweilen ein: Gott hat mir diesen Trieb nicht umsonst eingeschaffen, ich will ruhig sein, er wird mich leiten und ich will ihm folgen.

Dieser Enthusiasmus verleitete ihn zuweilen, wenn seine Leute nicht zu Hause waren, eine lustige Komödie zu

spielen; er versammelte soviel Kinder um sich her, als er zusammentreiben konnte, hing einen Weiberschurz auf den Rücken, machte sich einen Kragen von weißem Papier, trat alsdann auf einen Lehnstuhl, so daß er die Lehne vor sich hatte, und dann fing er mit einem Anstand an zu predigen, der alle Zuhörer in Erstaunen setzte. Dieses tat er oft, denn es war auch nur sein einziges Kinderspiel, das er jemals mag getrieben haben.

Nun trug es sich einstmalen zu, als er recht heftig deklamierte und seinen Zuhörern die Hölle heiß machte, daß Herr Pastor Stollbein auf einmal in die Stube trat; er lächelte nicht oft, doch konnte er's jetzt nicht verbeißen; Heinrich lachte aber nicht, sondern er stand wie eine Bildsäule, blaß wie die Wand und das Weinen war ihm näher als das Lachen; seine Zuhörer stellten sich alle an die Wand und falteten die Hände. Heinrich sah den Pastor furchtsam an, ob er vielleicht den Rohrstab aufheben möchte, um ihn zu schlagen; denn das war so seine Gewohnheit, wenn er die Kinder spielen sah; doch er tat's jetzt nicht, er sagte nur: „Geh' herunter und stell dich dahin, wirf den närrischen Anzug von dir!“ Heinrich gehorchte gern; Stollbein fuhr fort:

„Ich glaube, du hast wohl den Pastor im Kopf?“

„Ich habe kein Geld zu studieren.“

„Du sollst nicht Pastor, sondern Schulmeister werden.“

„Das will ich gern, Herr Pastor! Aber wenn unser Herr Gott nun haben wollte, daß ich Pastor oder ein andrer gelehrter Mann werden sollte, muß ich sagen: Nein, lieber Gott! ich will Schulmeister bleiben, der Herr Pastor will's nicht haben?“

„Halt's Maul, du Esel! weißt du nicht, wen du vor dir hast?“

Nun katechisierte der Pastor die Kinder alle; darin hatte er eine vortreffliche Gabe.

Bei nächster Gelegenheit suchte Herr Stollbein Wilhelm zu bereden, er möchte doch seinen Sohn studieren

lassen, er versprach sogar, Vorschub zu verschaffen; allein dieser Berg war zu hoch, er ließ sich nicht ersteigen.

Heinrich kämpfte indessen in seinem beschwerlichen Zustand rechtschaffen; seine Neigung zum Schulhalten war unaussprechlich; aber bloß aus dem Grund, um des Handwerks los zu werden und sich mit Büchern beschäftigen zu können; denn er fühlte selbst gar wohl, daß ihm die Unterrichtung andrer Kinder ewige Langeweile machen würde. Doch machte er sich das Lesen so erträglich, als es ihm möglich war. Die Mathematik nebst alten Historien und Rittergeschichten war sein Fach; denn er hatte wirklich den Tobias Beutel und Bions mathematische Werk-schule ziemlich im Kopf; besonders ergötzte ihn die Sonnenuhrkunst über die Maßen; es sah komisch aus, wie er sich den Winkel, in welchem er saß und nähte, so nach seiner Phantasie ausstaffiert hatte; die Fensterscheiben waren voll Sonnenuhren, inwendig vor dem Fenster stand ein viereckiger Klotz, in Gestalt eines Würfels, mit Papier überzogen und auf allen fünf Seiten mit Sonnenuhren bezeichnet, deren Zeiger abgebrochene Nähnadeln waren; oben unter der Stubendecke war gleichfalls eine Sonnenuhr, die von einem Stückchen Spiegel im Fenster erleuchtet wurde; und ein astronomischer Ring von Fischbein hing an einem Faden vor dem Fenster; dieser mußte auch die Stelle der Taschenuhr vertreten, wenn er ausging. Alle diese Uhren waren nicht allein gründlich und richtig gezeichnet, sondern er verstand auch schon dazumal die gemeine Geometrie nebst Rechnen und Schreiben aus dem Grund, ob er gleich nur ein Knabe von zwölf Jahren und ein Lehrjunge im Schneiderhandwerk war.

Der junge Stilling fing auch nunmehr an, zu Herrn Stollbein in die Katechisation zu gehen; das war ihm nun zwar eine Kleinigkeit, allein es hatte doch auch seine Beschwerden: denn da der Pastor immer ein Auge auf ihn hatte, so entdeckte er auch immer etwas an ihm, das ihm nicht gefiel; zum Beispiel: wenn er in die Kirche oder in

die Katechisationsstube kam, so war er immer der vorderste und hatte also auch immer den obersten Stand; dieses konnte nun der Pastor gar nicht leiden, denn er liebte an andern Leuten die Demut ungemein. Einstmals fuhr er ihn an und sagte:

„Warum bist du immer der vorderste?“

Er antwortete:

„Wenn's lernen gilt, so bin ich nicht gern der hinterste.“

„Ei, weißt du Schlingel kein Mittel zwischen hinten und vorne?“

Stilling hätte gern noch ein Wörtchen dazugesetzt, allein er fürchtete sich, den Pastor zu erzürnen. Herr Stollbein spazierte die Stube ab, und indem er wiederum heraufkam, sagte er lächelnd: „Stilling, was heißt das zu deutsch: *medium tenuere beati*?“

„Das heißt: die Seligen haben den Mittelweg gehalten; doch deucht mir, man könnte auch sagen: *plerique medium tenentes sunt damnati*. (Die mehrsten Leute sind verdammt, die das Mittel gehalten haben, das ist: die weder kalt noch warm sind).“ Herr Stollbein stutzte, sah ihn an und sagte: „Jungel ich sage dir, du sollst das Recht haben, voran zu stehen, du hast vortrefflich geantwortet.“ Doch nun stand er nie wieder vorne, damit ihm die andern Kinder nicht böse werden möchten. Ich weiß nicht, ob es Feigherzigkeit, oder ob es Demut war. Nun fragte ihn Herr Stollbein wieder: „Warum gehst du nicht an deinen Ort?“ Er antwortete: „Wer sich selbst erniedriget, der soll erhöht werden.“ — „Schweig!“ erwiderte der Pastor, „du bist ein vorwitziger Bursche.“ Dieses ging nun so seinen Gang fort, bis im Jahr 1755 auf Ostern, da Heinrich Stilling vierzehn und ein halb Jahr alt war; vierzehn Tage vor dieser Zeit ließ ihn Herr Pastor Stollbein allein vor sich kommen und sagte zu ihm: „Höre, Stilling, ich wollte gern einen braven Kerl aus dir machen, du mußt aber hübsch fromm und mir, deinem Vorgesetzten, gehorsam sein; auf Ostern will ich dich mit

noch andern, die älter sind als du, zum heiligen Abendmahl einsegnen, und dann will ich sehen, ob ich dich nicht zum Schulmeister machen kann.“ Stilling hüpfte das Herz vor Freude, er dankte dem Pastor und versprach, alles zu tun, was er haben wollte. Das gefiel dem alten Manne von Herzen, er ließ ihn im Frieden gehen und hielt sein Wort treulich, denn auf Ostern ging er zum Nachtmahl, und alsofort wurde er zum Schulmeister nach Zellberg bestimmt, welches Amt er den ersten Mai antreten mußte. Die Zellberger verlangten auch mit Schmerzen nach ihm, denn sein Ruhm war weit und breit erschollen. Die Wonne läßt sich nicht aussprechen, welche der junge Stilling hierüber empfand, er konnte kaum den Tag erwarten, der zum Antritt seines Amtes bestimmt war. —

Zellberg liegt eben hinter der Spitze des Gillers, man geht von Tiefenbach gerade den Berg hinauf; sobald man auf die Höhe kommt, hat man vor sich ein großes ebenes Feld, nahe zur rechten Seite den Wald, dessen hundertjährige Eichen und Maibuchen in gerader Linie gegen Osten zu, wie eine preußische Wachparade, hingepflanzt stehen und den Himmel zu tragen scheinen; fast ostwärts, am Ende des Waldes, erhebt sich ein buschiger Hügel, auf dem Höchsten oder auch der Hängesberg genannt; dieses ist der höchste Gipfel von ganz Westfalen. Von Tiefenbach bis dahin hat man dreiviertel Stunden beständig gerade und steil aufzusteigen. Linker Hand liegt eine herrliche Flur, die sich gegen Norden in einen Hügel von Saatland erhebt, dieser heißt: auf der Antoniuskirche. Vermutlich hat in alten Zeiten eine Kapelle dagestanden, die diesem Heiligen gewidmet gewesen. Vor diesem Hügel, südwärts, liegt ein schöner herrschaftlicher Meierhof, der von Pächtern bewohnt wird. Nordostwärts senkt sich die Fläche in eine vortreffliche Wiese, die sich zwischen buschigen Hügeln herumdrängt; zwischen dieser Wiese und dem Höchsten geht durchs Gebüsch ein grüner Rasenweg vom Feld aus längs der Seite des Hügels fort, bis er sich endlich im feierlichen Dunkel dem Auge entzieht; es ist ein bloßer Holzweg und von der Natur und

dem Zufall so entstanden. Sobald man über den höchsten Hügel hin ist, so kommt man an das Dorf Zellberg; dieses liegt also an der Ostseite des Gillers, da, wo in einer Wiese ein Bach entspringt, der endlich zum Fluß wird und nicht weit von Kassel in die Weser fällt. Die Lage dieses Orts ist bezaubernd schön, besonders im späteren Frühling, im Sommer und im Anfange des Herbstes; der Winter aber ist daselbst fürchterlich. Das Geheul des Sturms und der Schwall von Schnee, welcher, vom Wind getrieben, hinstürzt, verwandelt dieses Paradies in eine norwegische Landschaft. Dieser Ort war also der erste, wo Heinrich Stilling die Probe seiner Fähigkeiten ablegen sollte.

Auf den kleinen Dörfern in diesen Gegenden wird vom ersten Mai bis auf Martini, und also den Sommer durch, wöchentlich nur zwei Tage, nämlich Freitags und Samstags, Schule gehalten; und so war's auch zu Zellberg. Stilling ging Freitag morgens mit Sonnenaufgang hin und kam des Sonntags abends wieder. Dieser Gang hatte für ihn etwas Unbeschreibliches; — besonders wenn er des Morgens vor Sonnenaufgang auf der Höhe aufs Feld kam, und die Sonne dort aus der Ferne, zwischen den buschigen Hügeln aufstieg; vor ihr her säuselte ein Windchen und spielte mit seinen Locken; dann schmolz sein Herz, er weinte oft und wünschte Engel zu sehen, wie Jakob zu Mahanaim. Wenn er nun da stand und in Wonnegefühl zerschmolz, so drehte er sich um, sah Tiefenbach unten im nächtlichen Nebel liegen. Zur Linken senkte sich ein großer Berg, der „Hitzege Stein“ genannt, vom Giller herunter, zur Rechten vorwärts lagen ganz nahe die Ruinen des Geißenberger Schlosses. Da traten dann alle Szenen, die da zwischen seinem Vater und seiner seligen Mutter, zwischen seinem Vater und ihm, vorgegangen waren, als so viele vom herrlichsten Licht erleuchtete Bilder vor seine Seele, er stand wie ein Trunkener und überließ sich ganz der Empfindung. Dann schaute er in die Ferne; zwölf Meilen südwärts lag der Taunus oder Feldberg, nahe bei Frankfurt, acht bis neun Meilen westwärts

lagen vor ihm die sieben Berge am Rhein und so fort eine unzählbare Menge weniger berühmter Gebirge; aber nordwestlich lag ein hoher Berg, der mit seiner Spitze dem Giller fast gleichkam; dieser verdeckte Stilling die Aussicht über die Schaubühne seiner künftigen großen Schicksale.

Hier war der Ort, wo Heinrich eine Stunde lang verweilen konnte, ohne sich selbst recht bewußt zu sein; sein ganzer Geist war Gebet, inniger Friede und Liebe gegen den Allmächtigen, der das alles gemacht hatte.

Zuweilen wünschte er auch wohl ein Fürst zu sein, um eine Stadt auf dieses Gefilde bauen zu können; alsofort stand sie schon da vor seiner Einbildung; auf der Antoniuskirche hatte er seine Residenz, auf dem Höchsten sah er das Schloß der Stadt, sowie Montalban in den Holzschnitten im Buch von der schönen Melusine; dieses Schloß sollte Heinrichsburg heißen, wegen des Namens der Stadt stand er noch immer im Zweifel, doch war ihm der Name Stilling der schönste. Unter diesen Vorstellungen stieg er auf vom Fürsten zum Könige, und wenn er aufs Höchste gekommen war, so sah er Zellberg vor sich liegen und war nichts weiter, als zeitiger Schulmeister daselbst, und so war's ihm dann auch recht, denn er hatte Zeit zu lesen.

An diesem Ort wohnte ein Jäger, namens Krüger, ein redlicher braver Mann; dieser hatte zwei junge Knaben, aus denen er gern etwas Rechts gemacht hätte. Er hatte den alten Stilling herzlich geliebt, und so liebte er auch seine Kinder. Diesem war es Seelenfreude, den jungen Stilling als Schulmeister in seinem Dorf zu sehen. Daher entschloß er sich, denselben zu sich ins Haus zu nehmen. Heinrich war dieses eben recht, sein Vater machte alle Kleider für den Jäger und seine Leute, und deswegen war er daselbst am meisten bekannt; überdem wußte er, daß Krüger viel rare Bücher hatte, die er recht zu nutzen gedachte. Er quartierte sich daselbst ein; und das erste, was er vornahm, war die Untersuchung der Krügerischen

Bibliothek; er schlug einen alten Folianten auf und fand eine Übersetzung Homers in deutschen Versen; er hüpfte vor Freude, küßte das Buch, drückte es an seine Brust, bat sich's aus und nahm es mit in die Schule, wo er's in der Schublade unter dem Tisch sorgfältig verschloß und so oft darinnen las, als es ihm nur möglich war. Auf der lateinischen Schule hatte er den Virgilius erklärt und bei der Gelegenheit soviel vom Homer gehört, daß er vorher Schätze darum gegeben hätte, um ihn nur einmal lesen zu können; nun bot sich ihm hier die Gelegenheit von selbst dar, und er benützte sie auch rechtschaffen.

Schwerlich ist die Ilias seit der Zeit, daß sie in der Welt gewesen, mit größerem Entzücken und mit mehr Empfindung gelesen worden. Hektor war sein Mann, Achill aber nicht, Agamemnon noch weniger; mit einem Wort: er hielt es durchgehends mit den Trojanern, ob er gleich den Paris mit seiner Helenen kaum des Andenkens würdigte; besonders weil er immer zu Haus blieb, da er doch die Ursache des Krieges war. Das ist doch ein unerträglicher schlechter Kerl! dachte er oft bei sich selber. Niemand dauerte ihn mehr als der alte Priam. Die Bilder und Schilderungen des Homers waren so sehr nach seinem Geschmack, daß er sich nicht enthalten konnte, laut zu jauchzen, wenn er ein so recht lebhaftes Wort fand, das der Sache angemessen war; damals wäre die rechte Zeit gewesen, den Ossian zu lesen.

Diese hohe Empfindung hatte aber auch noch Nebenursachen; die ganze Gegend trug dazu bei. Man denke sich einen bis zur höchsten Stufe des Enthusiasmus empfindsamen Geist, dessen Geschmack natürlich und noch nach keiner Mode gestimmt war, sondern der nichts als wahre Natur empfunden, gesehen und studiert hatte, der ohne Sorge und Gram höchst zufrieden mit seinem Zustand lebte und allem Vergnügen offen stand; ein solcher Geist liest den Homer in der schönsten und natürlichsten Gegend von der Welt, und zwar des Morgens in der Frühstunde. Man stelle sich die Lage dieses Ortes vor; er saß in der Schule an zwei Fenstern, die nach Osten gekehrt waren;

diese Schule stand an der Mittagsseite, am Abhang des höchsten Hügels, um dieselbe her waren alte Birken mit schneeweißen Stämmen auf einem grünen Rasen gepflanzt, deren dunkelgrüne Blätter beständig fort im ewigen Winde flüsterten. Gegen Sonnenaufgang war ein prächtiges Wiesental, das sich an buschige Hügel und Gebirge anschloß. Gegen Mittag lag etwas niedriger das Dorf, hinter demselben eine Wiese, und dann stieg unvermerkt eine Flur von Feldern auf, die ein Wald begrenzte. Gegen Abend in der Nähe war der hohe Giller mit seinen tausend Eichen. Hier las Stilling den Homer im Mai und Juni, wenn ohnedies die ganze halbe Welt schön ist und in der Kraft ihres Erhaltens jauchzet.

Überdies waren auch seine Bauern gute natürliche Leute, die beständig mit alten Sagen und Erzählungen schwanger gingen und bei jeder Gelegenheit damit herauskramten; dadurch wurde der Schulmeister vollends recht mit seinem Element genährt und zu Empfindungen aufgelegt. Er ging einstmals hinter der Schule den höchsten Hügel hinauf spazieren, oben auf der Spitze traf er einen alten Bauer aus seinem Dorf, der Holz sammelte; sobald dieser den Schulmeister kommen sah, hörte er auf zu arbeiten und sagte:

„Es ist gut, Schulmeister, daß du kommst, ich bin doch müde, nun höre, was ich dir sagen will; ich denke soeben dran. Ich und dein Großvater haben vor dreißig Jahren einmal hier Kohlen gebrannt, da hatten wir viel Freude! wir kamen immer zueinander, aßen und tranken zusammen und redeten dann immer von alten Geschichten. Du siehst hier rund umher, soweit dein Auge trägt, keinen Berg, oder wir besannen uns auf seinen Namen und den Ort, wo er am nächsten liegt; das war uns dann nun so recht eine Lust, wenn wir da so lagen und uns Geschichten erzählten und zugleich den Ort zeigen konnten, wo sie geschehen waren.“ Nun hielt der Bauer die linke Hand über die Augen, und mit der rechten wies er gegen Abend und Nordwest hin und sagte: „Da etwas niederwärts siehst du das Geißenberger Schloß, gerade hinter demselben,

dort weit weg, ist ein hoher Berg mit drei Köpfen, der mittlere heißt noch der Kindelsberg, da stand vor uralten Zeiten ein Schloß, das auch so hieß; da wohnten Ritter darauf, das waren sehr gottlose Leute. Da zur Rechten hatten sie, an dem Kopf, ein sehr schönes Silberbergwerk, wovon sie stockreich wurden. Nun, was geschah! Der Übermut ging soweit, daß sie sich silberne Kegel machten; wenn sie spielten, so warfen sie diese Kegel mit silbernen Klötzen; dann backten sie große Kuchen von Semmelmehl, wie Kutschenräder, machten mitten Löcher darein, und steckten sie an die Achsen; das war nun eine himmel-schreiende Sünde, denn wie viele Menschen haben kein Brot zu essen. Unser Herrgott ward es auch endlich müde; denn es kam des Abends spät ein weißes Männchen ins Schloß, der sagte ihnen an, daß sie alle binnen drei Tagen sterben müßten, und zum Wahrzeichen gab er ihnen, daß diese Nacht eine Kuh zwei Lämmer werfen würde. Das geschah auch, aber niemand kehrte sich daran, als der jüngste Sohn, der Ritter Sigmund hieß, und eine Tochter, die eine gar schöne Jungfrau war. Diese beteten Tag und Nacht. Die andern starben an der Pest und diese beide blieben am Leben. Nun war aber hier auf dem Geißenberg auch ein junger kühner Ritter, der ritt beständig ein großes schwarzes Pferd, deswegen hieß man ihn auch nicht anders, als den Ritter mit dem schwarzen Pferd. Er war ein gottloser Mensch, der immer raubte und mordete. Dieser Ritter gewann die schöne Jungfrau auf dem Kindelsberg lieb und wollte sie absolut haben, aber es nahm ein schlechtes Ende. Ich kann noch ein altes Lied von der Geschichte.“

Der Schulmeister sagte: „Ich bitte Euch, Kraft (so hieß der Bauer), sagt mir doch das Lied vor!“ Kraft antwortete: „das will ich gern tun, ich will dir's wohl singen.“ Er fing an:

Zu Kindelsberg auf dem hohen Schloß
Steht eine alte Linde |:
Von vielen Ästen kraus und groß,
Sie saust im kühlen Winde |:

Da steht ein Stein, ist breit, ist groß,
 Gar nah an dieser Linde |:

Ist grau und rauh von altem Moos,
 Steht fest im kühlgigen Winde |:

Da schläft eine Jungfrau den traurigen Schlaf,
 Die treu war ihrem Ritter |:

Das war von der Mark ein edler Graf,
 Ihr wurde das Leben bitter |:

Er war mit dem Bruder ins weite Land
 Zur Ritterfehde gegangen |:

Er gab der Jungfrau die eiserne Hand,
 Sie weinte mit Verlangen |:

Die Zeit, die war nun lang vorbei,
 Der Graf kam noch nicht wieder |:

Mit Sorg' und Tränen mancherlei
 Saß sie bei der Linde nieder |:

Da kam der junge Rittersmann,
 Auf seinem schwarzen Pferde |:

Der sprach die Jungfrau freundlich an,
 Ihr Herze er stolz begehrte |:

Die Jungfrau sprach: du kannst mich nie
 Zu deinem Weiblein haben |:

Wenn's dürr ist das grüne Lindlein hie,
 Dann will ich dein Herze laben |:

Die Linde war noch jung und schlank,
 Der Ritter sucht im Lande |:

Ein' dürre Linde so groß, so lang,
 Bis er sie endlich fandte |:

Er ging wohl in dem Mondenschein
 Grub aus die grüne Linde |:

Und setzt die dürre dahinein,
 Belegt's mit Rasen geschwinde |:

Die Jungfrau stand des Morgens auf,
 Am Fenster war's so lichte |:

Des Lindleins Schatten spielte nicht drauf,
 Schwarz ward's ihr vor dem Gesichte |:

Die Jungfrau lief zur Linde hin,
 Setzt sich mit Weinen nieder |:

Der Ritter kam mit stolzem Sinn,
 Begehrt' ihr Herze wieder |:

Die Jungfrau sprach in großer Not:
 Ich kann dich nimmer lieben! |:

Der stolze Ritter stach sie tot,
 Das tät den Graf betrüben |:

Der Graf kam noch denselben Tag,
Er sah mit traurigem Mute |:
Wie da bei dürrer Linde lag
Die Jungfrau in rotem Blute |:

Er machte da ein tiefes Grab,
Der Braut zum Ruhebette |:
Und sucht' eine Linde bergauf und ab,
Die setzt' er an die Stätte |:

Und einen großen Stein dazu,
Der steht noch in dem Winde |:
Da schläft die Jungfrau in guter Ruh,
Im Schatten der grünen Linde |:

Stilling lauschte still, er durfte kaum Atem holen, die schöne Stimme des alten Kraft, die rührende Melodie und die Geschichte selber wirkten dergestalt auf ihn, daß ihm das Herz pochte, er besuchte den alten Bauer oft, der ihm dann das Lied so oft vorsang, bis er's auswendig konnte. Nun senkte sich die Sonne hinter dem fernen blauen Berg; Kraft und der Schulmeister gingen den Hügel herab, die braunen und scheckigen Kühe grasten in der Trift, ihre heiseren Schellen klangen widerhallend hin und her. Die Knaben liefen in den Höfen herum und teilten ihr Butterbrot und Käse zusammen; die Hausmütter machten den Stall zurecht, und die Hühner flatschten eins nach dem andern hinauf zu ihrem Loch; noch einmal drehte sich der orangegelbe und rotbraune Hahn auf seinem Pfahl vor dem Loch herum und krächte seinen Nachbarn gute Nacht; durch den Wald herab sprachen die Kohlenbrenner, die Quersäcke auf den Nacken, und freuten sich der nahen Ruhe.

Heinrich Stillings Schulmethode war seltsam und so eingerichtet, daß er wenig oder nichts dabei verlor. Des Morgens, sobald die Kinder in die Schule kamen und alle beisammen waren, so betete er mit ihnen und katechisierte sie in den ersten Grundsätzen des Christentums nach eignem Gutdünken ohne Buch; dann ließ er jeden ein Stück lesen; wenn das vorbei war, so ermunterte er die Kinder, den Katechismus zu lernen, indem er ihnen ver-

sprach, schöne Historien zu erzählen, wenn sie ihre Aufgabe recht gut auswendig können würden; während der Zeit schrieb er ihnen vor, was sie nachschreiben sollten, ließ sie noch einmal alle lesen, und dann kam's zum Erzählen, wobei vor und nach alles erschöpft wurde, was er jemals in der Bibel, im Kaiser Oktavianus, der schönen Magelone und andern mehr gelesen hatte; auch die Zerstörung der königlichen Stadt Troja wurde mit vorgenommen. So war es auf seiner Schule Sitte und Gebrauch von einem Tag zum andern. Es läßt sich nicht aussprechen, mit welchem Eifer die Kinder lernten, um nur früh ans Erzählen zu kommen; waren sie aber mutwillig oder nicht fleißig gewesen, so erzählte der Schulmeister nicht, sondern las selbst.

Niemand verlor bei dieser seltsamen Manier zu unterweisen, als die ABC-Schüler und die am Buchstabieren waren; dieser Teil des Schulamts war Stilling viel zu langweilig. Des Sonntags morgens versammelten sich die Schulkinder um ihren angenehmen Lehrer, und so wanderte er mit seinem Gefolge unter den schönsten Erzählungen nach Florenburg in die Kirche und nach der Predigt in eben der Ordnung wieder nach Haus.

Die Zellberger waren indessen mit Stilling recht gut zufrieden, sie sahen, daß ihre Kinder lernten, ohne viel gezüchtigt zu werden; verschiedene hatten sogar ihre Freude an all den schönen Geschichten, welche ihnen ihre Kinder zu erzählen wußten. Besonders liebte ihn Krüger über die Maßen, denn er konnte vieles mit ihm aus dem Paracelsus reden, (so sprach der Jäger das Wort Paracelsus aus); er hatte eine alte deutsche Übersetzung seiner Schriften, und da er ein sklavischer Verehrer aller der Männer war, von denen er glaubte, daß sie den Stein Lapis gehabt hätten, so waren ihm Jakob Böhms, Graf Bernhards und des Paracelsus Schriften große Heiligtümer. Stilling selber fand Geschmack daran, nicht bloß wegen des Steins der Weisen, sondern weil er ganz hohe und herrliche Begriffe, besonders im Böhm, zu finden glaubte; wenn sie das Wort: Rad der ewigen Essenzen oder auch

schielender Blitz und andre mehr aussprachen, so empfanden sie eine ganz besondere Erhebung des Gemüths. Ganze Stunden lang forschten sie in magischen Figuren, bis sie manchmal Anfang und Ende verloren und meinten, die vor ihnen liegenden Zauberbilder lebten und bewegten sich; das war dann so rechte Seelenfreude, im Taumel groteske Ideen zu haben und lebhaft zu empfinden.

Allein dieses paradiesische Leben war von kurzer Dauer. Herr Pastor Stollbein und Herr Förster Krüger waren Todfeinde. Dieses kam daher: Stollbein war ein unumschränkter Monarch in seinem Kirchspiel; sein geheimes Ratskollegium, ich meine das Konsistorium, bestand aus lauter Männern, die er selber angeordnet hatte und von denen er im voraus wußte, daß sie einfältig genug waren, immer ja zu sagen. Vater Stilling war der letzte gewesen, der noch vom vorigen Prediger bestellt worden. Daher fand er nirgends Widerstand: er erklärte Krieg und schloß Frieden, ohne jemand zu Rat zu ziehen, alles fürchtete ihn und zitterte in seiner Gegenwart. Doch kann ich nicht sagen, daß das gemeine Wesen unter seiner Regierung sonderlich gelitten hätte, er hatte bei seinen Fehlern eine Menge guter Eigenschaften. Nur Krüger und einige der Vornehmsten zu Florenburg haßten ihn so sehr, daß sie fast gar nicht in die Kirche gingen, viel weniger bei ihm kommunizierten. Krüger sagte öffentlich: er sei vom bösen Geist besessen; und daher tat er immer gerade das Gegenteil von dem, was der Pastor gern sah.

Nachdem Stilling einige Wochen zu Zellberg gewesen war, so beschloß Herr Stollbein, seinen neuen Schulmeister daselbst einmal zu besuchen; er kam des Vormittags um neun Uhr in die Schule; zum Glück war Stilling weder am Erzählen noch Lesen. Er wußte aber schon, daß er bei Krüger im Hause war, daher sah er ganz mürrisch aus, schaute umher und fragte: „Was macht Ihr mit den Schiefersteinen auf der Schul?“ — (Stilling hielt des Abends eine Rechenstunde mit den Kindern.) Der Schulmeister

antwortete: „Darauf rechnen die Kinder des Abends.“ — Der Pastor fuhr fort:

„Das kann ich wohl denken, aber wer heißt Euch das?“

Heinrich wußte nicht, was er sagen sollte, er sah dem Pastor ins Gesicht und wunderte sich, endlich erwiderte er lächelnd: „Der mich geheißen hat, die Kinder Lesen, Schreiben und den Katechismus zu lehren, der hat mich auch geheißen, sie im Rechnen zu unterrichten.“

„Ihr . . . ich hätte bald was gesagt! lehrt sie erst einmal das Nötigste und wenn sie das können, so lehrt sie auch rechnen.“

Nun fing es an, Stilling weich ums Herz zu werden. Das ist so seiner Natur gemäß, anstatt daß andre Leute böse und launig werden, schießen ihm die Tränen in die Augen und die Backen herunter; es gibt aber auch einen Fall, in welchem er recht zornig werden kann: Wenn man ihn oder auch sonst eine ernste und empfindsame Sache satirisch behandelt. „Gott!“ versetzte er, „wie soll ich's doch machen? Die wollen haben, ich soll die Kinder rechnen lehren, und der Herr Pastor will's nicht haben! Wem soll ich nun folgen?“

„Ich habe in Schulsachen zu befehlen,“ sagte Stollbein, „und Eure Bauern nicht!“ und damit ging er zur Türe hinaus.

Stilling befahl sofort, alle Schiefersteine herabzunehmen und auf einen Haufen hinter dem Ofen unter die Bank zu legen; das wurde befolgt, doch schrieb ein jeder seinen Namen mit dem Griffel auf den seinigen.

Nach der Schule ging er zu dem Kirchenältesten, erzählte ihm den Vorfall und fragte ihn um Rat. Der Mann lächelte und sagte: „Der Herr Pastor wird so seine böse Laune gehabt haben, legt Ihr die Steine zurück, daß er sie nicht sieht, wenn er wieder kommen sollte; fahrt Ihr aber fort, die Kinder müssen doch rechnen lernen! Er erzählte es auch Krüger, dieser glaubte, der

Teufel habe ihn besessen, und nach seiner Meinung sollten nun auch die Mädchen sich Schiefersteine anschaffen und das Rechnen lernen, seine Kinder wenigstens sollten es nun zuerst vornehmen. Und das geschah auch, Stilling mußte den größten Knaben sogar in der Geometrie unterrichten.

So standen die Sachen den Sommer über, aber niemand vermutete, was im Herbst geschah. Vierzehn Tage vor Martini kam der Älteste in die Schule und kündigte Stilling im Namen des Pastors an, auf Martini die Schule zu verlassen und zu seinem Vater zurückzukehren. Dieses war dem Schulmeister und den Schülern ein Donnererschlag, sie weinten alle zusammen. Krüger und die übrigen Zellberger wurden fast rasend, sie stampften mit den Füßen und schwuren: der Pastor sollte ihnen ihren Schulmeister nicht nehmen. Allein Wilhelm Stilling, wie sehr er sich auch ärgerte, fand doch ratsamer, seinen Sohn zu sich zu nehmen, um ihn an seinem fernern Glück nicht zu hindern. Des Sonntags nachmittags vor Martini stopfte der gute Schulmeister sein bißchen Kleider und Bücher in einen Sack, hing ihn auf den Rücken und wanderte aus Zellberg das Höchste hinauf, seine Schüler gingen truppweise hinten nach und weinten, er selbst vergoß tausend Tränen und beweinte die süßen Zeiten, die er zu Zellberg zugebracht hatte. Der ganze westliche Himmel sah ihm traurig aus, die Sonne verkroch sich hinter ein schwarzes Wolkengebirge, und er wanderte im Dunkel des Waldes den Giller hinunter.

Des Montags morgens setzte ihn sein Vater wieder in seinen alten Winkel an die Nähna del. Das Schneiderhandwerk war ihm nun doppelt verdrießlich, nachdem er die Süßigkeit des Schulhaltens geschmeckt hatte. Das einzige, was ihm noch übrig blieb, war, daß er seine alte Sonnenuhr wiederum in Ordnung brachte und seiner Großmutter die Herrlichkeit des Homers erzählte, die sich dann auch alles wohl gefallen ließ und wohl gar Geschmack daran hatte, nicht so sehr aus eigenem Naturtrieb, sondern weil sie sich erinnerte, daß ihr seliger

Eberhard ein großer Liebhaber von dergleichen Sachen gewesen war.

Heinrich Stillings Leiden stürmten nun mit voller Kraft auf ihn zu, er glaubte fest, er sei nicht zum Schneiderhandwerk geboren, und er schämte sich von Herzen, so dazusitzen und zu nähen; wenn daher jemand Ansehnliches in die Stube kam, so wurde er rot im Gesicht.

Einige Wochen hernach begegnete dem Ohm Simon Herr Pastor Stollbein im Fahrweg; als er den Pastor von ferne herreiten sah, arbeitete er sich über Hals und Kopf mit dem Ochsen und seiner Karre aus dem Wege auf das Feld, stellte sich mit dem Hut neben dem Ochsen hin, bis Herr Stollbein herzukam.

„Nu, was macht Euers Schwagers Sohn?“

„Er sitzt am Tisch und näht!“

„Das ist recht! so will ich's haben!“

Stollbein ritt fort und Simon fuhr seinen Weg nach Haus. Sofort erzählte er Wilhelm, was der Pastor gesagt hatte; Heinrich hörte es mit größtem Herzeleid, ermunterte sich aber wieder, als er sah, wie sein Vater mit aufgebrachtem Gemüt das Nähzeug von sich warf, aufsprang und mit Heftigkeit sagte: „Und ich will haben, er soll Schul' halten, sobald sich Gelegenheit dazu bietet!“ Simon versetzte: „Ich hätte ihn zu Zellberg gelassen, der Pastor wird doch noch zu bezwingen sein.“ „Das hätte wohl geschehen können,“ antwortete Wilhelm, „aber man hat ihn hernach doch immer auf dem Hals und wird seines Lebens nicht froh. Leiden ist besser als streiten.“ „Meinetwegen,“ fuhr Simon fort, „ich scher mich nichts um ihn, er sollte mir nur einmal zu nahe kommen!“ Wilhelm schwieg und dachte: das läßt sich in der Stube hinterm Ofen gut sagen.

Die mühselige Zeit des Handwerks dauerte vorjetzt nicht lange, denn vierzehn Tage vor Weihnachten kam ein Brief von Dorlingen aus der westfälischen Grafschaft Mark in Stillings Hause an. Es wohnte daselbst ein

reicher Mann, namens Steifmann, welcher den jungen Stilling zum Hausinformer verlangte. Die Bedingungen waren: daß Herr Steifmann von Neujahr an bis nächste Ostern Unterweisung für seine Kinder verlangte; dafür gab er Stilling Kost und Trank, Feuer und Licht; fünf Reichstaler Lohn bekam er auch, allein dafür mußte er von den benachbarten Bauern soviel Kinder in die Lehre nehmen, als sie ihm schicken würden, das Schulgeld davon zog Steifmann; auf diese Weise hatte er die Schule fast umsonst.

Die alte Margarete, Wilhelm, Elisabeth, Mariechen und Heinrich beratschlagten sich hierauf über diesen Brief. Margarete fing nach einiger Überlegung an: „Wilhelm, behalte den Jungen bei dir! Denk einmal! ein Kind so weit in die Fremde zu schicken, ist kein Spaß, es gibt wohl hier in der Nähe Gelegenheit für ihn.“ — „Das ist auch wahr,“ sagte Mariechen, „mein Bruder Johann sagt oft: daß die Bauern daherum so grobe Leute wären, wer weiß, was sie mit dem guten Jungen anfangen werden, behalte ihn hier, Wilhelm!“ Elisabeth gab auch ihre Stimme; sie hielt aber dafür, daß es besser sei, wenn sich Heinrich etwas in der Welt versuchte; wenn sie zu befehlen hätte, so müßte er ziehen. Wilhelm schloß endlich, ohne zu sagen, warum: wenn Heinrich Lust zu gehen hätte, so wäre er es wohl zufrieden. „Jawohl, bin ich's zufrieden!“ fiel er ein, „ich wollte, daß ich schon da wäre!“ Margarete und Mariechen wurden traurig und schwiegen still. Der Brief wurde also von Wilhelm beantwortet und in alles eingewilligt.

Dorlingen lag neun ganze Stunden von Tiefenbach ab. Vielleicht war seit hundert Jahren niemand aus der Stillingschen Familie so weit fortgewandert und so lange abwesend gewesen. Einige Tage vor Heinrichs Abreise trauerten und weinten alle, nur er selber war innig froh. Wilhelm verbarg seinen Kummer soviel er konnte. Margarete und Mariechen empfanden zu sehr, daß er ein Stilling war, deswegen weinten sie am meisten; welches in den blinden Staraugen der alten Großmutter erbärmlich aussah.

Der letzte Morgen kam, alles versank in Wehmut. Wilhelm stellte sich hart gegen ihn; allein der Abschied machte ihn nur desto weicher. Heinrich vergoß auch viele Tränen, aber er lief und wischte sie ab. Zu Licht-
hausen kehrte er bei seinem Ohm, Johann Stilling, ein, der ihm viel schöne Lehren gab. Nun kamen die Fuhr-
leute, die ihn mitnehmen sollten, und Heinrich reiste freudig mit ihnen fort.

Die Gegenden, welche er in dieser Jahreszeit zu durch-
reisen hatte, sahen recht melancholisch aus. Sie machten
Eindrücke auf ihn, die ihn in eine gewisse Niedergeschlagen-
heit versetzten. Wenn Dorlingen in einer solchen Gegend liegt,
dachte er immer, so wird mir's doch da nicht gefallen. Die Fuhrleute, mit denen er reiste, waren von daher zu
Haus; er merkte oft, wie sie zusammen hinter ihm her-
gingen und über ihn spotteten; denn weil er nichts mit
ihnen sprach und für die Zeit etwas blöd aussah, so hielten
sie ihn für einen Schafskopf, mit dem man machen könnte,
was man wollte. Zuweilen zupfte ihn einer von hinten-
her, und wenn er dann umsah, so stellten sie sich, als wenn
sie wichtige Sachen unter sich auszumachen hätten. Der-
gleichen Behandlung war nun eben fähig, seinen Zorn zu
reizen; er litt das ein paarmal, endlich drehte er sich um,
sah sie scharf an und sagte: „Hört, ihr Leute, ich bin und
werde euer Schulmeister zu Dorlingen, und wenn eure
Kinder so ungezogene Bengels sind, wie ich vermute, so
werde ich Mittel wissen, ihnen andre Sitten beizubringen,
das könnt ihr ihnen sagen, wenn ihr nach Haus kommt!“
Die Fuhrleute sahen sich an, und bloß um ihrer Kinder
willen ließen sie ihn zufrieden.

Des Abends spät um neun Uhr kam er zu Dorlingen
an. Steifmann betrachtete ihn vom Haupt bis zum Fuß,
so auch seine Frau, Kinder und Gesinde. Man gab ihm
zu essen, und darauf legte er sich schlafen. Als er des
Morgens früh erwachte, erschrak er sehr, denn er sah die
Sonne, seinem Begriff nach, im Westen aufgehen, sie
rückte gegen Norden in die Höhe und ging des Abends
im Osten unter. Das wollte ihm gar nicht in den Kopf;

und doch hatte er soviel von der Astronomie und Geographie begriffen, daß er wohl wußte, die Zellberger und Tiefenbacher Sonne sei eben dieselbe, die auch zu Dorlingen leuchtete. Dieser seltsame Vorfall verrückte ihm sein Konzept, und jetzt wünschte er von Herzen, seines Ohm Johannis Kompaß zu haben, um zu sehen, ob auch die Magnetnadel mit der Sonne einig sei, ihn zu betrügen. Er fand zwar endlich die Ursache dieser Erscheinung; er war den vorigen Abend spät angekommen und hatte die allmähliche Krümmung des Tals nicht bemerkt. Allein er konnte doch seine Einbildung nicht bemeistern, alle Aussichten in die rohe und öde Gegend kamen ihm auch aus diesem Grunde traurig und fatal vor.

Steifmann war reich, er hatte viel Geld, Güter, Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen und Schweine, dazu seine Stahlfabrik, worin Waren verfertigt wurden, mit denen er Handel trieb. Er hatte jetzt nur erst die zweite Frau, hernach aber hat er die dritte oder wohl gar die vierte geheiratet; das Glück war ihm so günstig, daß er verschiedene Frauen nach einander nehmen konnte, wenigstens schien ihm das Sterben und Wiedernehmen der Weiber eine besondere Belustigung zu sein. Die jetzige Frau war ein gutes Schaf, ihr Mann redete oft gar erbaulich mit ihr von den Tugenden seiner ersten Frauen, so daß sie, aus großer Empfindung des Herzens, oft blutige Tränen weinte. Sonst war er gar nicht zum Zorn aufgelegt; er redete nicht viel, was er aber sagte, das war von Gewicht und Nachdruck, weil es gemeiniglich jemand, der gegenwärtig war, beleidigte. Er ließ sich auch anfänglich mit seinem neuen Schulmeister in Gespräche ein, allein er gefiel ihm nicht. Von allem, was Stilling gewohnt war zu reden, verstand er nicht ein Wort, ebensowenig als Stilling begriff, wovon sein Patron redete. Daher schwiegen sie beide, wenn sie beisammen waren.

Am folgenden Montag morgen ging die Schule an; Steifmanns drei Knaben machten den Anfang. Vor und nach fanden sich bei achtzehn große vierschrotige Jungen ein, die sich gegen ihren Schulmeister verhielten, wie soviel

Patagonier gegen einen Franzosen. Zehn bis zwölf Mädchen von eben dem Schrot und Korn kamen auch und setzten sich hinter den Tisch. Stilling wußte nicht recht, was er mit diesem Volke anfangen sollte. Ihm war bang vor so vielen wilden Gesichtern; doch versuchte er die gewöhnliche Schulmethode und ließ sie beten, singen, lesen und den Katechismus lernen.

Dieses ging ungefähr vierzehn Tage seinen ordentlichen Gang; allein nun war es auch geschehen, ein oder anderer kosakenähnlicher Junge versuchte es, den Schulmeister zu necken. Stilling brauchte den Stock recht-schaffen, aber mit so widrigem Erfolge, daß, wenn er sich müde auf dem starken Buckel zerdroschen hatte, der Schüler aus vollem Halse lachte, der Schulmeister aber weinte. Das war dann dem Herrn Steifmann so seine liebste Belustigung; wenn er in dem Schulstübchen Lärm hörte, so kam er, tat die Türe auf und ergötzte sich von Herzen.

Dieses Verfahren gab Stilling den letzten Stoß. Seine Schule wurde zum polnischen Reichstag, wo ein jeder tat, was ihm recht deuchte. So wie nun der arme Schulmeister in der Schule alles gebrannte Herzeleid ausstand, so hatte er auch außer derselben keine frohe Stunde. Bücher fand er wenig, nur eine große Baseler Bibel, deren Holzschnitte er durch und durch wohl studierte, auch wohl darin las, wiewohl er sie oft durchgelesen hatte. Zions Lehr und Wunder von Doktor Mel nebst noch einigen alten Postillen und Gesangbüchern stunden auf der Kleiderkammer auf einem Brett in guter Ruhe und waren wohl, seitdem sie Herr Steifmann geerbt hatte, wenig gebraucht worden. In dem Hause selbst war ihm niemand hold, alle sahen ihn für einen einfältigen dummen Knaben an; denn ihre niederträchtigen, ironisch-zotigen und zweideutigen Reden verstand er nicht, er antwortete immer gut-herzig, wie er's meinte nach dem Sinne der Worte, suchte überhaupt einen jeden mit Liebe zu gewinnen, und dieses war eben der gerade Weg, eines jeden Schuhputzer zu werden.

Doch trug sich einstmalen etwas zu, das ihn leicht das Leben hätte kosten können, wenn ihn der gütige Vater der Menschen nicht sonderlich bewahrt hätte. Er mußte sich des Morgens selbst Feuer in den Ofen machen; als er nun einmal kein Holz fand, so wollte er sich etwas holen; nun war über der Küche eine Rauchkammer, wo man das Fleisch räucherte und zugleich das Holz trocknete. Die Dreschtenne stieß an die Küche und von dieser Tenne ging eine Treppe nach der Rauchkammer. Es waren just sechs Tagelöhner am Dreschen. Heinrich lief die Treppe hinauf, machte die Türe auf, aus welcher der Rauch wie eine dicke Wolke herauszog; er ließ die Türe offen, tat einen Sprung nach dem Holze, griff etliche Stücke, indessen wirbelte einer von den Dreschern auswendig die Türe zu. Der arme Stilling geriet in Todesangst, der Rauch erstickte ihn, es war stockfinster da, er wurde irre und wußte nicht mehr, wo die Türe war. In diesem erschrecklichen Zustande tat er einen Sprung gegen die Wand und traf just gerade gegen die Türe, dergestalt, daß der Wirbel zerbrach und die Türe aufsprang. Stilling stürzte die Treppe hinunter bis auf die Tenne, wo er betäubt und sinnlos hingestreckt lag. Als er wieder zu sich selbst kam, sah er die Drescher nebst Herrn Steifmann um sich stehen und aus vollem Halse lachen. „Des sollte doch der T . . . nicht lachen,“ sagte Steifmann. Dieses ging Stilling durch die Seele. „Ja!“ antwortete er, „der lacht wirklich, daß er endlich einmal seinesgleichen gefunden hat.“ Das gefiel seinem Patron außerordentlich, und er pflegte wohl zu sagen: „Das sei das erste und auch das letzte gescheite Wort gewesen, das er von seinem Schulmeister gehört habe.“

Das beste indessen bei der Sache war, daß Stilling keinen Schaden genommen hatte; er überließ sich gänzlich der Wehmut, weinte sich die Augen rot und erlangte weiter nichts dadurch als Spott. So traurig ging seine Zeit vorüber, und seine Wonne am Schulhalten wurde ihm häßlich versalzen.

Sein Vater Wilhelm Stilling war indessen zu Hause

mit angenehmeren Sachen beschäftigt. Die Wunde über Dortchens Tod war heil, er erinnerte sich allezeit mit Zärtlichkeit an sie; allein, er trauerte nicht mehr, sie war nun vierzehn Jahre tot und seine strenge mystische Denkungsart milderte sich insoweit, daß er jetzt mit allen Menschen Umgang pflog, doch war alles mit freundlichem Ernste, Gottesfurcht und Rechtschaffenheit vermischt, so, daß er Vater Stilling ähnlicher wurde als eins seiner Kinder. Er wünschte nun auch einmal Hausvater zu werden, eignes Haus und Hof zu haben und den Ackerbau neben seinem Handwerk zu treiben; deswegen suchte er sich jetzt eine Frau, die neben den nötigen Eigenschaften des Leibes und der Seele auch Haus und Güter hätte; er fand bald, was er suchte. Zu Leindorf, zwei Stunden von Tiefenbach westwärts, war eine Witwe von achtundzwanzig Jahren, eine ansehnliche brave Frau; sie hatte zwei Kinder aus der ersten Ehe, wovon aber eins bald nach ihrer Hochzeit starb. Diese war recht froh, als sie Wilhelm begehrte, ob er gleich gebrechliche Füße hatte. Die Heirat wurde geschlossen, der Hochzeitstag bestimmt und Heinrich bekam einen Brief nach Dorlingen, der in den wärmsten und zärtlichsten Ausdrücken, deren sich nur ein Vater gegen seinen Sohn bedienen kann, die ganze Sache bekannt machte und ihn auf den bestimmten Tag zur Hochzeit einlud. Heinrich las diesen Brief, legte ihn hin, stand und bedachte sich, er mußte sich erst tief prüfen, ehe er finden konnte, ob ihm wohl oder weh dabei ward; so ganz verschiedene Empfindungen stiegen in seinem Gemüte auf. Endlich schritt er ein paarmal vor sich hin und sagte zu sich selbst: „Meine Mutter ist im Himmel, mag diese einstweilen in diesem Jammertale bei mir und meinem Vater ihre Stelle vertreten. Dereinst werde ich doch diese verlassen und jene suchen. Mein Vater tut wohl! — Ich will sie doch recht lieb haben und ihr allen Willen tun, so gut ich kann, so wird sie mich wieder lieben und ich werde Freude haben.“

Nun machte er Steifmann die Sache bekannt, forderte etwas Geld und reiste nach Tiefenbach zurück. Er wurde

daselbst von allen mit tausend Freuden empfangen, besonders von Wilhelm, dieser hatte ein wenig gezweifelt, ob sein Sohn auch wohl murren würde; da er ihn aber so heiter kommen sah, floßen ihm die Tränen aus den Augen; er sprang auf ihn zu und sagte:

„Willkommen, Heinrich!“

„Willkommen, Vater! ich wünsche Euch von Herzen Glück zu Eurem Vorhaben, und ich freue mich sehr, daß Ihr nun in Eurem Alter Trost haben könnt, wenn's Gott gefällt.“

Wilhelm sank auf einen Stuhl, hielt beide Hände vors Gesicht und weinte. Heinrich weinte auch. Endlich fing Wilhelm an: „Du weißt, ich habe mir in meinem Witwerstand fünfhundert Reichstaler erspart; ich bin nun vierzig Jahre alt und ich hätte vielleicht noch vieles ersparen können, dieses alles entgeht dir nun; du wärest doch der einzige Erbe davon gewesen.“

„Vater, ich kann sterben, Ihr könnt sterben, wir beide können noch lange leben, Ihr könnt kränklich werden und mit Eurem Gelde nicht einmal auskommen. Aber Vater! ist meine neue Mutter meiner seligen Mutter ähnlich?“

Wilhelm hielt wiederum die Hände vor die Augen. „Nein!“ sagte er, „aber sie ist eine brave Frau.“

„Auch gut,“ sagte Heinrich und stand am Fenster, um noch einmal seine alten romantischen Gegenden zu schauen. Es lag kein Schnee. Die Aussicht in den nahen Wald kam ihm so angenehm vor, ob es gleich in den letzten Tagen des Februar war, daß er beschloß, hin zu spazieren; er ging den Hof hinauf und in den Wald hinein. Nachdem er eine Weile umhergewandelt und sich ziemlich von den Häusern entfernt hatte, wurde es ihm so wohl in seiner Seele, er vergaß der ganzen Welt und wandelte, in Gedanken vertieft, vor sich hin; indessen kam er unvermerkt an die Westseite des Geißenberger Schlosses. Schon sah er zwischen den Stämmen der Bäume durch auf dem Hügel die zerfallene Mauer liegen. Das überraschte ihn ein wenig. Nun rauschte etwas zur Seite im Gesträuche,

er schaute hin und sah ein anmutiges Weibsbild stehen, blaß, aber zärtlich im Gesichte, in Leinen und Baumwolle gekleidet. Er schauderte und das Herz klopfte ihm; da es aber noch früh am Tage war, so fürchtete er sich nicht, sondern fragte: „Wo seid Ihr her?“ Sie antwortete: „Von Tiefenbach.“ Das kam ihm fremd vor, denn er kannte sie nicht. „Wie heißt Ihr denn?“ — „Dortchen.“ Stilling tat einen hellen Schrei und sank zur Erde in Ohnmacht. Das gute Mädchen wußte nicht, wie ihr geschah; sie kannte den jungen Burschen auch nicht. Denn sie war erst als Magd auf Neujahr nach Tiefenbach gekommen. Sie lief zu ihm, kniete bei ihm auf der Erde und weinte. Sie verwunderte sich sehr über den jungen Menschen, besonders, daß er so weiche Hände und ein so weißes Gesicht hatte; auch waren seine Kleider reiner und sauberer, auch wohl ein wenig besser, als der andern Burschen ihre. Der Fremde gefiel ihr. Indessen kam Stilling wieder zu sich selbst, er sah die Weibsperson nahe bei sich, er richtete sich auf, sah sie starr an und fragte zärtlich: „Was macht Ihr hier?“ Sie antwortete sehr freundlich: „Ich will dürres Holz lesen. Wo seid Ihr her?“ Er erwiderte: „Ich bin auch von Tiefenbach. Wilhelm Stillings Sohn.“ Nun hörte er, daß sie seit Neujahr erst Magd daselbst war; und sie hörte seine Umstände, es tat beiden leid, daß sie sich verlassen mußten. Stilling spazierte nach dem Schlosse, und sie las Holz. Es hat wohl zwei Jahre gedauert, ehe das Bild dieses Mädchens in seinem Herzen verlosch, so fest hatte es sich seiner Seele eingeprägt. Als die Sonne sich zum Untergange neigte, ging er wieder nach Hause; er erzählte aber nichts von dem, was vorgefallen war, nicht so sehr aus Verschwiegenheit, sondern aus andern Ursachen.

Des andern Tages ging er mit seinem Vater und andern Freunden nach Leindorf zur Hochzeit; seine Stiefmutter empfing ihn mit aller Zärtlichkeit, er gewann sie lieb, und sie liebte ihn wieder; Wilhelm freute sich dessen von Herzen. Nun erzählte er auch seinen Eltern, wie betrübt es ihm zu Dorlingen ginge. Die Mutter riet, er solle

zu Hause bleiben und nicht wieder hingehen; allein Wilhelm sagte: „Wir haben noch immer Wort gehalten, es darf an dir nicht fehlen; tun's andre Leute nicht, so müssen sie's verantworten; du mußt aber deine Zeit aushalten.“ Dieses war Stilling auch nicht sehr zuwider. Des andern Morgens reiste er wieder nach Dorlingen. Allein seine Schüler kamen nicht wieder; das Frühjahr rückte heran, und ein jeder begab sich aufs Feld. Da er nun nichts zu tun hatte, so wies man ihm verächtliche Dienste an, so, daß ihm sein tägliches Brot recht sauer wurde.

Noch vor Ostern, ehe er abreiste, hatten Steifmanns Knechte beschlossen, ihn recht trunken zu machen, um so recht ihre Freude an ihm zu haben. Als sie des Sonntags aus der Kirche kamen, sagte einer zum andern: laßt uns ein wenig wärmen, ehe wir uns auf den Weg begeben, denn es war kalt, und sie hatten eine Stunde zu gehen. Nun war Stilling gewohnt, in Gesellschaft nach Hause zu gehen; er trat deswegen mit hinein und setzte sich zu dem Ofen. Nun ging's an Branntwein trinken, der mit einem Syrup versüßt war; der Schulmeister mußte mittrinken; er merkte bald, wo das hinaus wollte, daher nahm er den Mund voll, spie ihn aber unvermerkt wieder aus unter den Ofen ins Steinkohlengefaß. Die Knechte bekamen also zuerst einen Rausch, und nun merkten sie nicht mehr auf den Schulmeister, sondern sie betranken sich selbst aufs beste; unter diesen Umständen suchten sie endlich Ursache an Stilling, um ihn zu schlagen, und kaum entkam er aus ihren Händen. Er bezahlte seinen Anteil an der Zeche und ging heimlich fort. Als er nach Hause kam, erzählte er Herrn Steifmann den Vorfall; allein der lachte darüber. Man sah ihm an, daß er den mißlungenen Anschlag bedauerte. Die Knechte wurden nun vollends wütend und suchten allerhand Gelegenheit, ihm eins zu versetzen; allein Gott bewahrte ihn. Noch zwei Tage vor seiner Abreise traf ihn ein Bauernsohn aus dem Dorfe auf dem Felde; er war mit bei der Branntweinzeche gewesen, dieser griff ihn am Kopfe und rang

mit ihm, ihn zur Erde zu werfen; es war aber zu gutem Glück ein alter Greis nahe dabei im Hofe, dieser kam herzu und fragte: „was ihm der Schulmeister getan habe?“ Der Bursche antwortete: „Er hat mir nichts getan, ich will ihm nur ein Paar um die Ohren geben.“ Der alte Bauer aber griff ihn und sagte gegen Stilling: „Geh' du nach Haus!“ und darauf gab er jenem einige derbe Maulschellen und versetzte: „Nun geh' du auch nach Haus, das hab' ich nur so für Spaß getan.“

Den zweiten Ostertag nahm Stilling seinen Abschied zu Dorlingen, und des Abends kam er wiederum bei seinen Eltern zu Leindorf an.

Nun war er insoweit wiederum in seinem Elemente, er mußte freilich wacker auf dem Handwerk arbeiten; allein, er wußte doch nun wieder Gelegenheit, an Bücher zu kommen. Den ersten Sonntag ging er nach Zellberg und holte den Homer, und wo er sonst etwas wußte, das nach seinem Geschmack schön zu lesen war, das holte er herbei, so daß in kurzem das Brett über dem Fenster her, wo sonst allerhand Geräte gestanden hatte, ganz voll Bücher stand. Wilhelm war dessen so gewohnt, er sah es gerne; allein der Mutter waren sie zuweilen im Wege, so daß sie fragte: „Heinrich, was willst du mit allen den Büchern machen?“ Er las also des Sonntags und während des Essens; seine Mutter schüttelte dann oft den Kopf und sagte: „Das ist doch ein wunderlicher Junge!“ — Wilhelm lächelte dann so auf Stillings Weise und sagte: „Gretchen, laß ihn halt machen!“

Nach einigen Wochen fing nun die schwerste Feldarbeit an. Wilhelm mußte darin seinen Sohn auch brauchen, wenn er keinen Tagelöhner an seine Stelle nehmen wollte, und damit würde die Mutter nicht zufrieden gewesen sein; allein dieser Zeitpunkt war der Anfang von Stillings schwerem Leiden; er war zwar ordentlich groß und stark, aber von Jugend auf nicht dazu gewöhnt, und er hatte kein Glied an sich, das zu dergleichen Geschäften gemacht war. Sobald er anfang zu hacken oder zu mähen, so zogen sich alle seine Glieder an dem

Werkzeuge, als wenn sie hätten zerbrechen wollen; er meinte oft vor Müdigkeit und Schmerzen niederzusinken, aber da half alles nichts; Wilhelm fürchtete Verdruß im Hause, und seine Frau glaubte immer, Heinrich würde sich vor und nach daran gewöhnen. Diese Lebensart wurde ihm endlich unerträglich; er freute sich nunmehr, wenn er zuweilen an einem regnerischen Tage am Handwerk sitzen und seine zerknirschten Glieder erquicken konnte; er seufzte unter diesem Joche, ging oft allein, weinte die bittersten Tränen und flehte zum himmlischen Vater um Erbarmung und um Änderung seines Zustandes.

Wilhelm litt heimlich mit ihm. Wenn er des Abends mit geschwellenen Händen voller Blasen nach Hause kam und vor Müdigkeit zitterte, so seufzte sein Vater und beide sehnten sich mit Schmerzen wieder nach einem Schuldienste. Dieser fand sich auch endlich nach einem sehr schweren und mühseligen Sommer ein. Die Leindorfer, wo Wilhelm wohnte, beriefen ihn auf Michaelis 1756 zu ihrem Schulmeister. Stilling willigte in diesen Beruf mit Freuden; er war nun glücklich und trat mit seinem siebzehnten Jahre dieses Amt wieder an. Er speiste bei seinen Bauern um die Reihe, vor und nach der Schule aber mußte er seinem Vater am Handwerk helfen. Auf diese Weise blieb ihm keine Zeit zum Studieren übrig, als die, wenn er auf der Schule war; und da war der Ort nicht, um selber zu lesen, sondern andre zu unterrichten. Doch stahl er manche Stunde, die er auf die Mathematik und andre Künsteleien verwandte. Wilhelm merkte das, er stellte ihn darüber zur Rede und schärfte ihm das Gewissen. Stilling antwortete mit betrübtem Herzen: „Vater! meine ganze Seele ist auf die Bücher gerichtet, ich kann meine Neigung nicht bändigen, gebt mir vor und nach der Schule Zeit, so will ich kein Buch auf die Schule bringen.“ Wilhelm erwiderte: „Das ist doch zu beklagen! Alles, was du lernst, bringt dir ja kein Brot und Kleider ein, und alles, was dich ernähren könnte, dazu bist du ungeschickt.“ Stilling betrauerte selber seinen

Zustand, denn das Schulhalten war ihm auch zur Last, wenn er dabei keine Zeit zum Lesen hatte; er sehnte sich deswegen von seinem Vater ab und an einen andern Ort zu kommen.

Zu Leindorf waren indessen die Leute ziemlich mit ihm zufrieden, obgleich ihre Kinder in der Zeit mehr hätten lernen können; denn sein Wesen und sein Umgang mit den Kindern gefiel ihnen. Auch der Herr Pastor Dahlheim, zu dessen Kirchspiel Leindorf gehörte, ein Mann, der seinem Amte Ehre machte, liebte ihn. Stilling wunderte sich über die Maßen, als er das erstemal zu diesem vortrefflichen Manne auf sein Zimmer kam; er war ein Greis von achtzig Jahren und lag just auf einem Ruhebettchen, als er zur Türe hereintrat; er sprang auf, bot ihm die Hand und sagte: „Nehmt mir nicht übel, Schulmeister! daß Ihr mich auf dem Bette findet, ich bin alt und meine Kräfte wanken.“ Stilling wurde von Ehrfurcht durchdrungen, ihm flossen die Tränen die Wangen herab. „Herr Pastor,“ antwortete er, „es freut mich recht sehr, unter Ihrer Aufsicht Schule zu halten! Gott gebe Ihnen viel Freude und Segen in Ihrem Alter!“ — „Ich danke Euch, lieber Schulmeister!“ erwiderte der edle Alte, „ich bin, Gott sei Dank! nahe an dem Ziele meiner Laufbahn und ich freue mich recht auf meinen großen Sabbat.“ Stilling ging nach Hause und unterwegs machte er die besondere Bemerkung: „Herr Dahlheim müßte entweder ein Apostel oder Herr Stollbein ein Baalspfaffe sein.“

Herr Dahlheim besuchte zuweilen die Leindorfer Schule; wenn er auch dann eben nicht alles in gehöriger Ordnung fand, so fuhr er nicht aus, wie Herr Stollbein, sondern er ermahnte Stilling ganz liebevoll, dieses oder jenes abzuändern, und das tat bei einem so empfindsamen Gemüt immer die beste Wirkung. Diese Behandlung des Herrn Pastors war wirklich zu bewundern, denn er war ein jähzorniger hitziger Mann, aber nur gegen die Laster, nicht gegen die Fehler; dabei war er auch gar nicht herrschsüchtig. Um den Charakter dieses Mannes meinen

Lesern zu schildern, will ich eine Geschichte erzählen, die sich mit ihm zugetragen hat, als er noch Hofprediger bei einem Fürsten zu R gewesen war. Dieser Fürst hatte eine vortreffliche Gemahlin und mit derselben auch verschiedene Prinzessinnen, dennoch verliebte er sich in eine Bürgerstochter in seiner Residenzstadt, bei welcher er, seiner Gemahlin zum höchsten Leidwesen, ganze Nächte zubrachte. Dahlheim konnte das ungeahndet nicht hingehen lassen; er fing auf der Kanzel an, unvermerkt dagegen zu predigen, doch fühlte der Fürst wohl, wohin der Hofprediger zielte, daher blieb er aus der Kirche und fuhr während der Zeit auf sein Lusthaus in den Tiergarten. Einmal kam Dahlheim und wollte in die Kirche gehen, zu predigen, er traf den Fürsten just auf dem Platz, als er in die Kutsche steigen wollte; der Hofprediger trat herzu und fragte: „Wo gedenken Eure Durchlaucht hin?“ — „Was liegt dir Pfaff daran?“ war die Antwort. — „Sehr viel!“ versetzte Dahlheim und ging in die Kirche, allwo er mit trocknen Worten gegen die Ausschweifungen der Großen dieser Welt anging und ein Weh über das andere ausrief. Nun war die Fürstin in der Kirche, sie ließ ihn zur Mittagstafel bitten, er kam, und sie bedauerte seine Freimütigkeit und befürchtete üble Folgen. Indessen kam der Fürst wieder, fuhr aber auch sofort wieder in die Stadt zu seiner Mätresse, welche zum Unglück auch in der Hofkapelle gewesen war und Herrn Dahlheim gehört hatte. Sowohl der Hofprediger als auch die Fürstin hatten sie gesehen, sie konnten leicht das Gewitter voraussehen, welches Herrn Dahlheim über dem Haupte schwebte; dieser aber kehrte sich an nichts, sondern sagte der Fürstin, daß er sofort hingehen und dem Fürsten die Wahrheit ins Gesicht sagen wollte; er ließ sich auch gar nicht warnen, sondern ging alsofort hin und gerade zum Fürsten ins Zimmer. Als er hineintrat, stutzte derselbe und fragte: „Was habt Ihr hier zu machen?“ Dahlheim antwortete: „Ich bin gekommen, Ew. Durchlaucht Segen und Fluch vorzulegen, werden Dieselben diesem ungeziemenden Leben nicht absagen, so wird der

Fluch Dero hohes Haus und Familie treffen, und Stadt und Land werden Fremde erben.“ Darauf ging er fort, und des folgenden Tages wurde er abgesetzt und des Landes verwiesen. Doch hatte der Fürst hierbei keine Ruhe, denn nach zwei Jahren rief er ihn mit Ehren wieder zurück und gab ihm die beste Pfarre, die er in seinem Lande hatte. Dahlheims Weissagung wurde indessen erfüllt. Schon vor mehr als vierzig Jahren ist kein Zweig mehr von diesem fürstlichen Hause übrig gewesen. Doch ich kehre wieder zu meiner Geschichte.

Stilling konnte mit aller seiner Gutherzigkeit doch nicht verhüten, daß sich nicht Leute fanden, denen er zuviel auf der Schule in Büchern las, es gab ein Gemurmel im Dorf, und viele vermuteten, daß die Kinder versäumt würden. Ganz unrecht hatten die Leute wohl nicht, aber doch auch nicht ganz recht; denn er sorgte noch so ziemlich, daß auch der Zweck, warum er da war, erreicht wurde. Es kam freilich den Bauern seltsam vor, so unerhörte Figuren an den Schulfenstern zu sehen, wie seine Sonnenuhren waren. Oftmals stunden zwei oder mehrere auf der Straße still und sahen ihn im Fenster durch ein Gläschen nach der Sonne gucken; da sagte dann der eine: der Kerl ist nicht gescheit! — der andre vermutete, er betrachte den Himmelslauf, und beide irrten sehr, es waren nur Stücke zerbrochener Füße von Brantweingläsern. Diese hielt er vors Auge und betrachtete gegen die Sonne die herrlichen Farben in ihren mancherlei Gestalten, welches ihn, nicht ohne Ursache, königlich ergötzte.

Dieses Jahr ging nun wiederum so seinen Gang fort; Handwerksgeschäfte, Schulhalten und verstohlene Lesestunden hatten darinnen beständig abgewechselt, bis er kurz vor Michaelis, da er eben sein achtzehntes Jahr angetreten hatte, einen Brief vom Herrn Pastor Goldmann empfang, der ihm eine schöne Schule an einer Kapelle zu Preysingen antrug. Dieses Dorf liegt zwei Stunden südwärts von Leindorf ab, in einem herrlichen breiten Tal. Stilling wurde über diesen Beruf so entzückt, daß er sich nicht zu fassen wußte; sein Vater und seine Mutter

selber freuten sich über die Maßen. Stilling dankte Herrn Goldmann schriftlich für diese vortreffliche Rekommandation und versprach ihm Freude zu machen.

Dieser Prediger war ein weitläufiger Anverwandter des seligen Dortchens, mithin auch des jungen Stilling. Diese Ursache nebst dem allgemeinen Ruf von seinen seltenen Gaben hatten den Pastor Goldmann bewogen, ihn der Preysinger Gemeinde vorzuschlagen. Er wanderte also auf Michaelis nach seiner neuen Bestimmung. Sowie er auf die Höhe kam und das herrliche Tal vor sich sah, mit seinen breiten und grünen Wiesen, gegenüber ein schönes grünes Gebirge von lauter Wäldern und Feldern — mitten in der Ebene lag das Dorf Preysingen rund und gedrängt zusammen, die grünen Obstbäume und die weißen Häuser dazwischen machten ein anmutiges Ansehen; gerade in der Mitte ragte der Kapellenturm, mit blauen Schiefersteinen gedeckt und bekleidet, über alles empor, und hinter dem Dorf her schimmerte das Flübchen Saal im Glanz der Sonne — da brach er in Tränen aus, setzte sich eine Weile auf den Rasen nieder und ergötzte sich an der herrlichen Aussicht. Hier fing er zuerst an ein Lied zu versuchen, es gelang ihm auch so ziemlich, denn er hatte eine natürliche Anlage dazu. Ich habe es unter seinen Papieren nachgesucht, aber nicht finden können.

Hier nahm er sich nun fest und unwiderruflich vor, Fleiß und Eifer auf die Schule zu verwenden, die übrige Zeit aber in seinem mathematischen Studium fortzufahren. Als er diesen Bund mit sich selber geschlossen hatte, stand er auf und wanderte vollends nach Preysingen hin.

Seine Wohnung wurde ihm bei einer reichen, vornehmen und dabei über die Maßen dicken Witwe angewiesen, die sich Frau Schmoll nannte und zwei schöne sittsame Töchter hatte, wovon die älteste Maria hieß und zwanzig Jahre alt war; die andre aber hieß Anna und war achtzehn Jahre alt. Beide Mädchen waren recht gute Kinder, sowie auch ihre Mutter. Sie lebten zusammen wie die Engel in der edelsten Harmonie und sozusagen in einem

Überfluß von Freuden und Vergnügen, denn es fehlte ihnen nichts, und das wußten sie auch zu nutzen, daher brachten sie ihre Zeit nebst den Hausgeschäften mit Singen und allerhand erlaubten Ergötzlichkeiten zu. Stilling liebte zwar das Vergnügen, allein die Untätigkeit des menschlichen Geistes war ihm zuwider, daher konnte er nicht begreifen, daß die Leute keine Langeweile hatten. Doch befand er sich unvergleichlich in ihrer Gesellschaft; wenn er sich zuweilen in Betrachtungen und Geschäften ermüdet hatte, so war es eine süße Erholung für ihn, mit ihnen umzugehen.

Stilling hatte noch an keine Frauenliebe gedacht; diese Leidenschaft und das Heiraten war in seinen Augen eins und jedes ohne das andre ein Greuel. Da er nun gewiß wußte, daß er keine von den Jungfern Schmoll heiraten konnte, indem keine weder einen Schneider noch einen Schulmeister nehmen durfte, so unterdrückte er jeden Keim der Liebe, der so oft, besonders zu Maria, in seinem Herzen aufblühen wollte. Doch, was sage ich vom Unterdrücken! wer vermag das aus eigener Kraft? — Stillings Engel, der ihn leitete, kehrte die Pfeile von ihm ab, die auf ihn geschossen wurden. Die beiden Schwestern dachten indessen ganz anders; der Schulmeister gefiel ihnen im Herzen, er war in seiner ersten Blüte, voller Feuer und Empfindung; denn ob er gleich ernst und still war, so gab es doch Augenblicke, wo sein Licht aus allen Winkeln des Herzens hervorglänzte; dann breitete sich sein Geist aus, er floß über von mitteilender heiterer Freude, und dann war's gut sein in seiner Gegenwart. Aber es gibt der Geister wenig, die da mitempfinden können; es ist so etwas Geistiges und Erhabenes, von roher lärmender Freude so Entferntes, daß die wenigsten begreifen werden, was ich hier sagen will. Frau Schmoll und ihre Töchter indessen fühlten und empfanden es in aller seiner Kraft. Andre Leute, von gemeinem Schlag, saßen dann oft und horchten; der eine rief: Paule, du rasest! der andre saß und staunte, und der dritte glaubte, er sei nicht recht gescheit. Die beiden Mädchen ruhten dann dort in einem dunklen Winkel, um ihn ungestört be-

obachten zu können, sie schwiegen und hefteten ihre Augen auf ihn. Stilling merkte das mit tiefem Mitleiden; allein er war fest entschlossen, keinen Anlaß zu mehrerem Ausbruch der Liebe zu geben. Sie waren beide sittsam und blöde und deswegen weit davon entfernt, sich ihm zu entdecken. Frau Schmoll saß dann, spielte mit ihrer schwarzen papiernen Schnupftabaksdose auf dem Schoß und dachte nach, unter welche Sorte Menschen der Schulmeister wohl eigentlich gehören möchte; fromm und brav war er in ihren Augen und recht gottesfürchtig dazu; allein da er von allem redete, nur nicht von Sachen, womit Brot zu verdienen war, so sagte sie oft, wenn er zur Türe hinausging: der arme Schelm, was will noch aus ihm werden! Das kann man nicht wissen, versetzte dann wohl Maria zuweilen, ich glaube, er wird noch ein vornehmer Mann in der Welt. Die Mutter lachte und erwiderte oft: Gott laß es ihm wohl gehen! er ist ein recht lieber Bursche; auf einmal wurden ihre Töchter lebendig.

Ich darf behaupten, daß Stilling die Preysinger Schule nach Pflicht und Ordnung bediente; er suchte nun, bei reiferen Jahren und Einsichten, seinen Ruhm in Unterweisung der Jugend zu befestigen. Allein es war schade, daß es nicht aus natürlicher Neigung herfloß. Wenn er ebensowohl nur acht Stunden des Tages zum Schneiderhandwerk als zum Schulamt hätte verwenden dürfen, so wäre er gewiß noch lieber am Handwerk geblieben; denn das war für ihn ruhiger und nicht soviel Verantwortung unterworfen. Um sich nun die Schule angenehmer zu machen, erdachte er allerhand Mittel, wie er mit leichterer Mühe die Schüler zum Lernen aufmuntern möchte. Er führte eine Rangordnung ein, die sich auf die größere Geschicklichkeit bezog; er erfand allerhand Wettspiele im Schreiben, Lesen und Buchstabieren; und da er ein großer Liebhaber vom Singen und der Musik war, so suchte er schöne geistliche Lieder zusammen, lernte selber die Musiknoten mit leichter Mühe und führte das vierstimmige Singen ein. Dadurch wurde nun ganz Preysingen voller Leben und Gesang. Des Abends vor dem Essen hielt er

eine Rechenstunde und nach demselben eine Singstunde. Wenn dann der Mond so still und feierlich durch die Bäume schimmerte und die Sterne vom blauen Himmel herunteräugelten, so ging er mit seinen Sängern heraus an den Preysinger Hügel, da setzten sie sich ins Dunkel und sangen, daß es durch Berg und Tal erscholl; dann gingen Mann, Weib und Kinder im Dorf vor die Türe und horchten; sie segneten ihren Schulmeister, gingen dann hinein, gaben sich die Hand und legten sich schlafen. Oft kam er mit seinem Gefolge hinter Schmolls Haus in den Baumhof, und dann sangen sie sanft und still: entweder „O, du süße Lust!“ oder „Jesus ist mein Freudenlicht!“ oder „Die Nacht ist vor der Türe!“ und was dergleichen schöne Lieder mehr waren; dann gingen die Mädchen ohne Licht oben auf ihre Kammer, setzten sich hin und versanken in Empfindung. Oft fand er sie noch so sitzen, wenn er nach Hause kam und schlafen gehen wollte; denn alle Kammern im Hause waren gemeinschaftlich, der Schulmeister hatte überall freien Zutritt. Niemand war weniger sorgfältig für ihre Töchter als Frau Schmoll, und sie war glücklich, daß sie es auch nicht nötig hatte. Wenn er dann Maria und Anna so in einem finstern Winkel mit geschlossenen Augen fand, so ging's ihm durchs Herz, er faßte sie an der Hand und sagte: „Wie ist's dir, Maria?“ Sie seufzte dann tief, drückte ihm die Hand und sagte: „Mir ist's wohl von Eurem Singen!“ Dann erwiderte er oft: „Laßt uns fromm sein, liebe Mädchen! im Himmel wollen wir erst recht singen,“ und dann ging er flüchtig fort und legte sich schlafen; er fühlte wohl oft das Herz pochen, aber er hatte nicht acht darauf. Ob die Mädchen mit dem Trost auf jene Welt so völlig zufrieden gewesen, das läßt sich nicht wohl ausmachen, weil sie sich nie darüber erklärt haben.

Des Morgens vor der Schule und des Mittags vor und nach derselben durcharbeitete er die Geographie und Wolfs Anfangsgründe der Mathematik ganz; auch fand er Gelegenheit, seine Kenntnisse in der Sonnenuhrkunst noch höher zu treiben, denn er hatte auf der Schule, deren Fen-

ster eins gerade gegen Mittag stund, oben unter der Decke mit schwarzer Ölfarbe eine Sonnenuhr gemalt, so groß als die Decke war, in dieselbe hatte er die zwölf himmlischen Zeichen genau eingetragen und jedes in seine dreißig Grad eingeteilt; oben im Zenith der Uhr, oberhalb dem Fenster, stand mit römischen zierlich gemalten Buchstaben geschrieben: *Cœli enarrant gloriam Dei.* (Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.) Vor dem Fenster war ein runder Spiegel befestigt, über welchen eine Kreuzlinie mit Ölfarbe gezogen war; dieser Spiegel strahlte dann oben unter und zeigte nicht allein die Stunden des Tages, sondern auch ganz genau den Stand der Sonne in dem Tierkreis. Vielleicht steht diese Uhr noch da, und jeder Schulmeister kann sie nutzen und dabei wahrnehmen, was für einen Antezessor er ehemals gehabt habe.

Um diese Zeit hatte er im historischen Fach noch nichts gelesen als Kirchenhistorie, Martergeschichten, Lebensbeschreibungen frommer Menschen, desgleichen auch alte Kriegshistorien vom dreißigjährigen Krieg und dergleichen. Im Poetischen fehlte es ihm noch; da war er noch immer nicht weiter gekommen, als vom Eulenspiegel bis auf den Kaiser Octavianus, den Reineke Fuchs mit eingeschlossen. Alle diese vortrefflichen Werke der alten Deutschen hatte er wohl hundertmal gelesen und wieder andern erzählt; er sehnte sich nun nach neueren. Den Homer rechnete er nicht zu dieser Lektüre, es war ihm um vaterländische Dichter zu tun. Stilling fand, was er suchte. Herr Pastor Goldmann hatte einen Eidam, der ein Chirurgus und zugleich Apotheker war; dieser Mann hatte einen Vorrat von schönen poetischen Schriften, besonders aber von Romanen; er lehnte sie dem Schulmeister gern, und das erste Buch, welches er mit nach Hause nahm, war die Asiatische Banise.

Dieses Buch fing er an einem Sonntag Nachmittag an zu lesen. Die Schreibart war ihm neu und fremd. Er glaubte in ein fremdes Land gekommen zu sein und eine neue Sprache zu hören, aber sie entzückte und rührte ihn bis auf den Grund seines Herzens. Blitz, Donner und

Hagel, als die rächenden Werkzeuge des gerechten Himmels — war ein Ausdruck für ihn, dessen Schönheit er nicht genug zu rühmen wußte. Goldbedeckte Türme — welche herrliche Kürzel! und so bewunderte er das ganze Buch durch die Menge von Metaphern, in welchen der Stil des Herrn von Ziegler gleichsam schwamm. Über alles aber schien ihm der Plan dieses Romans ein Meisterstück der Erdichtung zu sein, und der Verfasser desselben war in seinen Augen der größte Poet, den jemals Deutschland hervorgebracht hatte. Als er im Lesen dahin kam, wo Balacin seine Banise im Tempel errettet und den Chaumigrem ermordet, so überlief ihn der Schauer der Empfindung dergestalt, daß er fortlief, in einen geheimen Winkel niederkniete und Gott dankte, daß er doch endlich den Gottlosen ihren Lohn auf ihr Haupt bezahle und die Unschuld auf den Thron setze. Er vergoß milde Tränen und las mit eben der Wärme auch den zweiten Teil durch. Dieser gefiel ihm noch besser; der Plan ist verwickelter und im ganzen mehr romantisch. Darauf las er die zwei Quartbände von der Geschichte des christlichen deutschen Großfürsten Herkules und der königlich böhmischen Prinzessin Valiska, und dieses Buch gefiel ihm gleichfalls über die Maßen; er las es im Sommer während der Heuernte, als er einige Tage Ferien hatte, aneinander ganz durch und vergaß die ganze Welt dabei. Was das für eine Glückseligkeit sei, eine solche neue Schöpfung von Geschichten zu lesen, gleichsam mit anzusehen und alles mit den handelnden Personen zu empfinden, das läßt sich nur denen sagen, die ein Stilings-Herz haben.

Es war einmal eine Zeit, da man sagte: der Herkules, die Banise und dergleichen, ist das größte Buch, das Deutschland hervorgebracht hat. Es war auch einmal eine Zeit, da mußten die Hüte der Mannspersonen dreieckig hoch in die Luft stehen, je höher, je schöner. Der Kopfputz der Weiber und Jungfrauen stand derweil in die Quere, je breiter, je besser. Jetzt lacht man der Banise und des Herkules ebenso, wie man eines Hagestolzen lacht, der noch mit hohem Hut, steifen Rockschoßen und ellen-

langen, herabhängenden Aufschlägen einhertritt. Anstatt dessen trägt man Hütchen, Röckchen, Manschettchen, liest Amourettchen und buntscheckige Romänchen und wird unter der Hand so klein, daß man einen Mann aus dem vorigen Jahrhundert wie einen Riesen ansieht, der von Grobheit strotzt. Dank sei's vorab Klopstock und so die Reihe herunter bis auf — daß sie dem undeutschen tändelnden Ton die Spitze geboten und ihn auf die Neige gebracht haben. Es wird noch einmal eine Zeit kommen, wo man große Hüte tragen und also auch Banise als eine herrliche Antiquität lesen wird.

Die Wirkungen dieser Lektüre auf Stillings Geist waren wunderbar und gewiß ungewöhnlich; es war etwas in ihm, das seltene Schicksale in seinem eigenen Leben ahnete; er freute sich recht auf die Zukunft, faßte Zutrauen zum lieben himmlischen Vater und beschloß großmütig: so geradezu, blindlings dem Faden zu folgen, wie ihn ihm die weise Vorsicht in die Hand geben würde. Desgleichen fühlte er einen himmlischen Trieb, in seinem Tun und Lassen recht edel zu sein, ebenso wie die Helden in gemeldeten Büchern vorgestellt werden. Er las dann mit einem recht empfindsam gemachten Herzen die Bibel und geistliche Lebensgeschichten frommer Leute; als: „Gottfried Arnolds Leben der Altväter, seine Kirchen- und Ketzerhistorie“ und andere von der Art mehr. Dadurch erhielt nun sein Geist eine höchst seltsame Richtung, die sich mit nichts vergleichen und nicht beschreiben läßt. Alles, was er in der Natur sah, jede Gegend idealisierte er zum Paradies, alles war ihm schön und die ganze Welt beinahe ein Himmel. Böse Menschen rechnete er mit zu den Tieren, und was sich halb gut auslegen ließ, das war nicht mehr böse in seinen Augen. Ein Mund, der anders sprach, als das Herz dachte, jede Ironie und jede Satire war ihm ein Greuel, alle andern Schwachheiten konnte er entschuldigen.

Die Frau Schmoll lernte ihn auch immer mehr und mehr kennen, und so wuchs auch ihre Liebe zu ihm. Sie bedauerte nichts mehr, als daß er ein Schneider und Schulmeister war, beide Teile waren in ihren Augen schlechte

Mittel, ans Brot zu kommen; sie hatte auf ihre Weise ganz recht; Stilling wußte das so gut wie sie; aber seine Nebengeschäfte gefielen ihr ebensowenig, sie sagte wohl zuweilen im Scherz: „Entweder der Schulmeister kommt noch einst an meine Tür und bittet, oder er kommt geritten und ist zum Herrn geworden; so, daß wir uns tief vor ihm bücken müssen.“ Dann präsentierte sie ihm ihre Schnupftabaksdose, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Nehmt einmal ein Prischen, wir erleben noch etwas zusammen.“ Stilling lächelte dann, nahm's und sagte: „Der Herr wird's versehen.“ Dieses wahrte so fort, bis ins zweite Jahr seines Schulamts zu Preysingen. Da fingen die beiden Mädchen an, ihre Liebe gegen den Schulmeister mehr und mehr zu äußern. Marie bekam Mut, sich klarer zu entdecken und die Hindernisse demselben leichter zu machen; er fühlte recht innig, daß er sie lieben konnte, aber ihm graute vor den Folgen; daher fuhr er fort, jedem Gedanken an sie zu widerstehen, doch war er immer insgeheim zärtlich gegen sie; es war ihm unmöglich, spröde zu sein. Anna sah das und verzweifelte; sie entdeckte sich nicht, schwieg und verbiß ihren Gram. Stilling merkte aber davon nichts, er ahnte nicht einmal etwas Verdrießliches; sonst würde er klug genug gewesen sein, um ihr auch zärtlich zu begegnen. Sie wurde still und melancholisch; niemand wußte, was ihr fehlte. Man suchte ihr allerhand Veränderungen zu machen, aber alles war vergebens. Endlich wünschte sie, ihre Tante zu besuchen, die eine starke Stunde von Preysingen, nahe bei der Stadt Salen, wohnte. Man erlaubte ihr dieses gern, und sie ging mit einer Magd fort, welche desselbigen Abends wiederkam und versicherte, daß sie ganz munter geworden sei, als sie zu ihren Freunden gekommen wäre. Nach einigen Tagen fing man an, sie zu erwarten; allein sie blieb aus, und man hörte und sah gar keine Nachricht von daher. Die Frau Schmoll fing an, zu sorgen, sie konnte nicht begreifen, wo das Mädchen bliebe, sie fuhr allemal zusammen, wenn des Abends die Tür aufging, und fürchtete eine Trauerpost zu hören. Des folgenden Samstags mittags ersuchte sie den Schulmeister,

ihr Annchen wiederzuholen; er war nicht abgeneigt dazu, machte sich fertig und ging fort.

Es war spät im Oktober, die Sonne stand niedrig in Süden, an den Bäumen hing noch da und dort ein grünelgelbes Blatt, und ein kältlicher Ostwind piffte in den blätterlosen Birken. Er mußte über eine große lange Heide gehen; hier fühlte er so etwas Schauerhaftes und Melancholisches, er dachte an die Vergänglichkeit aller Dinge; ihm war's beim Abschied der schönen Natur, wie bei dem Abschied einer lieben Freundin; allein ihn schreckte auch ein dunkles Ahnen, so, als wenn man beim Mondschein an einem berüchtigten einsamen Ort vorbeigeht, wo man Gespenster vermutet. Er ging und kam bei der Tante an. Sowie er zur Tür hereintrat, hüpfte ihm Anna mit fliegenden Haaren und vernachlässigten Kleidern entgegen, hüpfte ein paarmal um ihn herum und sagte:

„Du bist mein lieber Knabe! du liebst mich aber nicht. Warte du! sollst auch kein Blumensträußchen haben! — So ein Sträußchen — von Blumen, die an Felsen und Klippen wachsen, — so ein Feldkümmelsträußchen, das ist für dich! —“

Stilling erstarrte, er stand und sagte kein Wort. Die Tante sah ihn an und weinte, sie aber hüpfte und tanzte wieder fort und sang:

Es graste ein Schäflein am Felsenstein,
Fand keine süße Weide,
Der Schäfer ging und pflegte nicht sein,
Das tat dem Schäflein so leide.

Zwei Tage vorher war sie des Abends vernünftig und gesund zu Bett gegangen, des Morgens aber war sie ebenso gewesen, wie sie Stilling nun fand, niemand konnte die Ursache erraten, woher dieses Unglück seinen Ursprung genommen, der Schulmeister selber wußte sie damals noch nicht, bis er sie hernach aus ihren Reden erfahren hat.

Die ehrliche Frau wollte beide heute nicht gehen lassen, sondern sie ersuchte Stilling, die Nacht dazubleiben, und

morgen mit der armen Nichte nach Haus zu gehen, er entschloß sich willig dazu und blieb da.

Des Abends, während dem Essen, saß sie ganz still am Tisch, aß aber sehr wenig. Stilling fragte sie: „Sage mir, Anna, schmeckt dir das Essen nicht?“ Sie antwortete: „Ich habe gegessen, aber es bekommt mir nicht gut, habe Herzweh!“ Sie sah wild aus. „Stille!“ fuhr der Schulmeister fort, „du mußt ruhig sein; du warst sonst ein sanftes ruhiges Mädchen, wie ist das, daß du dich so verändert hast? Du siehst, die Tante weint über dich, tut dir das nicht leid? Ich selber habe über dich weinen müssen, besinne dich doch einmal! du warst sonst nicht, wie du nun bist, sei doch, wie du sonst warst!“ Sie versetzte: „Höre! soll ich dir ein feines Stückchen erzählen?“

„Es war einmal eine alte Frau.“ (Nun stand sie auf, machte sich krumm, nahm einen Stock in die Hand, ging in der Stube herum und machte die Figur einer alten Frau ganz natürlich nach.)

„Du hast wohl eher eine alte Frau sehen betteln gehen. Diese alte Frau bettelte auch, und wenn sie etwas bekam, dann sagte sie: Gott lohn' Euch! Nicht wahr? so sagen die Bettelleute, wenn man ihnen etwas gibt? — Die Bettelfrau kam an eine Tür — an eine Tür! — Da stand ein freundlicher Schelm von Jungen am Feuer und wärmte sich — das war so ein Junge, als —“

Sie winkte den Schulmeister an.

„Der Junge sagte freundlich zu der armen alten Frau, wie sie so an der Tür stand und zitterte: Kommt, Altmutter, und wärmt Euch! Sie kam herzu.“ (Nun ging sie auch wieder ganz beugend, kam und stand krumm neben Stillingen.)

„Sie ging aber zu nahe ans Feuer stehn; — ihre alten Lumpen fingen an zu brennen, und sie ward's nicht gewahr. Der Jüngling stand und sah das. — Er hätt's doch löschen sollen, nicht wahr, Schulmeister? — Er hätt's löschen sollen?“

Stilling schwieg. Er wußte nicht, wie ihm war; er

hatte so eine dunkle Ahnung, die ihn sehr melancholisch machte. Sie wollte aber eine Antwort haben; sie sagte: „Nicht wahr, er hätte löschen sollen? — Gebt mir eine Antwort, so will ich auch sagen: Gott lohn' Euch!“

„Ja!“ erwiderte er, „er hätte löschen sollen. Aber, wenn er nun kein Wasser hatte, nicht löschen konnte!“ — Stilling stand auf, er fand keine Ruhe mehr, doch durfte er sichs nicht merken lassen.

„Ja!“ fuhr Anna fort und weinte, „dann hätte er alles Wasser in seinem Leibe zu den Augen herausweinen sollen, das hätte so zwei hübsche Bächlein gegeben zu löschen.“ (Sie kam wieder und sah ihm scharf ins Gesicht; die Tränen standen ihm in den Augen.)

„Nun, die will ich dir doch abwischen!“ (Sie nahm ihr weißes Schnupftüchlein, wischte sie ab und setzte sich wieder still an ihren Ort. Alle waren still und traurig. Darauf gingen sie zu Bett.

Stillingen kam kein Schlaf in die Augen; er meinte nicht anders, als wenn ihm das Herz im Leibe für lauter Mitleid und Erbarmen zerspringen wollte. Er besann sich, was da wohl seine Pflicht wäre? — Sein Herz sprach für sie um Erbarmung, sein Gewissen aber forderte die strengste Zurückhaltung. Er untersuchte nun, welcher Forderung er folgen müßte? Das Herz sagte: Du kannst sie glücklich machen. Das Gewissen aber: Diese Glückseligkeit ist von kurzer Dauer, und dann folgt ein unabsehlich langes Elend darauf. Das Herz meinte: Gott könnte die zukünftigen Schicksale wohl recht glücklich ausfallen lassen; das Gewissen aber urtheilte: man müßte Gott nicht versuchen und nicht von ihm erwarten, daß er, um ein paar Leidenschaften zweier armer Würmer willen, eine ganze Verkettung vieler aufeinander folgender Schicksale, wobei so viele andre Menschen interessiert sind, zerreißen und verändern solle. „Das ist auch wahr!“ sagte Stilling, sprang aus dem Bett und wandelte auf und ab; „ich will freundlich gegen sie sein, aber mit Ernst und Zurückhaltung.“

Des Sonntags Morgens begab sich der Schulmeister

mit der armen Jungfer auf den Weg. Sie wollte absolut an seinem Arm gehen; er ließ das nicht gern zu, weil es ihm sehr übel würde genommen worden sein, wenn es ehrbare Leute gesehen hätten. Doch er überwand dieses Vorurteil und führte sie am rechten Arm. Als sie auf obengedachte Heide kamen, verließ sie ihn, spazierte umher und pflückte Kräuter, aber keine grüne, sondern solche, die entweder halb oder ganz welk und dürre waren. Dabei sang sie folgendes Lied.

Es saß auf grüner Heide
Ein Schäfer grau und alt |:
Es grasten auf der Weide
Die Schäflein längs dem Wald.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Schäfer, krumm und müde,
Stieg bei der Herde her |:
Und wann die Sonne glühte,
Dann war sein Gang so schwer.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Sein Mädchen jung und schöne,
Sein einziges Töchterlein |:
War vieler Schäfersöhne
Ihr einz'ger Wunsch allein.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Doch einer unter allen,
Der edle Faramund |:
Tät ihr allein gefallen
In ihres Herzens Grund.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Es hatte ihn gebissen
Ein fremder Schäferhund |:
Sein Fleisch war ihm zerrissen,
Sein Fuß war ihm verwundt.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Sie gingen einmal beide
Im Walde hin und her |:
Eins an des andern Seite,
Das Herz war jedem schwer.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Sie kamen nah zur Heide,
Allwo der Vater saß |:
Es trauerten an der Weide
Die Schäflein in dem Gras.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Auf einem grünen Rasen
Stand Faramund starr und fest |:
Die bangen Vögelein saßen
Ganz still in ihrem Nest.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Er fiel, mit blanken Zähren,
Sein armes Mädchen an |:
Sie rief mit tausend Tränen
Ihn um Erbarmen an.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Das bange Seelenzagen
Hört nun der Vater bald |:
Des Mädchens Ach und Klagen
Erscholl im ganzen Wald.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Vater, steif und bebed,
Lief langsam stolpernd hin |:
Er fand sie kaum mehr lebend,
Ihm starnte Mut und Sinn.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Jüngling kehrte wieder
Von seiner Raserei |:
Und fiel sterbend nieder,
Zog Lorens Haupt herbei.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Und unter tausend Küssen
Flog hin das Seelenpaar |:
In matten Tränengüssen
Entflohn sie der Gefahr.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Nun wankt, im Seelenleiden,
Der Vater hin und her |:
Ihn fliehen alle Freuden,
Kein Sternlein glänzt ihm mehr.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Stilling mußte sich mit Gewalt halten, daß er nicht heftig weinte und heulte. Sie stand oft der Sonne gegenüber, sah sie zärtlich an und sang dann: „Sonne, noch einmal blicke zurückel!“ Ihr Ton war sanft, wie einer Turteltaube, wenn sie vor dem Untergang der Sonne noch einmal girrt. Ich wünschte, daß meine Leser nur die sanfte harmonische Melodien dieses und anderer in dieser Geschichte vorkommenden Lieder hätten, sie würden dieselben doppelt empfinden; doch werde ich sie vielleicht dereinst auch drucken lassen.

Endlich sprang sie wieder in seinen Arm und ging mit ihm fort. „Du weinst, Faramund!“ sagte sie, „aber du beißest mich doch nicht, heiß’ mich Lore, ich will dich Faramund heißen; willst du?“ — „Ja!“ sagte Stilling mit Tränen, „sei du Lore, ich bin Faramund. Arme Lore! was wird die Mutter sagen?“

„Habe ihr da so ein welches Sträußchen gebunden, mein Faramund! aber du weinst?“

„Ich weine um Lore.“

„Lore ist ein gutes Mädchen. Bist du wohl in der Hölle gewesen, Faramund?“

„Davor bewahr’ uns Gott!“

Nun ergriff sie seine rechte Hand, legte sie unter ihre linke Brust und sagte: „Wie’s da klopft! — da ist die Hölle — da gehörst du hinein, Faramund!“ — Sie knirschte auf den Zähnen, sah wild um sich her. „Ja!“ fuhr sie fort, „du bist schon da drinnen! — aber — wie ein böser Engel!“ — Hier hielt sie ein, weinte. „Nein,“ sagte sie, „so nicht, so nicht!“

Unter dergleichen Reden, die dem guten Stilling scharfe Messer im Herzen waren, kamen sie nach Hause. Sowie sie über die Schwelle traten, kam Maria aus der Küche und die Mutter aus der Stubentür heraus. Anna flog der Mutter um den Hals, küßte sie und sagte: „Ach, liebe Mutter! ich bin nun so fromm geworden, so fromm, wie ein Engel, und du, Mariechen, magst sagen, was du willst (sie drohte ihr mit der Faust), du hast mir meinen Schäfer

genommen, du weidest da in guter Ruh. — Aber, kannst du das Liedchen: „Es graste ein Schäflein am Felsenstein?“ Sie hüpfte in die Stube und küßte alle Menschen, die sie sahe.

Frau Schmoll und Maria weinten laut. „Ach! was muß ich erleben!“ sagte die gute Mutter und heulte laut. Stilling erzählte indessen alles, was er von der Tante gehört hatte, und trauerte herzlich um sie. Seine Seele, die ohnehin so empfindsam war, versank in tiefen Kummer. Denn er sah nunmehr wohl ein, woher das Unglück entstanden war, und doch durfte er keinem Menschen ein Wörtchen davon sagen. Maria merkte es auch, sie spiegelte sich an ihrer Schwester und zog ihr Herz allmählich von Stilling ab, indem sie andern braven Jünglingen Gehör gab, die um sie warben. Indessen brachte man die arme Anna oben im Hause auf ein Zimmer, wo man eine alte Frau zu ihr tat, die auf sie achthaben und ihrer warten mußte. Sie wurde zuweilen ganz rasend, so daß sie alles zerriß, was sie nur zu fassen bekam; man rief alsdann den Schulmeister, weil man keine andre Mannsperson, außer dem Knecht, im Hause hatte; dieser konnte sie bald zur Ruhe bringen, er hieß sie nur Lore, dann hieß sie ihn Faramund und war so zahm wie ein Lämmchen.

Ihr gewöhnlicher Zeitvertreib bestand darin, daß sie eine Schäferin vorstellte; und diese Idee muß bloß von obigem Lied hergekommen sein, denn sie hatte gewiß keine Schäfergeschichte oder Idyllen gelesen, ausgenommen einige Lieder, welche von der Art in Schmolls Hause gang und gäbe waren. Wenn man zu ihr hinaufkam, so hatte sie ein weißes Hemd über ihre Kleider angezogen und einen rundum abgezügelter Mannshut auf dem Kopf. Um den Leib hatte sie sich mit einem grünen Band gegürtet, dessen lang herabhängendes Ende sie ihrem Schäferhund, den sie Phylax hieß, und der niemand anders als ihre alte Aufwärterin war, um den Hals gebunden hatte. Das gute alte Weib mußte auf Händen und Füßen herumkriechen und so gut bellen als sie konnte, wenn sie von ihrer Gebieterin gehetzt wurde; öfters war's mit dem Bellen nicht

genug, sondern sie mußte sogar einen oder den andern ins Bein beißen. Zuweilen war die Frau müde, die Hundsrolle zu spielen, allein sie bekam alsdann derbe Schläge, denn Anna hatte beständig einen langen Stab in der Hand; indessen ließ sich die gute Alte gern dazu gebrauchen, weil sie Anna damit stillen konnte und nebst gutem Essen und Trinken einen schönen Lohn bekam.

Dieses Elend dauerte nur einige Wochen. Anna kam wieder zu sich selbst, sie bedauerte sehr den Zustand, worin sie gewesen war, wurde vorsichtiger und vernünftiger als vorhin, und Stilling lebte wieder neu auf, besonders als er nun merkte, daß er zwei so gefährlichen Klippen entgangen war. Unterdessen entdeckte niemand in der Familie jemalen, was die wahre Ursache von Annas Unfall gewesen war.

Stilling besorgte seine Schule unverdrossen fort; doch ob er gleich Fleiß anwandte, seinen Schülern Wissenschaften beizubringen, so fanden sich doch ziemlich viele unter seinen Bauern, die ihm recht feind zu werden begannen. Die Ursache davon ist nicht zu entwickeln; Stilling war einer von den Menschen, die niemand gleichgültig sind, entweder man mußte ihn lieben, oder man mußte ihn hassen; die erstern sahen auf sein gutes Herz und vergaben ihm seine Fehler gern; die andern betrachteten sein gutes Herz als dumme Einfalt, seine Handlungen als Fuchschwänzereien und seine Gaben als Prahlucht. Diese wurden ihm unversöhnlich feind, und je mehr er sie, seinem Charakter gemäß, mit Liebe zu gewinnen suchte, je böser wurden sie; denn sie glaubten, es sei bloß Schmeichelei von ihm, und wurden ihm nur desto feindseliger. Endlich beging er eine Unvorsichtigkeit, die ihn vollends um die Preysinger Schule brachte, wie gut die Sache auch von seiner Seite gemeint war.

Er band sich nicht gern an die alte gewöhnliche Schulmethode, sondern suchte allerhand Mittel hervor, um sich und seine Schüler zu belustigen; deswegen ersann er täglich etwas Neues. Sein erfinderischer Geist fand vielerlei Wege, dasjenige, was die Kinder zu lernen hatten, ihnen

spielend beizubringen. Viele seiner Bauern sahen es als nützlich an, andre betrachteten es als Kindereien und ihn als einen Stocknarren. Besonders aber fing er ein Stück an, das allgemeines Aufsehen machte. Er schnitt weiße Blätter in der Größe wie Karten; diese bezeichnete er mit Nummern; die Nummern bedeuteten diejenigen Fragen des Heidelbergischen Katechismus, welche die nämliche Zahl hatten; diese Blätter wurden von vier oder fünf Kindern gemischt, soviel ihrer zusammen spielten wollten, alsdann die Karten umgegeben und gespielt; die größte Nummer stach immer die kleinere ab; derjenige, welcher am letzten die höchste Nummer hatte, brauchte nur die Frage zu lernen, die seine Nummer anwies, und wenn er sie schon vorhin gekonnt hatte, so lernte er nichts bis den andern Tag, die andern aber mußten lernen, was sie für Nummern vor sich liegen hatten, und ihr Glück bestand darin, wenn sie viele der Fragen wußten, die ihnen in ihren Nummern zugefallen waren. Nun hatte Stilling zuweilen das Kartenspielen gesehen und auch sein Spiel davon abstrahiert, allein er verstand gar nichts davon, doch wurde es ihm so ausgelegt und die ganze Sache seinem Vetter, dem Herrn Pastor Goldmann, auf der schlimmsten Seite vorgetragen.

Dieser vortreffliche Mann liebte Stilling von Herzen, und seine Unvorsichtigkeit schmerzte ihn über die Maßen; er ließ den Schulmeister zu sich kommen und stellte ihn wegen dieser Sache zur Rede. Stilling erzählte ihm alles freimütig, zeigte ihm das Spiel vor und überführte ihn von dem Nutzen, den er dabei verspürt hatte. Allein Herr Goldmann, der die Welt besser kannte, sagte ihm: „Mein lieber Vetter! Man darf heutigestags ja nicht bloß auf den Nutzen einer Sache sehen, sondern man muß auch allezeit wohl erwägen, ob die Mittel, dazu zu gelangen, den Beifall der Menschen haben, sonst erntet man Stank für Dank und Hohn für Lohn; so geht's Euch jetzt, und Eure Bauern sind so aufgebracht, daß sie Euch nicht länger als bis Michaelis behalten wollen; sie sind willens, wenn Ihr nicht gutwillig abdankt, die ganze Sache dem Inspektor anzuzeigen,

und Ihr wißt, was der für ein Mann ist. Nun wäre es doch schade, wenn die Sache soweit getrieben würde, weil Ihr alsdann hier im Lande nie wieder Schulmeister werden könnt; ich rate Euch deswegen, danket ab und sagt heute noch Eurer Gemeinde, Ihr wäret des Schulhaltens müde, sie möchten sich einen andern Schulmeister wählen. Ihr bleibt alsdann in Ehren, und es wird nicht lange währen, so werdet Ihr eine bessere Schule bekommen als diese, die Ihr bedient habt. Ich werde Euch indessen lieb haben und sorgen, daß Ihr glücklich werden möget, soviel ich nur kann.“

Diese Rede drang Stilling durch Mark und Bein, er wurde blaß, und die Tränen stunden ihm in den Augen. Er hatte sich die Sache vorgestellt, wie sie war, und nicht, wie sie ausgelegt werden könnte; doch sah er ein, daß sein Vetter ganz recht hatte; er war nun abermal gewitzigt, und er nahm sich vor, in Zukunft äußerst behutsam zu sein. Doch bedauerte er bei sich selber, daß seine meisten Amtsbrüder mit weniger Geschicklichkeit und Fleiß doch mehr Ruhe und Glück genießen, als er, und er begann einen dunkeln Blick in die Zukunft zu tun, was doch wohl der himmlische Vater noch mit ihm vorhaben möchte. Als er nach Haus kam, kündigte er mit inniger Wehmut seiner Gemeinde an, daß er abdanken wollte. Der größte Teil erstaunte, der böseste Teil aber war froh, denn sie hatten schon jemand im Vorschlag, der sich besser zu ihren Absichten schickte, und nun hinderte sie niemand mehr, dieselben zu erreichen. Die Frau Schmoll und ihre Töchter konnten sich am übelsten darein finden, denn erstere liebte ihn und die beiden letztern hatten ihre Liebe in eine herzliche Freundschaft verwandelt, die aber doch gar leicht wieder hätte in ernstem Brand geraten können, wenn er sich zärtlicher gegen sie ausgelassen, oder daß sich eine andre Möglichkeit den erwünschten Zweck zu erreichen geäußert hätte. Sie weinten alle drei und fürchteten den Tag des Abschieds, doch er kam mehr als zu früh. Die Mädchen versanken in stummen Schmerz, Frau Schmoll aber weinte; Stilling ging wie ein Trunkener; sie hielt an ihm an, sie oft

zu besuchen; er versprach das und taumelte wieder nordwärts den Berg hinauf; auf der Höhe sah er sich nochmals nach seinem lieben Preysingen um, setzte sich hin und weinte. „Ja!“ dachte er: „Lampe singt wohl recht: ‚Mein Leben ist ein Pilgrimstand!‘ Da geh’ ich schon das drittemal wieder an das Schneiderhandwerk, wann nun mag es doch wohl endlich Gott gefallen, mich beständig glücklich zu machen! Hab ich doch keine andre Absicht, als ein rechtschaffener Mann zu werden.“ Nun befahl er sich Gott und wanderte mit seinem Bündel auf Leindorf zu.

Nach dem Verlauf von zwei Stunden kam er daselbst an. Wilhelm sah ihn zornig an, als er zur Thür hereintrat; das ging ihm durch die Seele, seine Mutter aber sah ihn gar nicht an, er setzte sich hin und wußte nicht, wie ihm war. Endlich fing sein Vater an: „Bist du wieder da, ungeratener Junge? Ich hab mir eitle Freuden deinetwegen gemacht, was helfen dich deine brotlosen Künste? — Das Handwerk ist dir zuwider, sitztest da seufzen und seufzen, und wenn du Schulmeister bist, so will’s nirgends fort. Zu Zellberg warst ein Kind und hattest kindische Anschläge, darum gab man dir etwas zu; zu Dorlingen warst ein Schuhputzer, so gar kein Salz und Kraft hast bei dir; hier zu Leindorf ärgertest du die Leute mit Sachen, die weder dir noch andern nutzen, und zu Preysingen mußttest du entfliehen, um so eben deine Ehre zu retten. Was willst du nun hier machen? — Du mußt Handwerk und Feldarbeit ordentlich verrichten oder ich kann dich nicht brauchen.“ Stilling seufzte tief und antwortete: „Vater! ich fühl’ es in meiner Seele, daß ich unschuldig bin, ich kann mich aber nicht rechtfertigen; Gott im Himmel weiß alles! Ich muß zufrieden sein, was er über mich verhängen wird. Aber:

Endlich wird das frohe Jahr
Der erwünschten Freiheit kommen!

Es wäre doch entsetzlich, wenn mir Gott Triebe und Neigungen in die Seele gelegt hätte, und seine Vorsehung weigerte mir, solange ich lebe, die Befriedigung derselben!“

Wilhelm schwieg und legte ihm ein Stück Arbeit vor. Er setzte sich hin und fing wieder an zu arbeiten; er hatte ein so gutes Geschicke dazu, daß sein Vater oft zu zweifeln anfang, ob er nicht gar von Gott zum Schneider bestimmt sei? Dieser Gedanke aber war Stilling so unerträglich, daß sich seine ganze Seele dagegen empörte; er sagte dann auch wohl zuweilen, wenn Wilhelm so etwas vermutete: „Ich glaube nicht, daß mich Gott in diesem Leben zu einer beständigen Hölle verdammt hat.“

Es war nunmehr Herbst und die Feldarbeit meistens vorbei, daher mußte er fast immer auf dem Handwerk arbeiten, und dieses war ihm auch lieber, seine Glieder konnten es besser aushalten. Dennoch aber fand sich seine tiefe Traurigkeit bald wieder, er war, wie in einem fremden Lande, von allen Menschen verlassen. Dieses Leiden hatte so etwas ganz Besonderes und Unbeschreibliches; das einzige, was ich nie habe begreifen können, war dieses: sobald die Sonne schien, fühlte er sein Leiden doppelt, das Licht und Schatten des Herbstes brachte ihm ein so unaussprechliches Gefühl in seine Seele, daß er vor Wehmut oft zu vergehen glaubte; hingegen wenn es Regenwetter und stürmisch war, so befand er sich besser; es war ihm, als wenn er in einer dunklen Felsenkluft säße, er fühlte dann eine verborgene Sicherheit, wobei es ihm wohl war. Ich habe unter seinen alten Papieren noch einen Aufsatz gefunden, den er diesen Herbst im Oktober an einem Sonntag nachmittag verfertigt hat; es heißt unter andrem darin:

Gelb ist die Trauerfarbe
Der sterbenden Natur,
Gelb ist der Sonnenstrahl;
Er kommt so schief aus Süden
Und lagert sich so müde
Längs Feld und Berge hin;
Die kalten Schatten wachsen,
Auf den erblaßten Rasen
Wird's grau von Frost und Reif,
Der Ost ist scharf und herbe,
Er stößt die falben Blätter,
Sie nieseln auf den Frost u. s. w.

An einem andern Orte heißt es:

Wenn ich des Nachts erwache,
So heult's im Loch der Eulen,
Die Eiche saust im Wind.
Es klappern an den Wänden
Die halbverfaulten Bretter,
Es rast der wilde Sturm.
Dann ist's mir wohl im Dunkeln,
Dann fühl' ich tiefen Frieden,
Dann ist's mir traurig wohl u. s. w.

Wenn sein Vater guter Laune war, so daß er sich in etwas an ihn entdecken durfte, so klagte er ihm zuweilen sein inneres trauriges Gefühl. Wilhelm lächelte dann und sagte: „Das ist etwas, welches wir Stillinge nicht kennen, das hast du von deiner Mutter geerbt. Wir sind immer gut Freund mit der Natur, sie mag grün, gelb oder weiß aussehen; wir denken dann, das muß so sein, und es gefällt uns. Aber deine selige Mutter hüpfte und tanzte im Frühling, im Sommer war sie munter und geschäftig, im Anfang des Herbstes fing sie an zu trauern, bis Weihnachten weinte sie, und dann fing sie an zu hoffen und die Tage zu zählen, im März lebte sie schon halb wieder auf.“ Wilhelm lächelte, schüttelte den Kopf und sagte: „Es sind doch besondere Dinge!“ — „Ach!“ seufzte dann Heinrich oft in seinem Herzen: „Möchte sie noch leben, sie würde mich am besten verstehen! —“

Zuweilen fand Stilling ein Stündchen, das er zum Lesen verwenden konnte, und dann dünkte ihm, als wenn er noch einen fernen Nachgeschmack von den vergangenen seligen Zeiten genieße, allein es war nur ein vorbeieilender Genuß. Um ihn her wirkten eitel frostige Geister, er fühlte das beständige Treiben des Geldhungers, und der frohe stille Genuß war verschwunden. — Er beweinte seine Jugend und trauerte um sie, wie ein Bräutigam um seine erblate Braut. Allein das alles half nichts, klagen durfte er nicht; und sein Weinen brachte ihm nur Vorwürfe.

Doch hatte er einen einzigen Freund zu Leindorf, der

ihn ganz verstand und dem er auch alles klagen konnte. Dieser Mensch hieß Kaspar und war ein Eisenschmelzer, eine edle Seele, warm für die Religion, mit einem Herzen voller Empfindsamkeit. Der November hatte noch schöne Herbsttage, deswegen gingen Kaspar und Stilling Sonntag nachmittags spazieren, alsdann flossen ihre Seelen ineinander über; besonders hatte Kaspar eine feste Überzeugung in seinem Gemüt, daß sein Freund Stilling vom himmlischen Vater zu weit 'was anders, als zum Schulhalten und Schneiderhandwerk, bestimmt sei; er konnte das so unwidersprechlich dartun, daß Stilling ruhig und großmütig beschloß, alle seine Schicksale geduldig zu ertragen. Um Weihnachten blickte ihn das Glück wieder freundlich an. Die Kleefelder Vorsteher kamen und beriefen ihn zu ihrem Schulmeister; dieses war nun die beste und schönste Kapellenschule im ganzen Fürstentum Salen. Er wurde wieder ganz lebendig, dankte Gott auf den Knien und zog hin. Sein Vater gab ihm beim Abschied die treuesten Ermahnungen, und er selber tat sozusagen ein Gelübde, jetzt alle seine Geschicklichkeit und Wissenschaft anzuwenden, um im Schulhalten den höchsten Ruhm davonzutragen. Die Vorsteher gingen mit ihm nach Salen, und er wurde dasselbst vor dem Konsistorium von dem Inspektor Meinhold bestätigt.

Mit diesem festen Entschluß trat er mit dem Anfang des Jahres 1760, im zwanzigsten seines Alters, dieses Amt wiederum an und bediente dasselbe mit solchem Ernst und Eifer, daß es rundumher bekannt wurde, und alle seine Feinde und Mißgönner fingen an zu schweigen, seine Freunde aber zu triumphieren; er beharrte auch in dieser Treue, solange er da war. Demungeachtet setzte er doch seine Lektüre in den übrigen Stunden fort. Das Klavier und die Mathematik waren sein Hauptwerk; indessen wurden doch Dichter und Romane nicht vergessen. Gegen das Frühjahr wurde er mit einem Amtskollegen bekannt, der Graser hieß und das Tal hinauf, eine starke halbe Stunde weit von Kleefeld, auf dem Dorf Kleinhofen Schule hielt. Dieser Mensch war einer von denjenigen, die immer

mit vielbedeutender Miene stillschweigen und im Verborgenen handeln.

Ich habe oft Lust gehabt, die Menschheit zu klassifizieren, und da möchte ich die Klasse, worunter Graser gehörte, die launige nennen. Die besten Menschen darin sind stille Beobachter ohne Gefühl, die mittelmäßigen sind Duckmäuser, die schlechtesten Spione und Verräter. Graser war freundlich gegen Stilling, aber nicht vertraulich. Stilling hingegen war beides, und das gefiel jenem, er beobachtete gern andre im Licht, stand aber dagegen selber lieber im Dunkeln. Um nun Stilling recht zum Freund zu behalten, so sprach' er immer von großen Geheimnissen, er verstand magische und sympathetische Kräfte zu regieren, und einstmals vertraute er Stilling unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, daß er die erste Materie des Steins der Weisen recht wohl kenne; Graser sah dabei so geheimnisvoll aus, als wenn er wirklich das große Universal selber besessen hätte. Stilling vermutete es, und Graser leugnete es auf eine Art, die jenen vollends überzeugte, daß er gewiß den Stein der Weisen habe; dazu kam noch, daß Graser immerfort sehr viel Geld hatte, weit mehr, als ihm seine Umstände einbringen konnten. Stilling war überaus vergnügt wegen dieser Bekanntschaft, ja, er hoffte sogar, dereinst durch Hilfe seines Freundes ein Adeptus zu werden. Graser ließ ihm die Schriften des Basilius Valentinus. Er las sie ganz aufmerksam durch, und als er hinten an den Prozeß aus dem ungarischen Viatriol kam, da wußte er gar nicht, wie ihm war. Er glaubte wirklich, er könnte nun den Stein der Weisen selber machen. Er bedachte sich eine Weile, nun fiel ihm ein, wenn der Prozeß so ganz vollkommen richtig wäre, so müßte ihn ja jeder Mensch machen können, der nur das Buch hätte.

Ich kann versichern, daß Stillings Neigung zur Alchymie niemals den Stein der Weisen zum Zweck hatte; wenn er ihn gefunden hätte, so wär's ihm lieb gewesen; sondern ein Grundtrieb in seiner Seele, wovon ich bis dahin noch nichts gesagt habe, fing an, sich bei reiferen Jahren

zu entwickeln, und der war ein unersättlicher Hunger nach Erkenntnis der ersten Urkräfte der Natur. Damals wußte er noch nicht, welchen Namen er dieser Wissenschaft beilegen sollte. Das Wort Philosophie schien ihm 'was anders zu bedeuten; dieser Wunsch ist noch nicht erfüllt, weder Newton noch Leibniz noch jeder andre hat ihm Genüge tun können; doch hat er mir gestanden, daß er jetzt auf der wahren Spur sei, und daß er zu seiner Zeit damit ans Licht treten werde.

Damals schien ihm die Alchymie der Weg dahin zu sein, und deswegen las er alle Schriften von der Art, die er nur auftreiben konnte. Allein es war etwas in ihm, das immerfort rief: Wo ist der Beweis, daß es wahr ist? — Er erkannte nur drei Quellen der Wahrheit: Erfahrung, mathematische Überführung und die Bibel, und alle drei Quellen wollten ihm gar keinen Aufschluß in der Alchymie geben, deswegen verließ er sie vor der Zeit ganz.

Einstmals besuchte er seinen Freund Graser an einem Samstag Nachmittag; er fand ihn allein auf der Schule sitzen, allwo er etwas ausstach, das einem Petschaft ähnlich war. Stilling fragte: „Herr Kollege! was machen Sie da?“

„Ich steche ein Petschaft.“

„Lassen Sie mich doch sehen, das ist ja feine Arbeit!“

„Es ist für den Herrn von N. Hören Sie, mein Freund Stilling! Ich wollte Ihnen gern helfen, daß Sie ohne den Schulstaub und die Schneiderei zu Brot kommen könnten. Ich beschwöre Sie bei Gott, daß Sie mich nicht verraten wollen.“

Stilling gab ihm die Hand darauf und sagte: „Ich werde Sie gewiß nicht verraten.“

„Nun, so hören Sie! Ich habe ein Geheimnis; ich kann Kupfer in Silber verwandeln, ich will Sie in Kompagnie nehmen und Ihnen die Hälfte von dem Gewinn geben; indessen sollen Sie zuweilen einige Tage heimlich verreisen und das Silber an gewisse Leute zu veräußern suchen.“

Stilling saß und dachte der Sache nach; der ganze Vortrag gefiel ihm nicht, denn erstlich ging sein Trieb nicht dahin, viel Geld zu erwerben, sondern nur Erkenntnis der Wahrheit und Wissenschaften zu erlangen und Gott und dem Nächsten damit zu dienen; und fürs zweite, so kam ihm bei seiner geringen Weltkenntnis die ganze Sache doch verdächtig vor; denn je mehr er nach dem Petschaft blickte, je mehr wurde er überzeugt, daß es ein Münzstempel sei. Es fing ihm daher an zu grauen und er suchte Gelegenheit, von dem Schulmeister Graser abzukommen, indem er ihm sagte, er wolle nach Hause gehen und die Sache näher überlegen.

Nach einigen Tagen entstand ein Alarm in der ganzen Gegend; die Häscher waren des Nachts zu Kleinhoven gewesen und hatten den Schulmeister Graser aufheben wollen, er war aber schon entwischt, er ist hernach nach Amerika gegangen und man hat weiter nichts von ihm gehört. Seine Mitschuldigen aber wurden gefangen und nach Verdienst gestraft. Er war eigentlich selber der rechte Künstler gewesen und wäre gewiß mit dem Strang belohnt worden, wenn man ihn ertappt hätte.

Stilling erstaunte über die Gefahr, in welcher er geschwebt hatte, und dankte Gott von Herzen, daß er ihn bewahrt hatte.

So lebte er nun ganz vergnügt fort und glaubte gewiß, daß die Zeit seiner Leiden zu Ende sei; in der ganzen Gemeinde fand sich kein Mensch, der etwas Widriges von ihm gesprochen hätte, alles war ruhig; aber Welch ein Sturm folgte auf diese Windstille! Er war bald dreiviertel Jahr zu Kleefeld gewesen, als er eine Vorladung bekam, den künftigen Dienstag morgens um neun Uhr vor dem fürstlichen Konsistorium zu Salen zu erscheinen. Er verwunderte sich über diesen ungewöhnlichen Vorfall; doch fiel ihm gar nichts Widriges ein. „Vielleicht,“ dachte er, „sind neue Schulverordnungen beschlossen, die man mir und andern vortragen will. Und so ging er ganz ruhig am bestimmten Tage nach Salen hin.

Als er ins Vorzimmer der Konsistorialstube trat, so fand er da zwei Männer aus seiner Gemeinde stehen, von denen er nie gedacht hatte, daß sie ihm widerwärtig wären. Er fragte sie, was vorginge? Sie antworteten: „Wir sind vorgeladen und wissen nicht warum;“ indessen wurden sie alle drei hineingefordert.

Oben am Fenster stand ein Tisch; auf der einen Seite desselben saß der Präsident, ein großer Rechtsgelehrter; er war klein von Statur, länglicht und mager von Gesicht, aber ein Mann von einem vortrefflichen Charakter, voll Feuer und Leben. Auf der andern Seite des Tisches saß der Inspektor Meinhold, ein dicker Mann mit einem vollen länglichen Gesicht; das große Unterkinn ruhte sehr majestätisch auf dem feinen wohlgeglätteten und gesteiften Kragen, damit er nicht so leicht wund werden möchte; er hatte eine vortreffliche weiße und schöne Perücke auf dem Haupt, und ein seidener schwarzer Mantel hing seinen Rücken herunter; er hatte hohe Augenbrauen, und wenn er jemand ansah, so zog er die untern Augenlider hoch in die Höhe, so daß er beständig blinzelte. Die Absätze an seinen Schuhen krachten, wenn er darauf trat, und er hatte sich angewöhnt, er mochte stehen oder sitzen, immerfort wechselweise auf die Absätze zu treten und sie krachen zu lassen. So saßen die beiden Herren da, als die Parteien hereintraten. Der Sekretär aber saß hinter einem langen Tisch und guckte über einen Haufen Papier hervor. Stilling stellte sich unten an den Tisch, die beiden Männer aber standen gegenüber an der Wand.

Der Inspektor räusperte sich, drehte sich gegen die Männer und sprach:

„Ist das air Schoolmaister?“

„Ja, Herr Oberhofprediger!“

„So! arächt! Ihr said also der Schoolmaister von Kleefeld?“

„Ja!“ sagte Stilling.

„r said mer ain schöner Kerl! wär't wärt, daß man aich aus dem Land paitschte!“

„Sachte! sachte!“ redete der Präsident ein, „audiatur et altera pars.“*)

„Herr Präsident! das k'hört ad forum ecclesiasticum.**) Sie habä da nichts z' sagä.“

Der Präsident ergrimmt und schwieg. Der Inspektor sah Stilling verächtlich an und sagte:

„Wie 'r da stäht, der schlechte Mensch!“

Die Männer lachten ihn höhnisch aus. Stilling konnte das gar nicht ertragen, er hatte auf der Zunge, er wollte sagen: „Wie Christus vor dem Hohenpriester!“ Allein er nahm's wieder zurück, trat näher und sagte: „Was hab ich getan? Gott ist mein Zeuge, ich bin unschuldig!“ Der Inspektor lachte höhnisch und erwiderte:

„Als wenn 'r nit wüßt, was'r selbstan begangä hat! Fragt air K'wissäl!“

„Herr Inspektor! mein Gewissen spricht mich frei und der, der da recht richtet, auch; was hier geschehen wird, weiß ich nicht.“

„Schwaigt 'r Gottloser! — Sagt mer, Kerchäältester, was ist aire Klage?“

„Herr Oberhofprediger! wir haben's heut vierzehn Tage protokollieren lassen.“

„Arächt, 's is wahr!“

„Und dieses Protokoll,“ sagte Stilling, „muß ich haben!“

„Was wollt'r? Nain! sollt's nit habäl!“

„C'est contre l'ordre du prince!“***) versetzte der Präsident und ging fort.

Der Inspektor diktierte nun und sagtè: „Schraibt, Sekretär! Hait erschienä N. N., Kerchäältester von Kleefeld, und N. N., Ainwagner daselbst, contra ihren Schoolmaister Stilling. Kläger beziehä sich of variges Protokoll. Der Schoolmaister begährte extractum protocoll, wird'm aber aus giltigä Ohrsachä abk'schlagä.“

*) Man soll beide Teile hören. **) Zur kirchlichen Gerichtsbarkeit. ***) Das ist gegen die fürstliche Verordnung.

Nun krachte der Inspektor noch ein paarmal auf den Absätzen, stemmte die Hände in die Seiten und sprach:

„Könnt nu nacher Haus geh!“ Sie gingen alle drei fort.

Gott weiß es, daß die Erzählung wahr und wirklich so passiert ist! Schande wär's für mich, der protestantischen Kirche einen solchen Theologen anzudichten. Schande für mich! wenn Meinhold noch eine gute Seite gehabt hätte. — Aber! — Ein jeder junge Theologe spiegle sich doch an diesem Exempel und denke: wer da will unter euch der Größte sein, der sei der Geringste.

Stilling war ganz betäubt, er begriff von allem, was er gehört hatte, nicht ein Wort. Die ganze Szene war ihm ein Traum, er kam nach Kleefeld, ohne zu wissen, wie. Sobald er da anlangte, ging er in die Kapelle und zog die Glocke; dieses war das Zeichen, wenn die Gemeinde in einem außerordentlichen Notfall schleunigst zusammenberufen werden sollte. Alle Männer kamen eiligst bei der Kapelle auf einem grünen Platz zusammen. Nun erzählte ihnen Stilling den ganzen Vorfall umständlich. Da sah man recht, wie die verschiedenen Temperamente der Menschen bei einerlei Ursache verschieden wirken; einige rasten, die andern waren launig, noch andre waren betrübt und wieder andre waren wohl bei der Sache: diese rückten den Hut aufs Ohr und riefen: „Kein T . . . soll uns den Schulmeister nehmen!“ Unter all diesem Gewirre hatte sich ein junger Mensch, namens Rehkopf, weggeschlichen, er setzte im Wirtshaus eine Vollmacht auf, mit diesem Papier in der Hand kam er in die Tür und rief: „Wer Gott und den Schulmeister liebt, der komme her und unterschreibe sich!“ Da ging nun der ganze Trupp, etwa hundert Bauern, hinein und unterschrieben sich. Noch denselbigen Tag ging Rehkopf mit zwanzig Bauern nach Salen und zum Inspektor.

Rehkopf klopfte oder schellte nicht an der Tür des Pfarrhauses, sondern ging gerade hinein, die Bauern hinter ihm her; im Vorhaus begegnete ihm der Knecht. „Wohin? ihr Leute?“ rief er, „wart, ich will euch melden!“ Rehkopf versetzte: „Geh, fülle deine Weinflasche! Wir können

uns selber melden;“ und so klotzten die zweiundvierzig Füße die Treppe hinauf und gerade ins Zimmer des Inspektors. Dieser saß da im Lehnstuhl, er hatte einen damastenen Schlafrock an, eine baumwollene Mütze auf dem Kopf und eine feine Leydische Kappe drüber, dabei trank er so ganz genüßlich seine Tasse Schokolade. Er erschrak, setzte seine Tasse hin und sagte:

„Gott! — ihr Lait — was wallt'r?“

Rehkopf antwortete: „Wir wollen hören, ob unser Schulmeister ein Mörder, ein Ehebrecher oder ein Dieb ist?“

„Behüt Gott! Wer sagt das?“

„Herr! Sie sagen's oder lassen's, Sie behandeln ihn so. Entweder Sie sollen sagen und beweisen, daß er ein Missetäter ist, und in dem Fall wollen wir ihn selber abschaffen, oder Sie sollen uns Genugthuung für seine Schmach geben, und in diesem Fall wollen wir ihn behalten. Sehen Sie hier unsre Vollmacht.“

„Waist ämal her!“ Der Inspektor nahm sie und faßte sie an, als wenn er sie zerreißen wollte. Rehkopf trat hinzu, nahm sie ihm aus der Hand und sprach: „Herr! lassen Sie sich das vergehen! Sie verbrennen, weiß Gott! die Finger und ich auch!“

„Ihr trotz mer in maim Haus?“

„Wie Sie's nehmen, Herr! Trotz oder nicht!“

Der Inspektor zog gelindere Saiten auf und sagte: „Liebä Lait! Ihr wißt nit, was air Schoolmaister vor'n schlechter Mensch is, last mich doch machä!“

„Eben das wollen wir wissen, ob er ein schlechter Mensch ist,“ versetzte Rehkopf.

„Schräckliche Dinge! Schräckliche Dinge hab' ich von dem Kärl k'hört.“

„Kann sein! Ich hab' auch gehört, daß der Herr Inspektor sternvoll besoffen gewesen, als er letzthin zu Klee-feld Kapellenvisitation gehalten.“

„Was! Was! Wer sagt das? Wollt'r —“

„Still! Still! Ich hab's gehört, der Herr Inspektor richtet nach Hörensagen, so darf ich's auch.“

„Wart, ich will Euch lärnä.“

„Herr! Sie lernen mich nichts, und was das Vollsaufen betrifft, Herr! — Ich stand dabei, wie Sie auf der andern Seite vom Pferd herunterfielen, als man Sie auf der einen hinaufgehoben hatte. Wir erklären Ihnen hiemit im Namen der Kleefelder Gemeinde, daß wir uns den Schulmeister nicht nehmen lassen, bis er überführt ist, und damit adje!“

Nun gingen sie zusammen nach Haus. Rehkopf ging den ganzen Abend über die Straßen spazieren, hustete und räusperte sich, daß man's im ganzen Dorf hören konnte.

Stilling sah sich also wiederum ins größte Labyrinth versetzt; er fühlte wohl, daß er abermals würde weichen müssen, und was alsdann auf ihn wartete. Unterdessen kam er doch hinter das ganze Geheimnis seiner Verfolgung.

Der vorige Schulmeister zu Kleefeld war allgemein geliebt gewesen; nun hatte er sich mit einem Mädchen daselbst versprochen und suchte, um sich besser nähren zu können, mehr Lohn zu bekommen; deswegen, als er einen Beruf an einen andern Ort erhielt, so stellte er der Gemeinde vor, daß er ziehen würde, wenn man ihm nicht den Lohn erhöhte; er glaubte aber gewiß, man würde ihn um einiges Gelds willen nicht weggehen lassen. Allein es schlug ihm fehl, man ließ ihm Freiheit, zu ziehen, und wählte Stilling.

Es ist leicht zu denken, daß die Familie des Mädchens nunmehr alle Kraft anwendete, um Stilling zu stürzen, und dieses bewerkstelligten sie ganz geheim, indem sie den Inspektor mit wichtigen Geschenken das ganze Jahr durch überhäuft hatten, so daß er ohne Urteil und Recht beschloß, ihn wegzujagen.

Einige Tage nach diesem Vorfall ließ ihn der Präsident ersuchen, zu ihm zu kommen; er ging hin. Der Präsident ließ ihn sitzen und sagte: „Mein Freund Stilling, ich bedaure Euch von Herzen und ich hab' Euch zu mir kommen lassen, um Euch den besten Rat zu geben, den ich weiß. Ich habe gehört, daß Eure Bauern eine Vollmacht aufgesetzt haben, um Euch zu schützen, allein sie wird Euch

gar nichts helfen; denn die Sache muß doch im Oberkonsistorium abgetan werden, und da sitzen lauter Freunde und Verwandte des Herrn Inspektors. Ihr gewinnt weiter nichts, als daß er immer bitterer gegen Euch wird und Euch Euer Vaterland zu eng macht. Wenn Ihr also wieder vors Konsistorium kommt, so fordert Euern Abschied.“

Stilling dankte für diesen treuen Rat und versetzte: „Aber meine Ehre leidet darunter!“ Der Präsident erwiderte: „Dafür laßt mich sorgen.“ Der Schulmeister versprach, dem Rat zu folgen, und ging nach Haus, er sagte aber niemand, was er vorhatte.

Als nun wiederum Konsistorium war, so wurde er mit seinen Gegnern vorgeladen; Rehkopf aber ging ungerufen nach Salen hin und sogar ins Vorzimmer der Konsistorialstube. Stilling kam und wurde zuerst vorgefordert. Der Präsident winkte ihm, seinen Vortrag zu tun. Hierauf fing der Schulmeister an: „Herr Inspektor! Ich sehe, daß man mir sucht mein Amt schwer zu machen, ich begehre also aus Liebe zum Frieden meinen ehrlichen Abschied.“ Der Inspektor sah ihn heiterlächelnd an und sagte:

„Brav! Schoolmaister! den sollt'r habä und ain Attest derzu, das ohnvergleichlich is.“

„Nein, Herr Inspektor! kein Attest. Tief in meiner Seele ist ein Attest und Ehrenrettung geschrieben, das kein Tod und kein Feuer des jüngsten Tages auslöschen wird; und das wird dereinst meinen Verfolgern ins Gesicht blitzen, daß sie erblinden möchten.“ Dieses sagte Stilling mit glühenden Wangen und funkelnden Augen.

Der Präsident lächelte ihn an und winkte ihm mit den Augen. Der Inspektor aber tat, als hörte er's nicht, sondern las eine Schrift oder Protokoll durch.

Nun sagte der Präsident lächelnd zum Inspektor: „Verurteilen gehört für Sie, aber für mich die Exekution. Schreibt, Sekretär:

„Heute erschien der Schulmeister Stilling zu Kleefeld und beehrte aus Liebe zum Frieden seinen ehrlichen Abschied, der ihm dann auch um dieser Ursache willen zugestanden worden, doch mit dem Beding, daß er gehalten sein

soll, im Falle er wiederum berufen werden sollte, oder man ihn sonst zu Geschäften brauchen wollte, seine herrlichen Talente zum Besten des Vaterlandes zu verwenden.“

„Arächt!“ sagte der Inspektor: „No Schoolmaister! damit 'r doch wißt, daß wer recht hättä, Aich Verweise z' gäbä, so sag ich Aich: 'r habt das heiligä Nachtmahl prostituiert. Wie 'r am lätztä gegangen said, habt 'r nach dem K'nuß höhnisch k'lacht.“

Stilling sah ihm ins Gesicht und sagte: „Ob ich gelacht habe, weiß ich nicht, das weiß ich aber wohl, daß ich nicht höhnisch gelacht habe.“

„Man soll auch bai solch ainer heiligä Handlung nit lachä.“

Stilling antwortete: „Der Mensch sieht, was vor Augen ist, Gott aber sieht das Herz an. Ich kann nicht sagen, ob ich gelacht habe, ich weiß aber wohl, was profanatio sacrorum*) ist und hab's lang gewußt.“

Nun befahl der Präsident, daß seine Gegner hereintreten sollten; sie kamen und der Sekretär mußte ihnen das eben abgefaßte Protokoll vorlesen. Sie sahen sich an und schämten sich.

„Habt ihr noch 'was einzuwenden?“ fragte der Präsident. Sie sagten: „Nein!“

„Nun dann,“ fuhr der ehrliche Mann fort, „so hab' ich noch 'was einzuwenden: Dem Herrn Inspektor kommt's zu, einen Schulmeister zu bestätigen, wenn ihr einen erwählt habt. Meine Pflicht aber ist's, acht zu haben, daß Ruhe und Ordnung erhalten werde; deswegen befehle ich euch bei hundert Gulden Strafe, den vorigen Schulmeister nicht zu wählen, sondern einen ganz unparteiischen, damit die Gemeinde wieder ruhig werde.“

Der Inspektor erschrak, sah den Präsidenten an und sagte: „Auf die Wais werden die Lait nimmer zur Ruh kommä.“

„Herr Inspektor!“ erwiderte jener, „das gehört ins forum politicum**) und geht Sie nichts an.“

*) Entweihung der Religion. **) Weltliche Gerichtsbarkeit.

Indessen ließ sich Rehkopf melden. Er wurde hereingelassen. Dieser begehrte das Protokoll zu sehen, im Namen seiner Prinzipale. Der Sekretär mußte ihm das heutige vorlesen. Rehkopf sah Stilling an und fragte ihn, ob das recht wäre? Stilling antwortete: „Man kann nicht immer tun, was recht ist, sondern man muß auch wohl zuweilen die Augen zutun und ergreifen, was man kann, und nicht was man will, indessen danke ich Euch tausendmal, rechtschaffener Freund! Gott wird's Euch vergelten!“ Rehkopf schwieg eine Weile, endlich fing er an und sagte: „So protestiere ich im Namen meiner Prinzipale gegen die Wahl des vorigen Schulmeisters,“ und begehrte, daß diese Protestation zu Protokoll getragen werde. „Gut!“ sagte der Präsident, „das soll geschehen, ich habe dasselbige auch schon vorhin bei hundert Gulden Strafe verboten.“ Nun wurden sie alle zusammen nach Hause geschickt und die ganze Sache geschlossen.

Stilling war also wiederum in seine betrübten Umstände versetzt, er nahm sehr traurig Abschied von seinen lieben Kleefeldern, ging aber nicht nach Hause, sondern zum Herrn Pastor Goldmann und klagte ihm seine Umstände. Dieser bedauerte ihn von Herzen und behielt ihn über Nacht bei sich. Des Abends hielten sie Rat zusammen, was Stilling nun am füglichsten vorzunehmen hätte. Herr Goldmann erkannte sehr wohl, daß er bei seinem Vater wenig Freude haben würde, und doch wußte er ihm auch kein anderes Mittel an die Hand zu geben; endlich fiel ihm etwas ein, das sowohl dem Pastor als auch Stilling angenehm und vorteilhaft vorkam.

Zehn Stunden von Salen liegt ein Städtchen, welches Rothagen heißt; in demselben war der junge Herr Goldmann, ein Sohn des Predigers, Richter. Noch zwei Stunden weiter, zu Lahnburg, war Herr Schneeberg Hofprediger bei zwei hohen Prinzessinnen, und dieser war ein Vetter des Herrn Goldmann. Nun glaubte der ehrliche Mann, wenn er Stilling mit einem Empfehlungsschreiben an beide Männer abschicken würde, so könnte es nicht fehlen, sie würden ihm unterhelfen. Stilling hoffte selbst ganz gewiß,

es würde alles nach Wunsch ausschlagen. Die Sache wurde also beschlossen, die Empfehlungsschreiben fertig gemacht, und Stilling reiste des andern Morgens getrost und freudig fort.

Das Wetter war diesen Tag sehr rauh und kalt, dabei war es wegen der kotigen Wege sehr übel reisen. Doch ging Stilling viel vergnügter seine Straße fort, als wenn er im schönsten Frühlingswetter nach Leindorf zu seinem Vater hätte gehen sollen. Er fühlte eine so tiefe Ruhe in seinem Gemüt und ein Wohlgefallen des Vaters der Menschen, daß er fröhlich fortwanderte, beständig Dank und feurige Seufzer zu Gott schickte, ob er gleich bis auf die Haut vom Regen durchnäßt war. Schwerlich würde es ihm so wohl gewesen sein, wenn Meinhold recht gehabt hätte.

Des Abends um sieben Uhr kam er müde und naß zu Rothagen an. Er fragte nach dem Hause des Herrn Richter Goldmann, dieses wurde ihm gewiesen, und er ging hinein und ließ sich melden. Der Herr Goldmann kam die Treppe herab und rief: „Ei, willkommen, Vetter Stilling! Willkommen in meinem Hause!“ Er führte ihn die Treppe hinauf. Seine Liebste empfing ihn ebenfalls freundlich und machte Anstalten, daß er trockene Kleider an den Leib bekam und die seinigen wiederum trocken wurden, hernach setzte man sich zu Tisch. Während des Essens mußte Stilling seine Geschichte erzählen; als das geschehen war, sagte Herr Goldmann: „Vetter! Es muß doch etwas in Eurer Lebensart sein, das den Leuten mißfällt, sonst wäre es unmöglich, so unglücklich zu sein. Ich werde es bald bemerken, wenn Ihr einige Tage bei mir gewesen seid, ich will's Euch dann sagen, und Ihr müßt es suchen abzuändern.“ Stilling lächelte und antwortete: „Ich will mich freuen, Herr Vetter, wenn Sie mir meine Fehler sagen, aber ich weiß ganz wohl, wo der Knoten sitzt, und den will ich Ihnen aufknüpfen: Ich lebe nicht in dem Beruf, zu welchem ich geboren bin, ich tue alles mit Zwang, und deswegen ist auch kein Segen dabei.“

Goldmann schüttelte den Kopf und erwiderte: „Ei, ei!

Wozu solltet Ihr geboren sein? Ich glaube, Ihr habt Euch durch Euer Romanlesen unmögliche Dinge in den Kopf gesetzt. Die Glücksfälle, welche die Phantasie der Dichter ihren Helden andichtet, setzen sich in Kopf und Herz fest und erwecken einen Hunger nach dergleichen wunderbaren Veränderungen.“

Stilling schwieg eine Weile und sah vor sich nieder; endlich blickte er seinen Vetter durchdringend an und sagte mit Nachdruck: „Nein! bei den Romanen fühle ich nur; mir ist's, als wenn mir alles selbst widerführe, was ich lese; aber ich habe gar keine Lust, solche Schicksale zu erleben. Es ist 'was andres, lieber Herr Vetter! Ich habe Lust zu Wissenschaften; wenn ich nur einen Beruf hätte, in welchem ich mit Kopfarbeit mein Brot erwerben könnte, so wäre mein Wunsch erfüllt.“

Goldmann versetzte: „Nun, so untersucht einmal diesen Trieb unparteiisch, ist nicht Ruhm und Ehrbegierde damit verknüpft? Habt Ihr nicht süße Vorstellungen davon, wenn Ihr in einem schönen Kleid und herrschaftlichen Aufzug einhertreten könntet? wenn die Leute sich bücken und den Hut vor Euch abziehen müßten, und wenn Ihr der Stolz und das Haupt Eurer Familie würdet?“

„Ja!“ antwortete Stilling treuherzig, „das fühle ich freilich und das macht mir manche süße Stunde.“

„Recht!“ fuhr Goldmann fort, „aber ist es Euch auch ein wahrer Ernst, ein rechtschaffener Mann in der Welt zu sein, Gott und Menschen zu dienen und also auch nach diesem Leben selig zu werden? Da heuchelt nun nicht, sondern seid aufrichtig, habt Ihr den fest entschlossenen Willen?“

„O ja!“ versetzte Stilling, „das ist doch wohl der rechte Polarstern, nach welchem sich endlich, nach vielem Hin- und Hervagieren, mein Geist wie eine Magnetnadel richtet.“

„Nun, Vetter!“ erwiderte Goldmann, „nun will ich Euch Eure Nativität stellen, und die soll zuverlässig sein. Hört mir zu: Gott verabscheut nichts mehr, als den eiteln Stolz und die Ehrbegierde, seinen Nebenmenschen, der oft besser ist als wir, tief unter sich zu sehen; das ist verdorbene

menschliche Natur. Aber er liebt den Mann, der im stillen und verborgenen zum Wohl der Menschen arbeitet und nicht wünscht, offenbar zu sein. Diesen zieht er durch seine gütige Leitung gegen seinen Willen endlich hervor und setzt ihn hoch hinauf. Da sitzt dann der rechtschaffene Mann — ohne Gefahr, gestürzt zu werden; und weil ihn die Last der Erhöhung niederdrückt, so betrachtet er alle Menschen neben sich so gut als sich selbst. Seht, Vetter! das ist wahre edle verbesserte oder wiedergeborene Menschenatur. Nun will ich weissagen, was Euch widerfahren wird: Gott wird durch eine lange und schwere Führung alle Eure eiteln Wünsche suchen abzufegen; gelingt ihm dieses, so werdet Ihr endlich nach vielen schweren Proben ein glücklicher großer Mann und ein vortreffliches Werkzeug Gottes werden! Wenn Ihr aber nicht folgt, so werdet Ihr Euch vielleicht bald hoch schwingen und einen entsetzlichen Fall tun, der allen Menschen, die es hören werden, in die Ohren gellen wird.“

Stilling wußte nicht, wie ihm ward, alle diese Worte waren, als wenn sie Goldmann in seiner Seele gelesen hätte. Er fühlte diese Wahrheit im Grund seines Herzens und sagte mit inniger Bewegung und gefalteten Händen: „Gott! Herr Vetter! das ist wahr! Ich fühl's, so wird's mir gehen.“

Goldmann lächelte und schloß das Gespräch mit den Worten: „Ich beginne zu hoffen, Ihr werdet endlich glücklich sein.“

Des andern Morgens setzte der Richter Goldmann Stilling in die Schreibstube und ließ ihn kopieren; da sah er nun alsofort, daß er sich vortrefflich zu so etwas schicken würde, und wenn die Frau Richterin nicht ein wenig geizig gewesen wäre, so hätte er ihn alsofort zum Schreiber angenommen.

Nach einigen Tagen ging er auch nach Lahnburg. Der Hofprediger war in den nahegelegenen vortrefflichen Tiergarten gegangen. Stilling ging ihm nach und suchte ihn daselbst auf. Er fand ihn in einem buschigen Gang wandeln, er ging auf ihn zu, überreichte ihm den Brief und

grüßte ihn von den Herren Goldmann Vater und Sohn. Herr Schneeberg kannte Stilling, sobald als er ihn sah, denn sie hatten sich einmal in Salen gesehen und gesprochen. Nachdem Herr Schneeberg den Brief gelesen hatte, so ersuchte er Stilling, mit ihm bis an Sonnenuntergang spazieren zu gehen und ihm indessen seine ganze Geschichte zu erzählen. Er tat's mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit, so daß der Hofprediger zuweilen die Augen wischte.

Des Abends nach dem Essen sagte Herr Schneeberg zu Stilling: „Hören Sie, mein Freund! Ich weiß ein Etablissement für Sie und das soll Ihnen hoffentlich nicht fehl schlagen. Nur eins ist hier die Frage: Ob Sie sich getrauen, demselben mit Ehren vorzustehen?“

„Die Prinzessinnen haben hier in der Nähe ein ergiebiges Bergwerk nebst einer dazu gehörigen Schmelzhütte. Sie müssen daselbst einen Mann haben, der das Berg- und Hüttenwesen versteht, dabei treu und redlich ist und überall das Interesse Ihrer Durchlauchten wohl besorgt und in acht nimmt. Der jetzige Verwalter zieht künftiges Frühjahr weg, und alsdann wäre es Zeit, diesen vorteilhaften Dienst anzutreten. Sie bekommen da Haus, Hof, Garten und Ländereien frei nebst dreihundert Gulden jährlichen Gehalt. Hier habe ich also zwei Fragen an Sie zu tun: Verstehen Sie das Berg- und Hüttenwesen hinlänglich und getrauen Sie sich wohl, einen verrechnenden Dienst zu übernehmen?“

Stilling konnte seine herzliche Freude nicht bergen. Er antwortete: „Was das erste betrifft, bin ich unter Kohlenbrennern, Berg- und Hüttenleuten erzogen, und was mir etwa noch fehlen möchte, das kann ich diesen folgenden Winter noch einholen. Schreiben und rechnen, daran wird wohl kein Mangel sein. Das andre: ob ich treu genug sein werde, das ist eine Frage, wo meine ganze Seele ja dazu sagt, ich verabscheue jede Untreue wie den Satan selber.“

Der Hofprediger erwiderte: „Ja, ich glaube gern, daß es Ihnen an überflüssiger Geschicklichkeit nicht mangeln wird, davon habe ich schon gehört, als ich im Salenschen

Lande war. Allein Sie sind so sicher in Ansehung der Treue; diesen Artikel kennen Sie noch nicht. Ich gebe Ihnen zu, daß Sie jede wissentliche Untreue wie den Satan hassen, allein es ist hier eine besondere Art von kluger Treue nötig, die können Sie nicht kennen, weil Sie keine Erfahrung davon haben. Zum Beispiel: Sie stünden in einem solchen Amt, nun ginge Ihnen einmal das Geld auf, Sie hätten etwas in der Haushaltung nötig, hätten's aber selber nicht und wüßten's auch nicht zu bekommen; würden Sie da nicht an die herrschaftliche Kasse gehen und das Nötige herausnehmen?"

„Ja!“ sagte Stilling, „das würde ich kühn tun, solange ich noch Gehalt zu fordern hätte.“

„Ich gebe Ihnen das einstweilen zu,“ versetzte Herr Schneeberg, „aber diese Gelegenheit macht endlich kühner, man wird dessen so gewohnt, man bleibt das erste Jahr zwanzig Gulden schuldig, das andre vierzig, das dritte achtzig, das vierte zweihundert und so fort, bis man entlaufen oder sich für einen Schelmen setzen lassen muß. Denken Sie nicht, das hat keine Not! — Sie sind gütig von Temperament, da kommen bald vornehme und geringe Leute, die das merken. Sie werden täglich mit einer Flasche Wein nicht auskommen und bloß dieser Artikel nimmt Ihnen jährlich schon hundert Gulden weg, ohne dasjenige, was noch dazu gehört, die Kleider für Sie und die Haushaltung auch hundert, nun! — Meinen Sie denn, mit den übrigen Hunderten noch auszukommen?"

Stilling antwortete: „Davor muß man sich hüten.“

„Ja!“ fuhr der Hofprediger fort, „freilich muß man sich hüten, aber wie würden Sie das anfangen?"

Stilling versetzte: „Ich würde den Leuten, die mich besuchten, aufrichtig sagen: Herren oder Freunde! Meine Umstände leiden nicht, daß ich Wein präsentiere, womit kann ich Ihnen sonst dienen?"

Herr Schneeberg lachte. „Ja,“ sagte er, „das geht wohl an, allein es ist doch schwerer, als Sie denken. Hören Sie! Ich will Ihnen etwas sagen, das Ihnen Ihr ganzes Leben lang nützlich sein wird, Sie mögen in der Welt werden, was

Sie wollen: Lassen Sie Ihren äußern Aufzug und Betragen in Kleidung, Essen, Trinken und Aufführung immer mittelmäßig bürgerlich sein, so wird niemand mehr von Ihnen fordern, als Ihre Aufführung ausweist; komme ich in ein schön möbliertes Zimmer bei einem Mann in kostbarem Kleide, so frage ich nicht lange, wessen Standes er sei, sondern ich erwarte eine Flasche Wein und Konfekt; komme ich aber in ein bürgerlich Zimmer bei einem Mann in bürgerlichem Kleide, ei so erwarte ich nichts weiter als ein Glas Bier und eine Pfeife Tabak.“

Stilling erkannte die Wahrheit dieser Erfahrung, er lachte und sagte: „Das ist eine Lehre, die ich nie vergessen werde.“

„Und doch, mein lieber Freund!“ fuhr der Hofprediger fort, „ist sie schwerer in Ausübung zu bringen, als man denkt. Der alte Adam kitzelt sich so leicht damit, wenn man ein Ehrenämtdchen kriegt, o wie schwer ist's alsdann, noch immer der alte Stilling zu bleiben! Man heißt nun gerne Herr Stilling, möchte auch gerne so ein schmales goldenes Treßchen an der Weste haben und das wächst dann so vor und nach, bis man fest sitzt und sich nicht zu helfen weiß. Nun, mein Freund, Punktum. Ich will helfen, was ich kann, damit Sie Bergverwalter werden.“

Stilling konnte die Nacht vor Freuden nicht schlafen. Er sah sich schon in einem schönen Hause wohnen, sah eine Menge schöner Bücher in einer aparten Stube stehen, verschiedene schöne mathematische Instrumente da hängen, mit einem Wort, seine ganze Einbildung war schon mit seinem zukünftigen glückseligen Zustand beschäftigt.

Des andern Tages blieb er noch zu Lahnburg. Der Hofprediger gab sich alle Mühe, um gewisse Hoffnung wegen der bewußten Bedienung Stilling mitzugeben, und es gelang ihm auch. Die ganze Sache wurde sozusagen beschlossen, und Stilling ging, vor Freude trunken, zurück nach Rothagen zu Vetter Goldmann. Diesem erzählte er die ganze Sache. Herr Goldmann mußte herzlich lachen, als er Stilling mit solchem Enthusiasmus reden hörte. Als er ausgeredet hatte, fing der Richter an: „O Vetter! Vetter!

wo will's doch mit Euch hinaus? — Das ist eine Stelle, die Euch Gott im Zorn gibt; wenn Ihr sie bekommt, das ist der gerade Weg zu Eurem gänzlichen Verderben und das will ich Euch beweisen. Sobald Ihr da seid, fangen alle Hofschranzen an, Euch zu besuchen und sich bei Euch lustig zu machen; leidet Ihr das nicht, so stürzen sie Euch, sobald sie können, und laßt Ihr ihnen ihre Freiheit, so reicht Euer Gehalt nicht halb zu.“

Stilling erschrak, als er seinen Vetter so reden hörte; er erzählte ihm darauf alle die guten Lehren, die ihm der Hofprediger gegeben hatte.

„Die Prediger können das sehr selten,“ sagte Herr Goldmann. „Sie moralisieren gut und ein braver Prediger kann auch in seinem Zirkel gut moralisch leben, aber! aber! wir andern können das nicht so, man führt die Geistlichen nicht so leicht in Versuchung als andre Leute. Sie haben gut sagen! — Hört, Vetter! Alle moralischen Predigten sind nicht einen Pffifferling wert, der Verstand bestimmt niemals unsre Handlungen, wenn die Leidenschaften etwas stark dabei interessiert sind, das Herz macht allezeit ein Mäntelchen darum und überredet uns: schwarz sei weiß! — Vetter! ich sage Euch eine größere Wahrheit, als Freund Schneeberg. Wer nicht dahin kommt, daß das Herz mit einer starken Leidenschaft Gott liebt, dem hilft alles Moralisieren ganz und gar nichts. Die Liebe Gottes allein macht uns tüchtig, moralisch gut zu werden. Dieses sei Euch ein Notabene, Vetter Stilling! Und nun bitte ich Euch, gebt dem Herrn Bergverwalter seinen ehrlichen Abschied und bewillkommt die arme Nähnadel mit Freuden, solange, bis Euch Gott hervorziehen wird. Ihr seid mein lieber Vetter Stilling und wenn Ihr auch nur ein Schneider seid. Summa Summarum! ich will das ganze Ding rückgängig machen, sobald ich nach Lahnburg komme.“

Stilling konnte vor Empfindung des Herzens die Tränen nicht einhalten. Es ward ihm so wohl in seiner Seele, daß er es nicht aussprechen konnte. „O!“ sagte er: „Herr Vetter! wahr ist das! — Woher erlang' ich doch Kraft, um meinem teuflischen Hochmut zu widerstehen! — Ein, zwei,

drei Tage! — und dann bin ich tot. — Was hilft's mich dann, ein großer vornehmer Mann in der Welt gewesen zu sein? — Ja, es ist wahr! — Mein Herz ist die falscheste Kreatur auf Gottes Erdboden, immer mein' ich, ich hätte die Absicht, nur mit meinen Wissenschaften Gott und dem Nächsten zu dienen — und wahrlich! — es ist nicht wahr! Ich will nur gern ein großer Mann werden, gern hoch klimmen, um nur auch tief fallen zu können. — O! wo krieg' ich Kraft, mich selber zu überwinden?“

Goldmann konnte sich nicht mehr enthalten. Er weinte, fiel Stillingen um den Hals und sagte: „Edler! edler Vetter! seid getrost; dieses treue Herz wird Gott nicht fahren lassen. Er wird Euer Vater sein. Kraft erlangt man nur durch Arbeit; der Hammerschmied kann einen Zentner Eisen unter dem Hammer hin- und herwenden wie einen leichten Stab, das ist uns beiden unmöglich, so kann ein Mensch, der durch Prüfungen geübt ist, mehr überwinden als ein Muttersöhnchen, der immer an der Brust saugt und nichts erfahren hat. Getrost, Vetter! freut Euch nur, wenn Trübsale kommen, und glaubt alsdann, daß Ihr auf Gottes Universität seid, der etwas aus Euch machen will.“

Des andern Tages reiste also Stilling getröstet und gestärkt wiederum nach seinem Vaterland. Der Abschied von Herrn Goldmann kostete ihn viele Tränen, er glaubte, daß er der rechtschaffenste Mann sei, den er je gesehen hatte, und ich glaube jetzt auch noch, daß Stilling recht gehabt habe. So ein Mann mag wohl Goldmann heißen; wie er sprach, so handelte er auch; wenn er noch lebt und liest dieses, so wird er weinen und sein Gefühl dabei wird englisch sein.

Auf der Heimreise nahm sich Stilling fest vor, ruhig am Schneiderhandwerk zu bleiben und nicht wieder so eitle Wünsche zu hegen; diejenigen Stunden aber, die er frei haben würde, wollte er ferner dem Studieren widmen. Doch als er nahe bei Leindorf kam, fühlte er schon wieder die Melancholie anklopfen. Insonderheit fürchtete er die Vorwürfe seines Vaters, so daß er also sehr niedergeschlagen zur Stubentür hereintrat.

Wilhelm saß mit einem Lehrjungen und nähte. Er grüßte seinen Vater und Mutter, setzte sich still hin und schwieg. Wilhelm schwieg auch eine Weile, endlich legte er seinen Fingerhut nieder, schlug die Arme übereinander und fing an:

„Heinrich! ich habe alles gehört, was dir abermals zu Kleefeld widerfahren ist; ich will dir keine Vorwürfe machen; das sehe ich aber klar ein, es ist Gottes Wille nicht, daß du ein Schulmeister werden sollst. Nun gib dich doch einmal ruhig ans Schneiderhandwerk und arbeite mit Lust. Es findet sich noch so manches Stündchen, wo du deine Sachen fortsetzen kannst.“

Stilling ärgerte sich recht über sich selber und befestigte seinen Vorsatz, den er unterwegs gefaßt hatte. Er antwortete deswegen seinem Vater: „Ja, Ihr habt ganz recht! Ich will beten, daß mir unser Herr Gott die Sinnen ändern möge!“ Und so setzte er sich hin und fing wieder an zu nähen. Dieses geschah vierzehn Tage nach Michaelis, Anno 1760, als er ins einundzwanzigste Jahr getreten war.

Wenn er nun weiter nichts zu tun gehabt hätte, als auf dem Handwerk zu arbeiten, so würde er sich beruhigt und in die Zeit geschickt haben; allein sein Vater stellte ihn auch ans Dreschen. Er mußte den ganzen Winter durch des Morgens früh um zwei Uhr aus dem Bett und auf die kalte Dreschtenne. Der Flegel war ihm erschrecklich. Er bekam die Hände voller lichter Blasen und seine Glieder zitterten vor Schmerzen und Müdigkeit, allein das half alles nichts, vielleicht hätte sich sein Vater über ihn erbarmt, allein die Mutter wollte haben, daß ein jeder im Hause Brot und Kleider verdienen sollte. Dazu kam noch ein Umstand. Stilling konnte mit dem Schullohn niemals auskommen, denn der ist in dortigen Gegenden außerordentlich klein; fünfundzwanzig Reichstaler des Jahrs ist das höchste, was einer bekommen kann; Speise und Trank geben einem die Bauern um die Reihe. Daher können die Schulmeister alle ein Handwerk, welches sie in den übrigen Stunden treiben, um sich desto besser durchzu-

helfen. Das war aber nun Stillings Sache nicht, er wußte in der übrigen Zeit weit 'was Angenehmeres zu verrichten; dazu kam noch, daß er zuweilen ein Buch oder sonst etwas kaufte, das in seinen Kram diente, daher geriet er in dürftige Umstände, seine Kleider waren schlecht und abgetragen, so daß er aussahe als einer, der gern will und nicht kann.

Wilhelm war sparsam und seine Frau in einem noch höhern Grad; dazu bekam sie verschiedene Kinder nacheinander, so daß der Vater Mühe genug hatte, sich und die Seinigen zu nähren. Nun glaubte er, sein Sohn wäre groß und stark genug, sich seine Notdurft selbst zu erwerben. Als das nun nicht so recht fort wollte, wie er dachte, wurde der gute Mann traurig und fing an zu zweifeln, ob sein Sohn auch wohl endlich gar ein liederlicher Taugenichts werden könnte. Er fing an ihm seine Liebe zu entziehen, fuhr ihn rauh an und zwang ihn alle Arbeit zu tun, es mochte ihm sauer werden oder nicht. Dieses war nun vollends der letzte Stoß, der Stilling noch gefehlt hatte. Er sah, daß er's auf die Länge nicht aushalten würde; ihm graute vor seines Vaters Haus, deswegen suchte er Gelegenheit, bei andern Schneidermeistern als Geselle zu arbeiten, und dieses ließ sein Vater geschehen.

Doch kamen auch zuweilen noch freudige Blicke dazwischen. Johann Stilling wurde wegen seiner großen Geschicklichkeit in der Geometrie, Markscheidekunst und Mechanik und wegen seiner Treue fürs Vaterland zum Kommerzienpräsidenten gemacht, deswegen übertrug er seinem Bruder die Landmesserei, welche Wilhelm auch aus dem Grunde verstand. Wenn er nun einige Wochen ins Märkische ging, um Büsche, Berge und Güter zu messen und zu teilen, so nahm er seinen Sohn mit, und dieses war so recht nach Stillings Sinn. Er lebte dann in seinem Element, und sein Vater hatte Freude daran, daß sein Sohn bessere Einsichten davon hatte als er selber. Dieses gab oftmals zu allerhand Gesprächen und Projekten Anlaß, welche beide in der Einöde zusammen wechselten. In-

dessen war alles fruchtlos und bestand in bloßen leeren Worten. Öfters beobachteten ihn Leute, die in großen Geschäften standen und die wohl jemand gebraucht hätten. Diese bewunderten seine Geschicklichkeit, allein sein schlechter Aufzug mißfiel einem jeden, der ihn sah, und man urteilte insgeheim von ihm, er müßte wohl ein Lump sein. Das merkte er wohl und es brachte ihm unerträgliche Leiden. Er liebte selber ein reinliches ehrbares Kleid über die Maßen, allein sein Vater konnte ihn nicht damit versehen und ließ ihn darben.

Diese Zeiten waren kurz und vorübergehend; sobald er wieder nach Hause kam, so ging das Elend wieder an. Stilling machte sich alsdann bald wieder zu einem fremden Meister, um dem Joch zu entgehen. Doch reichte sein Verdienst lange nicht zu, um sich ordentlich zu kleiden.

Einstmals kam er nach Hause. Er hatte auf einem benachbarten Dorf gearbeitet und wollte etwas holen; er dachte an nichts Widriges und trat deswegen freimütig in die Stube. Sein Vater sprang auf, sobald er ihn sah, griff ihn und wollte ihn zur Erde werfen, Stilling aber ergriff seinen Vater an beiden Armen, hielt ihn, so daß er sich nicht regen konnte, und sah ihm mit einer Miene ins Gesicht, die einen Felsen hätte spalten können. Und wahrlich, wenn er jemals die Macht der Leiden in all ihrer Kraft auf sein Herz hat stürmen sehen, so war es in diesem Zeitpunkte. Wilhelm konnte diesen Blick nicht ertragen, er suchte sich loszureißen; allein er konnte sich nicht regen; die Arme und Hände seines Sohnes waren fest wie Stahl und konvulsivisch geschlossen. „Vater!“ sprach er sanftmütig und durchdringend. „Vater! — Euer Blut fließt in meinen Adern und das Blut — das Blut eines seligen Engels — reizt mich nicht zur Wut! — Ich verehere Euch — ich liebe Euch — aber —“ Hier ließ er seinen Vater los, sprang gegen das Fenster und rief: „Ich möchte schreien, daß die Erdkugel an ihrer Achse bebte und die Sterne zitterten!“ — Nun trat er seinem Vater wieder näher und sprach mit sanfter Stimme: „Vater! was hab’ ich getan, was strafwürdig ist?“ — Wilhelm hielt beide Hände vor das Gesicht, schluchzte und

weinte. Stilling aber ging in einen abgelegenen Winkel des Hauses und heulte laut.

Des Morgens früh packte Stilling seinen Bündel und sagte zu seinem Vater: „Ich will außer Land auf mein Handwerk reisen, laß mich im Frieden ziehen;“ und die Tränen schossen ihm wieder die Wangen herunter. „Nein,“ sagte Wilhelm, „ich laß dich jetzt nicht ziehen,“ und weinte auch. Stilling konnte das nicht ertragen und blieb. Dieses geschah 1761 im Herbst.

Kurz hernach fand sich zu Florenburg ein Schneidermeister, der Stilling auf einige Wochen in Arbeit verlangte. Er ging hin und half dem Mann nähen. Des folgenden Sonntags ging er nach Tiefenbach, um seine Großmutter zu besuchen. Er fand sie am gewohnten Platz hinter dem Ofen sitzen. Sie erkannte ihn bald an der Stimme, denn sie war starblind und konnte ihn also nicht sehen. „Heinrich!“ sagte sie: „Komm, setze dich hier neben mich!“ Stilling tat das. „Ich habe gehört,“ fuhr sie fort, „daß dich dein Vater hart hält, ist wohl deine Mutter schuld daran?“ — „Nein!“ sagte Stilling, „sie ist nicht schuld daran, sondern meine betrübten Umstände.“

„Hör’!“ sagte die ehrwürdige Frau, „es ist dunkel um mich her, aber in meinem Herzen ist's desto lichter; ich weiß, es wird dir gehen, wie einer gebärenden Frau, mit vielen Schmerzen mußt du gebären, was aus dir werden soll. Dein seliger Großvater sah das alles voraus. Ich denke mein Lebtag daran, wir lagen einmal des Abends auf dem Bett und konnten nicht schlafen. Da sprachen wir dann so von unsern Kindern und auch von dir, denn du bist mein Sohn und ich habe dich erzogen. „Ja!“ sagte er; „Margarete! wenn ich doch noch erleben möchte, was aus dem Jungen wird. Ich weiß nicht: Wilhelm — wird noch in die Klemme kommen, so stark, als er jetzt das Christentum treibt, wird er es nicht ausführen, er wird ein frommer, ehrlicher Mann bleiben, aber er wird noch was erfahren. Denn er spart gern und hat Lust zu Geld und Gut. Er wird wieder heiraten und dann werden seine gebrechlichen Füße dem Kopf nicht folgen können. Aber der Junge! der liebt

nicht Geld und Gut, sondern Bücher, und davon läßt sich's im Bauernstand nicht leben. Wie die beiden zusammen stallen werden, weiß ich nicht! — Aber der Junge wird doch am Ende glücklich sein, das kann nicht fehlen. Wenn ich eine Axt mache, so will ich damit hauen; und wozu unser Herr Gott einen Menschen schafft, dazu will er ihn brauchen.“

Stilling war es, als wenn er im dunklen Heiligtum gesessen und ein Orakel gehört hätte, er war, als wenn er entzückt wäre und aus der dunklen Gruft seines Großvaters die gewohnte Stimme sagen hörte: „Sei getrost, Heinrich! der Gott deiner Väter wird mit dir sein!“

Nun redete er noch ein und anderes mit seiner Großmutter. Sie ermahnte ihn, geduldig und großmütig zu sein, er versprach es mit Tränen und nahm Abschied von ihr. Als er vor die Tür kam, übersah er seine alten romantischen Gegenden; die Herbstsonne schien so hell und schön darüber hin; und da es noch früh am Tage war, so beschloß er, alle diese Örter noch einmal zu besuchen und über das alte Schloß nach Florenburg zurückzufahren. Er ging also den Hof hinauf und in den Wald; er fand noch alle die Gegenden, wo er so viele Süßigkeiten genossen hatte, aber der eine Strauch war verwachsen und der andre ausgerottet; das tat ihm leid. Er spazierte langsam den Berg hinauf bis aufs Schloß, auch da waren viele Mauern umgefallen, die in seiner Jugend noch gestanden hatten; alles war verändert; nur der Holunderstrauch auf dem Wall westwärts stand noch.

Er stellte sich auf die höchste Spitze zwischen die Ruinen, er konnte da über alles hinwegsehen. Nun überschaute er den Weg von Tiefenbach nach Zellberg. Ihm traten all die schönen Morgen vor seine Seele, mit ihrem herrlichen Genuß, den er die Strecke herauf empfunden hatte. Nun blickte er nordwärts in die Ferne und sah einen hohen blauen Berg; er erkannte, daß dieser Berg nahe bei Dorlingen war; nun traten ihm alle dortigen Szenen klar vors Gemüt, sein Schicksal auf der Rauchkammer und alles andre, was er da gelitten hatte. Nun

sah er westwärts die Leindorfer Wiesen in der Ferne liegen, er fuhr zusammen, und es schauerte ihm in allen Gliedern. Südwärts sah er die Preysinger Berge mit der Heide, wo Anna ihr Lied sang. Südwestwärts fielen ihm die Kleefelder Gefilde in die Augen, und mit einemmal überdachte er sein kurzes und mühseliges Leben. Er sank auf die Kniee, weinte laut und betete feurig zum Allmächtigen um Gnade und Erbarmen. Nun stand er auf, seine Seele schwamm in Empfindungen und Kraft; er setzte sich neben den Holunderstrauch, nahm seine Schreibtafel aus der Tasche und schrieb:

Hört, ihr lieben Vögelein,
Eures Freundes stille Klagen!
Hört, ihr Bäume groß und klein,
Was euch meine Seufzer sagen!
Welke Blumen, horchet still,
Was ich jetzo singen will!

Mutterengell! wallst du nicht
Hier auf diesen Grasesspitzen?
Weilst du wohl beim Mondenlicht
Glänzend an den Rasenspitzen?
Wo dein Herz sich so ergoß,
Als dein Blut noch in mir floß.

Schaut wohl dein verklärtes Aug',
Diese matten Sonnenstrahlen?
Blickst du aus dem Lasurblau,
Das so viele Stern' bemalen,
Wohl zuweilen auf mich hin,
Wenn ich bang und traurig bin?

Oder schwebst du um mich her,
Wenn ich oft in trüben Stunden,
Da mir war das Herz so schwer,
Einen stillen Kuß empfunden?
Trank ich dann nicht Himmelslust
Aus der sel'gen Mutterbrust?

Auf dem sanften Mondesstrahl
Fährst du ernst und still von hinnen,
Lenkst den Flug zum Sternensaal,
An den hohen Himmelszinnen
Wird dein Wagen weißlichblau
Zu dem schönsten Morgentau.

Vater Stillings Silberhaar
Kräuselt sich im ewgen Winde,
Und sein Auge sternenklar
Sieht sein Dortchen sanft und linde
Wie ein goldnes Wölkchen ziehn
Und der fernen Welt entfliehn.

Hoch und stark geht er daher,
Höret seines Lieblings Leiden,
Wie ihm wird das Leben schwer,
Wie ihn fliehen alle Freuden.
Tief sich beugend blickt er dann
Dort das Priesterschildlein an.

Licht und Recht strahlt weit und breit,
Vater Stilling sieht mit Wonne,
Wie nach schwerer Prüfungszeit
Glänzt die unbewölkte Sonne,
Die versöhnte Königin,
Auf des Lieblings Scheitel hin.

Vergnügt stand nun Stilling auf und steckte seine Schreibtafel in die Tasche. Er sah, daß der Rand der Sonne auf den sieben Bergen zitterte. Es schauerte etwas um ihn her, er fuhr zusammen und eilte fort, ist auch seitdem nicht wieder dahin gekommen.

Er hatte jetzt die wenigen Wochen, welche er zu Florenburg war, eine sehr sonderbare Gemütsbeschaffenheit. Er war traurig, aber mit einer so zärtlichen Süßigkeit vermischt, daß man wünschen sollte, auf solche Weise immer traurig zu sein. Die Quellen von diesem seltsamen Zustand hat er nie entdecken können. Doch glaube ich, die häuslichen Umstände seines Meisters trugen viel dazu bei; es war eine so ruhige Harmonie in diesem Hause; was einer wollte, das wollte auch der andre. Dazu hatte er auch eine große wohlgezogene Tochter, die man mit Recht unter die größten Schönheiten des ganzen Landes zählen mußte. Diese sang unvergleichlich und kannte einen Vorrat von vielen schönen Liedern.

Stilling spürte, daß er mit diesem Mädchen sympathisierte und sie auch mit ihm, doch ohne Neigung, sich zu heiraten. Sie konnten stundenlang zusammensitzen und singen oder sich etwas erzählen, ohne daß etwas Vertrau-

licheres mit unterlief, als bloß zärtliche Freundschaft. Was aber endlich daraus hätte werden können, wenn dieser Umgang lange gedauert hätte, das will ich nicht untersuchen. Indessen genoß doch Stilling für die Zeit manche vergnügte Stunde; und dieses Vergnügen würde vollkommener gewesen sein, wenn er nicht nötig gehabt hätte, wieder zurück nach Leindorf zu gehen.

An einem Sonntag Abend saß Stilling mit Lieschen (so hieß das Mädchen) am Tisch und sangen zusammen. Ob nun das Lied einigen Eindruck auf sie machte, oder ob ihr sonst etwas Trauriges einfiel, weiß ich nicht; sie fing herzlich an zu weinen. Stilling fragte sie, was ihr fehlte? Sie sagte aber nichts, sondern stand auf und ging fort, kam auch diesen Abend nicht wieder. Sie blieb von der Zeit an melancholisch, ohne daß Stilling damals gewahr wurde, warum. Diese Veränderung machte ihm Unruhe, und zu einer andern Zeit, da sie beide wiederum allein waren, setzte er so hart an sie, daß sie endlich folgendergestalt anfang:

„Heinrich, ich kann und darf dir nicht sagen, was mir fehlt, ich will dir aber etwas erzählen: Es war einmal ein Mädchen, das war gut und fromm und hatte keine Lust zu unzüchtigem Leben; aber sie hatte ein zärtliches Herz, auch war sie schön und tugendsam.

„Diese ging an einem Abend auf ihrer Schlafkammer ans Fenster stehen, der Vollmond schien so schön in den Hof, es war Sommer und alles draußen so still. Sie bekam Lust, noch ein wenig herauszugehen. Sie ging still zur Hintertür hinaus in den Hof und aus dem Hof in die Wiese, die daran stieß. Hier setzte sie sich unter eine Hecke in den Schatten und sang mit leiser Stimme: Weicht quälende Gedanken! (Dieses war eben das Lied, welches Lieschen den Sonntag Abend mit Stilling sang, als sie so außerordentlich traurig wurde.) Nachdem sie ein paar Verse gesungen hatte, kam ein wohlbekannter Jüngling zu ihr, der grüßte sie und fragte: Ob sie wohl ein klein wenig mit ihm die Wiesen herunterspazieren wollte? Sie tat's nicht gern, doch als er sie sehr nötigte, so ging sie mit.

Als sie nun eine Strecke zusammen gewandelt waren, so wurde dem Mädchen auf einmal alles fremd. Sie befand sich in einer ganz unbekannten Gegend, der Jüngling aber stand lang und weiß neben ihr, wie ein Toter, der auf der Bahre liegt, und sah sie erschrecklich an. Dem Mädchen wurde todbange und sie betete recht herzlich, daß ihr doch der liebe Gott gnädig sein möchte. Nun drehte sie der Jüngling auf einmal mit dem Arm herum und sprach mit hohler Stimme: „Da sieh, wie es dir ergehen wird!“ Sie sah vor sich hin eine Weibsperson stehen, welche ihr selbst sehr ähnlich oder wohl gar gleich war; sie hatte alte Lumpen anstatt der Kleider um sich hangen und ein kleines Kind auf dem Arm, welches ebenso ärmlich aussah. „Sieh!“ sagte der Geist ferner, „das ist schon das dritte uneheliche Kind, das du haben wirst.“ Das Mädchen erschrak und sank in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich selber kam, da lag sie in ihrem Bett und schwitzte vor Angst, sie glaubte aber, sie hätte geträumt. Siehe, Heinrich! das liegt mir immer so im Sinn, und deswegen bin ich traurig.“ Stilling setzte hart an sie mit Fragen, ob ihr das nicht selber passiert wäre? Allein sie leugnete es beständig und bezeugte, daß es eine Geschichte wäre, die sie hätte erzählen hören.

Die traurige Lebensgeschichte dieser bedauernswürdigen Person hat es endlich ausgewiesen, daß sie diese schreckliche Ahnung selber muß gehabt haben; und nun läßt es sich leicht begreifen, warum sie damals so melancholisch geworden. Ich übergehe ihre Historie aus wichtigen Gründen und sage nur soviel: Sie beging ein Jahr hernach eine kleine ganz wohl zu entschuldigende Torheit; diese war der erste Schritt zu ihrem Fall und dieser die Ursache ihrer folgenden schweren und betrübten Schicksale. Sie war eine edle Seele, begabt mit vortrefflichen Leibes- und Geistesgaben; nur ein Hang zur Zärtlichkeit, mit etwas Leichtsinn verbunden, war die entfernte Ursache ihres Unglücks. Aber ich glaube, ihr Schmelzer wird sitzen und sie wie Gold im Feuer läutern, und wer weiß, ob sie nicht dermaleinst heller glänzen wird, als ihre

Richter, die ihr das Heiraten verboten, und wenn sie dann ein Kind von ihrem verlobten Bräutigam zur Welt brachte, so mußte sie mit dem Merkzeichen einer Erzhure am Pranger stehen. Wehe den Gesetzgebern, welche! — doch ich muß einhalten, ich werde nichts bessern, wohl aber die Sache verschlimmern. Noch ein Weh mit einem Fluch: Weh den Jünglingen! welche ein armes Mädchen bloß als ein Werkzeug der Wollust ansehen, und verflucht sei der vor Gott und Menschen, der ein gutes frommes Kind zu Fall bringt und sie hernach im Elend verderben läßt!

Herr Pastor Stollbein hatte indessen Stilling zu Florenburg entdeckt, und er ließ ihn rufen, als er die letzte Woche daselbst bei seinem Meister war. Er ging hin. Stollbein saß in einem Sessel und schrieb. Stilling stellte sich hin, mit dem Hut unter dem Arm.

„Wie geht's Stilling?“ fragte der Prediger.

„Mir geht's schlecht, Herr Pastor! gerade wie der Taube Noah, die nicht fand, wo ihr Fuß ruhen konnte.“

„So geht in den Kasten!“

„Ich kann die Tür nicht finden.“

Stollbein lachte herzlich und sagte: „Das kann wohl sein. Euer Vater und Ihr nahmt's mir gewiß übel, als ich Eurem Ohm Simon sagte: Ihr solltet nähen, denn kurz darauf ginget Ihr ins Preußische und wolltet dem Pastor Stollbein zum Trotz Schul halten. Ich hab's wohl gehört, wie's gegangen hat. Nun da Ihr lang herumgeflattert habt und die Tür nicht finden könnt, so ist's wieder an mir, daß ich Euch eine zeige.“

„O, Herr Pastor!“ sagte Stilling: „Wenn Sie mir zur Ruhe helfen können, so will ich Sie lieben als einen Engel, den Gott zu meiner Hilfe gesandt hat.“

„Ja, Stilling! Jetzt ist Gelegenheit vorhanden, zu welcher ich Euch von Jugend auf bestimmt hatte, warum ich darauf trieb, daß Ihr Latein lernen solltet, und warum ich so gern sah, daß Ihr am Handwerk bliebet, als es zu Zellberg nicht mit Euch fort wollte. Ich haßte darum, daß Ihr bei Krüger waret, weil Euch der gewiß vor und nach auf seine Seite und von mir ab würde gezogen haben;

ich durfte aber auch nicht sagen, warum ich so mit Euch verfuhr, ich meinte es aber gut. Wärt Ihr am Handwerk geblieben, so hättet Ihr jetzt Kleider auf dem Leib und soviel Geld in der Hand, um Euch helfen zu können. Und was hätte es Euch dann geschadet, es ist ja jetzt noch früh genug für Euch, um glücklich zu werden. Hört! Die hiesige lateinische Schule ist vakant, Ihr sollt hier Rektor werden; Ihr habt Kopf genug, dasjenige bald einzuholen, was Euch etwa noch an Wissenschaften und Sprachen fehlen könnte.“

Stillings Herz erweiterte sich. Er sah sich gleichsam aus einem finstern Kerker in ein Paradies versetzt. Er konnte nicht Worte genug finden, dem Pastor zu danken; wiewohl er doch einen heimlichen Schauer fühlte, wieder eine Schulbedienung anzutreten.

Herr Stollbein fuhr indessen fort: „Nur ein Knoten ist hier aufzulösen. Der hiesige Magistrat muß dazu disponiert werden, ich habe schon insgeheim gearbeitet, die Leute sondiert und sie geneigt für Euch gefunden. Allein Ihr wißt, wie's hier gestellt ist, sobald ich nur anfangen, etwas Nützliches durchzusetzen, so halten sie mir gerade deswegen das Widerspiel, weil ich der Pastor bin; deswegen müssen wir ein wenig simulieren und sehen, wie sich das Ding schicken wird. Bleibt Ihr nur ruhig an Eurem Handwerk, bis ich Euch sage, was Ihr tun sollt.“

Stilling war zu allem willig und ging wieder auf seine Werkstatt.

Vor Weihnachten hatte Wilhelm Stilling sehr viele Kleider zu machen, daher nahm er seinen Sohn zu sich, damit er ihm helfen möchte. Kaum war er einige Tage wieder zu Leindorf gewesen, als ein vornehmer Florenburger, der Gerichtsschöffe Keylhof, zur Stubentür hereintrat. Stilling blühte eine Rose im Herzen auf, ihm ahnte ein glücklicher Wechsel.

Keylhof war Stollbeins größter Feind; nun hatte er eine heimliche Bewegung gemerkt, daß man damit umginge, Stilling zum Rektor zu wählen, und dieses war so recht nach seinem Sinn. Da er nun gewiß glaubte, der

Pastor würde ihnen mit aller Macht zuwider sein, so hatte er schon seine Maßregeln genommen, um die Sache desto mächtiger durchzusetzen. Deswegen stellte er Wilhelm und seinem Sohn die Sache vor und hielt darum an, daß Stilling auf Neujahr zu ihm ins Haus ziehen und mit seinen Kindern eine Privatinformation in der lateinischen Sprache vornehmen möchte. Die andern Florenburger Bürger würden alsdann vor und nach ihre Kinder zu ihm schicken, und die Sache würde sich so zusammenketten, daß man sie auch gegen Stollbeins Willen würde durchsetzen können.

Diese Absicht war höchst ungerecht; denn der Pastor hatte die Aufsicht über die lateinische wie über alle anderen Schulen in seinem Kirchspiel und also bei jeder Wahl auch die erste Stimme.

Stilling wußte die geheime Liegenheit der Sache. Er freute sich, daß sich alles so gut schickte. Doch durfte er die Gesinnung des Predigers nicht entdecken, damit Herr Keylhof nicht alsbald seinen Vorsatz ändern möchte. Die Sache wurde also auf die Weise beschlossen.

Wilhelm und sein Sohn glaubten nunmehr gewiß, daß das Ende aller Leiden da sei. Denn die Stelle war ansehnlich und einträglich, so daß er ehrlich leben konnte, wenn er auch heiraten würde. Selbst die Stiefmutter fing an, sich zu freuen; denn sie liebte Stilling wirklich, nur daß sie nicht wußte, was sie mit ihm machen sollte; sie fürchtete immer, er verdiene Kost und Trank nicht, geschweige die Kleider; doch was das letzte betrifft, so war er darin noch nie beschwerlich gewesen, denn er hatte kaum die Notdurft.

Er zog also auf Neujahr 1762 nach Florenburg bei dem Schöffn Keylhof ein und fing seine lateinische Information an. Als er einige Tage dagewesen war, tat ihm Herr Stollbein insgeheim zu wissen, er möchte einmal zu ihm kommen, doch so, daß es niemand gewahr würde. Dieses geschah auch an einem Abend in der Dämmerung. Der Pastor freute sich von Herzen, daß die Sachen eine solche Wendung nahmen. „Gebt acht!“ sagte er zu Stilling,

„wenn sie sich wegen Eurer einmal eins sind und alles reguliert haben, so müssen sie doch zu mir kommen und meine Einwilligung holen. Weil sie nun immer gewohnt sind, dumme Streiche zu machen, so sind sie auch gewohnt, daß ich ihnen allezeit konträr bin. Wie werden sie auf spitze Stichelreden studieren? — und wenn sie dann hören werden, daß ich mit ihnen einer Meinung bin, so wird sie's wirklich reuen, daß sie Euch gewählt haben, allein dann ist's zu spät. Haltet Euch ganz ruhig und seid nur brav und fleißig, so wird's gut gehen.“

Indessen fingen die Florenburger an, des Abends nach dem Essen zum Schöffn Keylhof zu kommen und sich zu beratschlagen, wie man die Sache am besten angreifen möchte, um auf alle Fälle gegen den Pastor gerüstet zu sein. Stilling hörte das alles, und öfters mußte er hinausgehen, um durch Lachen der Brust Luft zu machen.

Unter denen, die zu Keylhof kamen, war ein gar sonderlicher Mann, ein Franzose von Geburt, der hieß Gayet. So wie nun niemand wußte, wo er eigentlich her war, desgleichen ob er lutherisch oder reformiert war, und warum er des Sommers ebensowohl wollene Oberstrümpfe mit Knöpfen an den Seiten trug als des Winters; wie auch, woher er das viele Geld bekam, das er immer hatte, so wußte auch niemals jemand, mit welcher Partei er's halte. Stilling hatte diesen wunderlichen Heiligen schon kennen gelernt, als er in die lateinische Schule ging. Gayet konnte niemand leiden, der ein Werktagsmensch war; Leute, mit denen er umgehen sollte, mußten Feuer und Trieb und Wahrheit und Erkenntnis in sich haben; wenn er so jemand fand, dann war er offen und vertraulich. Da er nun zu Florenburg niemand von der Art wußte, so machte er sich ein Pläsir daraus, sie alle zusammen, den Pastor mitgerechnet, zum Narren zu haben. Stilling aber hatte ihm von jeher gefallen, und nun, da er erwachsen und Informator bei Keylhof war, so kam er oft hin, um ihn zu besuchen. Dieser Gayet saß auch wohl des Abends da und hielt Rat mit den andern; dieses aber war nie sein Ernst, sondern nur, seine Freude an ihnen zu haben. Einstmals,

als ihrer sechs bis acht recht ernstlich an der Schulsache überlegten, fing er an: „Hört, ihr Nachbarn, ich will euch 'was erzählen! Als ich noch mit dem Kasten auf dem Rücken längs die Türen ging und Hüte feil trug, so komm ich auch von ungefähr einmal ins Königreich Sibirien und zwar in die Hauptstadt Emugi; nun war der König eben gestorben und die Reichsstände wollten einen andern wählen. Nun war aber ein Umstand dabei, worauf alles ankam; das Reich Kreuz-Spinn-Land grenzt an Sibirien und beide Staaten haben sich seit der Sintflut her immer in den Haaren gelegen, bloß aus der Ursache: Die Siberier haben lange, in die Höhe stehende Ohren, wie ein Esel, und die Kreuz-Spinn-Länder haben Ohrklappen, die bis auf die Schulter hängen. Nun war von jeher Streit unter beiden Völkern; jedes wollte behaupten, Adam hätte Ohren gehabt wie sie. Deswegen mußte in beiden Ländern immer ein rechthgläubiger König gewählt werden; das beste Zeichen davon war, wenn jemand gegen die andre Nation einen unversöhnlichen Haß hatte. Als ich nun da war, so hatten die Siberier einen vortrefflichen Mann im Vorschlag, den sie nicht so sehr wegen seiner Rechthgläubigkeit, als vielmehr wegen seiner vortrefflichen Gaben zum König machen wollten. Nur er hatte hoch in die Höhe stehende Ohren und auch herabhängende Ohrklappen, er trug also in dem Fall auf beiden Schultern; das wollte zwar vielen nicht gefallen, doch man wählte ihn. Nun beschloß der Reichsrat, daß der König mit der wohlgeordneten, hochohrigen Armee gegen den langohrigen König zu Felde ziehen sollte; das geschah. Allein, was das einen Alarm gab! — Beide Könige kamen ganz friedlich zusammen, gaben sich die Hände und hießen sich Brüder. Alsofort setzte man den König mit den Zwitterohren wieder ab und schnitt ihm die Ohren ganz weg, nun konnte er laufen.“

Der Bürgermeister Scultetus nahm seine lange Pfeife aus dem Mund und sagte: „Der Herr Gayet ist doch weit in der Welt umhergewesen.“ „Ja wohl!“ sagte ein andrer, „aber ich glaube, er gibt uns einen Stich; er will damit

sagen, wir wären alle zusammen Esel.“ Schöffe Keylhof aber lachte, blinkte Herrn Gayet heimlich an und sagte ihm ins Ohr: „Die Narren verstehen nicht, daß Sie den Pastor und sein Konsistorium damit meinen.“ Stilling aber, der ein guter Geographe war und überhaupt die ganze Fabel wohl verstand, lachte recht herzlich und schwieg. Gayet sagte Keylhof wieder ins Ohr: „Sie haben's so halb und halb erraten.“

Nachdem man nun glaubte sich in gehörige Sicherheit gesetzt zu haben, so schickte man um Fastnacht eine Deputation an den Pastor ab; Schöffe Keylhof ging selbst mit, denn er mußte das Wort führen. Stilling wurde Zeit und Weile lang, bis sie wiederkamen, um zu hören, wie die Sache abgelaufen wäre. Er hörte es auch von Wort zu Wort. Keylhof hatte den Vortrag getan.

„Herr Pastor! Wir haben uns einen lateinischen Schulmeister ausgesucht, wir kommen her, um es Ihnen anzukündigen.“

„Ihr habt mich aber nicht eher gefragt, ob ich den auch haben will, den ihr ausgesucht habt.“

„Davon ist die Frage nicht, die Kinder sind unser, die Schule ist unser und auch der Schulmeister.“

„Aber welcher unter euch versteht wohl soviel Latein, um einen solchen Schulmeister zu prüfen, ob er auch zu dem Amte taugt?“

„Dazu haben wir unsre Leute.“

Der Fürst aber sagte: „Ich soll der Mann sein, der den hiesigen Rektor examiniert und bestätigt, versteht ihr mich?“

„Deswegen kommen wir ja auch her.“

„Nun dann! ohne Weitläufigkeit — Ich habe auch einen ausgesucht, der gut ist — und das ist — der bekannte Schulmeister Stilling!“

Keylhof und seine Leute sahen sich an. Stollbein aber stund und lächelte mit Triumph, und so schwieg man eine Weile und sagte gar nichts.

Keylhof erholte sich endlich und sagte: „Nun denn, so sind wir ja einer Meinung!“

„Ja, Schöffe Starrkopf! wir wären denn doch endlich einmal einer Meinung! Bringt euren Schulmeister her! ich will ihn bestätigen und einsetzen.“

„So weit sind wir noch nicht, Herr Pastor! Wir wollen ein eignes Schulhaus für ihn haben und die lateinische Schule von der deutschen separieren.“

(Denn beide Schulen waren vereinigt, jeder Schulmeister bekam das halbe Gehalt und der lateinische half dem deutschen in den übrigen Stunden.)

„Gott verzeihe mir meine Sünde! Da säet doch der Teufel wieder sein Unkraut. Wovon soll euer Rektor denn leben?“

„Das ist wiederum unsere Sache und nicht die Ihrige.“

„Hört, Schöffe Keylhof! Ihr seid ein recht dummer Kerl! ein Vieh, so groß als eins auf Gottes Erdboden geht, schert Euch nach Haus!“

„Was? Ihr — Ihr — scheltet mich?“

„Geht, großer Narr! Ihr sollt nun Euren Stilling nicht haben, so wahr ich Pastor bin!“ und damit ging er in sein Kabinett und schloß die Tür hinter sich zu.

Noch ehe der Schöffe nach Hause kam, erhielt Stilling Ordre, nach dem Pfarrhaus zu kommen; er ging und dachte nicht anders, als er würde nun zum Rektor eingesetzt werden. Allein wie erschrak er nicht, als ihn Stollbein folgendermaßen anredete:

„Stilling! Eure Sache ist nichts. Wenn Ihr nicht ins größte Elend, in Hunger und Kummer geraten wollt, so meliert Euch nicht weiter mit den Florenburgern.“

Und hierauf erzählte ihm der Pastor alles, was vorgefallen war. Stilling nahm mit größter Wehmut Abschied vom Pastor. „Seid zufrieden!“ sagte Herr Stollbein: „Gott wird Euch noch segnen und glücklich machen, bleibt nur an Eurem Handwerk, bis ich Euch sonst anständig versorgen kann.“

Die Florenburger wurden indessen böse auf Stilling, weil er, wie sie glaubten, heimlich mit dem Pastor gepflegt hatte. Sie verließen ihn also auch und wählten einen

ändern. Herr Stollbein ließ ihnen für diesmal ihren Willen; sie machten einen neuen Rektor, gaben ihm ein besonderes Haus, und da sie der alten deutschen Schule das Gehalt nicht entziehen konnten und durften, zu einem neuen aber keinen Rat wußten, so beschlossen sie, ihm sechzig Kinder zum Lateinlernen zu verschaffen und von jedem Kind jährlich vier Reichstaler zu bezahlen. Allein der rechtschaffene Mann hatte das erste Vierteljahr sechzig, hernach vierzig, zu Ende des Jahres zwanzig und endlich kaum fünf, so daß er bei aller Mühe und Arbeit endlich im Hunger, Kummer und Elend starb und seine Frau und Kinder betteln mußten.

Nach diesem Vorfall gab sich Herr Stollbein in Ruhe, er fing an, stille zu werden und sich um nichts mehr zu kümmern; er versah nur seine Amtsgeschäfte, und zwar mit aller Treue. Der Hauptfehler, welcher ihn so oft zu törichten Handlungen verleitet hatte, war ein Familienstolz. Seine Frau hatte vornehme Verwandte, und die sah er gern hoch ans Brett kommen. Auch er selber strebte gern nach Gewalt und Ehre. Dieses ausgenommen, war er ein gelehrter und sehr gutherziger Mann, ein Armer kam nie fehl bei ihm, er gab, solange er hatte, und half dem Elenden, soviel er konnte. Nur dann war er ausgelassen und unerbittlich, wenn er sah, daß jemand von geringem Stand Miene machte, neben ihm emporzusteigen. Aus dieser Ursache war er auch Johann Stilling immer feind. Dieser war, wie oben gesagt worden, Kommerzien-Präsident des Salenschen Landes; und da Stollbein ein großer Liebhaber von Bergwerken war, so ließ er Herrn Stilling immer merken, daß er ihn gar nicht für das erkannte, was er war; und wenn jener nicht bescheiden genug gewesen wäre, dem alten Mann nachzugeben, so hätte es oft harte Stöße abgesetzt.

Doch zeigt Stollbeins Beispiel, daß Güte des Herzens und Redlichkeit niemalsen ungebessert sterben lasse.

Einmal war eine allgemeine Gewerkenrechnung abzulegen, so daß also die vornehmsten Kommerzianten des Landes bei ihrem Präsidenten Stilling zusammenkommen

mußten. Herr Pastor Stollbein kam auch, desgleichen Schöffe Keylhof mit noch einigen andern Florenburgern. Herr Stilling ging auf den Pastor zu, nahm ihn an der Hand und führte ihn neben sich an die rechte Seite und ließ ihn da sitzen. Der Prediger war die ganze Zeit überaus freundlich. Nach dem Mittagessen fing er an:

„Meine Herren und Freunde! Ich bin alt und fühle, daß meine Kräfte mit Gewalt abnehmen, es ist das letzte Mal, daß ich bei Ihnen bin, ich werde nicht wieder herkommen. Ist nun jemand unter Ihnen, der mir noch nicht vergeben hat, wo ich ihn beleidigt habe, den bitte ich jetzt von Herzen um Versöhnung.“ Alle Anwesende sahen sich an und schwiegen. Herr Stilling konnte das unmöglich ausstehen. „Herr Pastor!“ sagte er, „das bricht mir mein Herz! — Wir sind Menschen und fehlen alle, ich habe Ihnen unendlich viel zu danken, Sie haben mir die Grundwahrheiten unsrer Religion beigebracht, und vielleicht habe ich Ihnen oft Anlaß zu Ärgernis gegeben, ich bin also der erste, der Sie von Grund seiner Seele um Verzeihung bittet, wo er Sie beleidigt hat.“ Der Pastor wurde so gerührt, daß ihm die Tränen die Wangen herunterliefen; er stund auf, umarmte Stilling und sagte: „Ich habe Sie oft beleidigt. Ich bedaure es und wir sind Brüder.“ — „Nein,“ sagte Stilling, „Sie sind mein Vater! Geben Sie mir Ihren Segen!“ Stollbein hielt ihn noch fest in den Armen und sagte: „Sie sind gesegnet, Sie und Ihre ganze Familie, und das um des Mannes willen, der so oft mein Stolz und meine Freude war.“

Dieser Auftritt war so unerwartet und so rührend, daß die meisten Anwesenden Tränen in Menge vergossen, Stilling und Stollbein aber am meisten.

Nun stund der Prediger auf, ging herab zu Schöffe Keylhof und den übrigen Florenburgern, lächelte und sagte: „Sollen wir denn auch an diesem Rechnungstag unsre Rechnung zusammen abmachen?“ Keylhof antwortete: „Wir sind Ihnen nicht böse!“ — „Ja!“ versetzte Herr Stollbein, „davon ist hier die Rede nicht. Ich bitte Euch alle feierlich um Vergebung, wo ich Euch beleidigt habe!“

— „Wir vergeben Ihnen gerne,“ erwiderte Keylhof, „aber das müßten Sie auf der Kanzel tun.“

Stollbein fühlte sein ganzes Feuer wieder, doch schwieg er still und setzte sich neben Stilling hin. Dieser aber wurde so voller Eifer, daß er im Gesicht glühte. „Herr Schöffel“ fing er an, „Sie sind nicht wert, daß Ihnen Gott Ihre Sünden vergibt, solange Sie so denken. Der Herr Pastor ist frei und hat seine volle Pflicht erfüllt. Christus gebeut Liebe und Versöhnlichkeit. Er wird Euch Euren Starrsinn auf den Kopf vergelten.“

Herr Stollbein schloß diese rührende Szene mit den Worten: „Auch das soll geschehen, ich will meine ganze Gemeinde öffentlich auf der Kanzel um Vergebung bitten und Ihnen weissagen, daß einer nach mir kommen wird, der Ihnen eintränken wird, was sie an mir verschuldet haben.“ Beides ist auch in seiner ganzen Fülle geschehen.

Kurz nach diesem Vorfall starb Herr Stollbein im Frieden und wurde zu Florenburg in die Kirche bei seiner Gattin begraben. In seinem Leben wurde er gehaßt und nach seinem Tode beweint, geehrt und geliebt. Wenigstens Heinrich Stilling hält ihn lebenslang in ehrwürdigem Andenken.

Stilling war noch bis Ostern bei dem Schöffen Keylhof, allein er merkte, daß ihn ein jeder sauer ansah, er wurde also auch dieses Lebens müde.

Nun überlegte er einstmalen des Morgens auf dem Bett seine Umstände; zu seinem Vater zurückzukehren, war ihm ein erschrecklicher Gedanke; denn die viele Feldarbeit hätte ihn auf die Länge zu Boden gedrückt, dazu gab ihm sein Vater nur Speise und Trank; denn was er allenfalls mehr verdiente, das rechnete ihm derselbe auf den Vorschuß, den er ihm in vorigen Jahren getan hatte, wenn er mit dem Schullohn nicht auskommen konnte; er durfte also noch nicht an Kleider denken, und diese waren doch binnen Jahresfrist ganz unbrauchbar. Bei andern Meistern zu arbeiten, war ihm ebenfalls schwer, und er sah sich auch damit nicht zu retten, denn ein halber Gulden Wochenlohn trug ihm in einem ganzen Jahr nicht soviel ein, als nur

die allernotwendigsten Kleider erforderten. Er wurde halb rasend, fuhr aus dem Bett und rief: „Allmächtiger Gott! was soll ich denn machen?“ — In dem Augenblick war es ihm, als wenn ihm in die Seele gesprochen würde: Gehe aus deinem Vaterland, von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Haus in ein Land, das ich dir zeigen will! Er fühlte sich tief beruhigt und beschloß alsofort, in die Fremde zu gehen.

Dieses geschah Dienstags vor Ostern. Denselben Tag besuchte ihn sein Vater. Der gute Mann hatte wiederum seines Sohnes Schicksal vernommen, und deswegen kam er nach Florenburg. Beide setzten sich zusammen auf ein einsames Zimmer und nun fing Wilhelm an:

„Heinrich! ich komme zu dir, mit dir Rat zu pflegen; ich sehe nunmehr klar ein, daß du unschuldig gewesen bist. Gott hat dich gewiß zum Schulhalten nicht bestimmt, das Handwerk verstehst du; aber du bist in solchen Umständen, wo es dir die Notdurft nicht verschaffen kann; und bei mir zu sein ist auch für dich nicht, du scheust mein Haus und das ist auch kein Wunder; ich bin nicht imstande, dir das Nötige zu verschaffen, wenn du nicht die Arbeit verrichten kannst, die ich zu tun habe, es wird mir selber sauer, Frau und Kinder zu ernähren. Was meinst du, hast du wohl nachgedacht, was du tun willst?“

„Vater! darüber habe ich lange Jahre nachgedacht; aber erst diesen Morgen ist mir klar geworden, was ich tun soll; ich muß in die Fremde ziehen und sehen, was Gott mit mir vorhat.“

„Wir sind also einerlei Meinung, mein Sohn! Wenn wir der Sache vernünftig nachdenken, so finden wir, daß deine Führung von Anfang dahin gezielt hat, dich aus deinem Vaterland zu treiben, und was kannst du hier erwarten? Dein Oheim hat selber Kinder und die wird er erst suchen anzubringen, ehe er dir hilft, indessen gehen deine Jahre um. Aber — du — wenn ich deine ersten Jahre — und die Freude bedenke, die ich an dir haben wollte — und du bist nun fort — so ist's um Stillings Freude geschehen! Das Ebenbild des ehrlichen Alten.“

— Hier konnte er nicht mehr reden, er hielt beide Hände vor die Augen, krümmte sich ineinander und weinte laut.

Diese Szene war Stilling unausstehlich, er wurde ohnmächtig. Als er wieder zu sich selber kam, stand sein Vater auf, drückte ihm die Hand und sagte: „Heinrich! nimm von niemand Abschied, geh, wann dir der himmlische Vater winkt! Die heiligen Engel werden dich begleiten, wo du hingehst, schreibe mir oft, wie es dir geht!“ Nun eilte er zur Türe hinaus.

Stilling ermannte sich, faßte Mut und empfahl sich Gott; er fühlte, daß er von allen Freunden ganz los war. Nichts hing ihm weiter an, sondern er erwartete mit Verlangen den zweiten Ostertag, welchen er zu seiner Abreise bestimmt hatte; er sagte niemand in der Welt etwas von seinem Vorhaben, besuchte auch niemand, sondern blieb zu Hause.

Doch konnte er nicht unterlassen, noch einmal zuguterletzt auf den Kirchhof zu gehen. Er tat's nicht gern am Tage, deswegen ging er des Abends vor Ostern beim Licht des vollen Monds hin und besuchte Vater Stillings und Dortchens Grab, setzte sich auf jedes eine kleine Weile und weinte stille Tränen. Seine Empfindungen waren unaussprechlich. Er fühlte so etwas in sich, das sprach: Wenn diese beide noch lebten, so ging' es dir weit anders in der Welt. Er nahm endlich ordentlich Abschied von beiden Gräbern und von den ehrwürdigen Gebeinen, die darinnen verwesten, und ging fort.

Den folgenden Ostermontag morgen, Anno 1762, welches der zwölfte April war, rechnete er mit dem Schöffen Keylhof ab. Er bekam noch etwas über vier Reichstaler. Dieses Geld nahm er zu sich, ging auf die Kammer, tat seine drei zerlappte Hemden, das vierte hatte er an, ein Paar alte Strümpfe, eine Schlafkappe, seine Schere und Fingerhut in einen Reisesack, zog darauf seine Kleider an, die aus ein Paar mittelmäßig guten Schuhen, schwarzen wollenen Strümpfen, ledernen Hosen, schwarz Tuchener Weste, einem ziemlich guten braunen Rock von schlechtem Tuch und einem großen Hut nach der damaligen Mode be-

stunden. Nun kämmte er sein fadenrechtes, braunes Haar, nahm seinen langen dornenen Stock in die Hand und wanderte auf Salen zu, wo er sich einen Reisepaß besorgte und zu einem Tor herausging, das gegen Nordwesten stehet. Er geriet auf eine Landstraße; ohne zu wissen, wohin sie führte, folgte er derselben und sie brachte ihn am Abend in einen Flecken, welcher an der Grenze des Salenschen Landes liegt.

Hier kehrte er in einem Wirtshause ein und schrieb einen Brief an seinen Vater nach Leindorf, in welchem er zärtlich Abschied von ihm nahm und ihm versprach, sobald er sich irgendwo niederlassen würde, alles umständlich zu schreiben. Unter den Bürgergästen, welche des Abends in diesem Hause tranken, waren verschiedene Fuhrleute, eine Art Menschen, bei denen man sich am allerbesten nach den Wegen erkundigen kann. Stilling fragte sie, „wohin diese Landstraße führe?“ Sie sagten: „Nach Schöntenal.“ Nun hatte er in seinem Leben viel von dieser weitberühmten Handelsstadt gehört; er beschloß also, dahin zu reisen, ließ sich deswegen die Orte an dieser Landstraße und ihre Entfernung voneinander sagen, dieses alles zeichnete er in seine Schreibtafel auf und legte sich ruhig schlafen.

Des andern Morgens, nachdem er Kaffee getrunken und ein Frühstück genommen hatte, empfahl er sich Gott und setzte seinen Stab weiter; es war aber so neblig, daß er kaum einige Schritte vor sich hinsehen konnte; da er nun auf eine große Heide kam, wo viele Wege nebeneinander hergingen, so folgte er immer demjenigen, welcher ihm am gebahntesten schien. Als sich nun zwischen zehn und eilf Uhr der Nebel verteilte und die Sonne durchbrach, so fand er, daß sein Weg gegen Morgen ging. Er erschrak herzlich, wanderte noch ein wenig fort, bis auf eine Anhöhe, da sah er nun den Flecken wieder nahe vor sich, in welchem er über Nacht geschlafen hatte. Er kehrte wieder um, und da nun der Himmel heiter war, so fand er die große Heerstraße, die ihn binnen einer Stunde auf eine große Höhe führte.

Hier setzte er sich auf einen grünen Rasen und schaute gegen Südosten. Da sah er nun in der Ferne das alte Geißenberger Schloß, den Giller, den höchsten Hügel und andre gewohnte Gegenden mehr. Ein tiefer Seufzer stieg ihm in der Brust auf, Tränen flossen ihm die Wangen herunter, er zog seine Tafel heraus und schrieb:

Noch einmal blickt mein mattes Auge

Nach diesen frohen Bergen hin.

O! wenn ich die Gefilde schaue,

Die jene Himmelskönigin

Mir oft mit kühlen Schatten malte

Und lauter Wonne um mich strahlte,

So fühl' ich, wie in süßen Träumen,

Die reinsten Lüfte um mich wehn,

Als wenn ich unter Edens Bäumen

Säh' Vater Adam bei mir stehn,

Als wenn ich Lebenswasser tränke,

Am Bach in süße Ohnmacht sänke.

Dann weckt mich ein Gedanke wieder,

So wie der stärkste Donnerknall

Sich wälzt vom hohen Giller nieder,

Und Blitze zücken überall,

Die Hündin starrt und fährt zusammen,

Sie blinzelt in den lichten Flammen.

Dann sinkt mein Geist zur schwarzen Höhle,

Schaut über sich und um sich her,

Dann kommt kein Licht in meine Seele,

Dann schimmert mir kein Sternlein mehr,

Dann ruf' ich, daß die Felsen hallen,

Und tausend Echo widerschallen.

Doch endlich glänzt ein schwacher Schimmer,

Der Menschenvater winket mir,

Und seh ich euch, ihr Berge, nimmer,

So blüht im Segen für und für!

Bis euch der letzte Blick zertrümmert,

Und ihr wie Gold im Ofen schimmert.

Und dann will ich auf euren Höhen,

Dann, wann ihr einst verneuert seid,

Umher nach Vater Stilling sehen,

Mich freuen, wo sich Dortchen freut,

Dann will ich dort in euren Hainen

In weißen Kleidern auch erscheinen.

Wohlan! ich wende meine Blicke
Nach unbekannten Bergen hin
Und schaue nicht nach euch zurücke,
Bis daß ich einst vollendet bin.
Erbarmer! leite mich im Segen
Auf diesen unbekannten Wegen!

Nun stund Stilling auf, trocknete seine Tränen ab,
nahm seinen Stab in die Hand, den Reisesack auf den
Rücken und wanderte über die Höhe ins Tal hinunter.

III.

HEINRICH STILLINGS WANDERSCHAFT

Sowie Heinrich Stilling den Berg hinunter ins Tal ging und sein Vaterland aus dem Gesicht verlor, so wurde auch sein Herz leichter; er fühlte nun, wie alle Verbindungen und alle Beziehungen, in welchen er bis dahin so ängstlich geseufzt hatte, aufhörten, und deswegen atmete er freie Luft und war völlig vergnügt.

Das Wetter war unvergleichlich schön; des Mittags trank er in einem Wirtshaus, das einsam am Wege stand, ein Glas Bier, aß ein Butterbrot dazu und wanderte darauf wieder seine Straße, die ihn durch wüste und öde Örter des Abends, nach Sonnenuntergang, in ein elendes Dörfchen brachte, welches, in einer morastigen Gegend, in einem engen Tal, in den Gesträuchen lag; die Häuser waren elende Hütten und standen mehr in der Erde als auf derselben. An diesem Ort war er nicht willens gewesen zu übernachten, sondern zwei Stunden weiter; allein da er sich des Morgens früh irr gegangen hatte, konnte er so weit nicht kommen.

An dem ersten Hause fragte er, ob niemand im Dorfe wohne, der Reisende beherberge? Man wies ihm ein Haus, er ging dahinein und fragte, ob er hier übernachten könnte? Die Frau sagte: „Ja.“ Er ging in die Stube, setzte sich hin und legte seinen Reisesack ab. Der Hausvater kam herein, einige kleine Kinder versammelten sich an dem Tisch, und die Frau brachte ein Tranlicht, welches sie an eine hänfene Schnur mitten in der Stube aufhing; alles sah so erbärmlich und, die Wahrheit zu sagen, so verdächtig aus, daß Stilling angst und bange wurde und er lieber im wilden Wald geschlafen hätte; doch das war ganz unnötig, denn er besaß nichts, das stehlenswert war.

Indessen brachte man ihm ein irdenes Schüsselchen mit Sauerkraut, ein Stück Speck dabei und darauf ein paar gebackene Eier. Er ließ sich gut schmecken und legte sich aufs Stroh, das man ihm in der Stube bereitet hatte. Er schlief vor Mitternacht, meistens aus Angst, nicht viel. Der Wirt und seine Frau schliefen auch in der Stube in einem Alkoven. Gegen zwölf Uhr hörte er die Frau zum Manne sagen: „Arnold, schläfst du?“ — „Nein, Trine,“ antwortete er, „ich schlafe nicht.“ Stilling horchte, holte aber mit Fleiß stark Odem, damit sie glauben sollten, er schliefe fest.

„Was mag das wohl für ein Mensch sein?“ sagte die Frau. Arnold erwiderte: „Das mag Gott wissen! Ich habe den ganzen Abend nachgedacht, er sprach nicht viel; sollte es auch wohl eine rechte Sache mit dem Menschen sein?“

„Denk' doch nicht gleich 'was Arges von den Leuten!“ versetzte Trine, „er sieht so ehrlich aus, wer weiß, was er all für Unglück erlebt hat! Gewiß, er dauert mich; sobald als er zur Tür hereintrat, kam er mir so traurig vor; unser Herrgott wolle ihm doch als beistehen! Ich kann sehen, daß er etwas auf dem Herzen hat.“

„Du hast recht, Trine!“ antwortete Arnold, „Gott verzeih mir meinen Argwohn! Ich dachte just an den Schulmeister aus dem Salenschen Land, der vor ein paar Jahren hier schlief, der war just so gekleidet und wir hörten hernach, daß er ein Goldmünzer gewesen.“

„Arnold!“ sagte Trine, „du kannst auch die Leute gar nicht aus dem Gesicht kennen, der sah so schwarz und so finster aus den Augen und durfte einen nicht ansehen, dieser aber sieht so freundlich und so gut aus, er hat wahrlich ein gut Gewissen.“

„Ja, ja!“ schloß Arnold, „wir wollen ihn unsrem Herrgott befehlen, der soll ihm wohl helfen, wenn er fromm ist.“

Nun schliefen die guten Leute wieder; Stilling wurde aber so vergnügt auf seinem Stroh, er fühlte den Stilling'schen Geist um sich wehen und schlief so sanft, bis an den

Morgen, als wenn er in Eiderdunen gelegen hätte. Sobald er erwachte, war schon sein Wirt und Wirtin am Ankleiden; er sah sie beide lächelnd an und wünschte ihnen einen guten Morgen. Sie fragten ihn, „wie er geschlafen hätte?“ Er antwortete: „Nach Mitternacht recht wohl.“ — „Ihr waret gestern wohl recht müde,“ sagte Trine, „Ihr sahet so traurig aus.“ Stilling erwiderte: „Lieben Freunde! Ich war nicht so sehr müde, allein ich habe viel in meinem Leben ausgestanden und sehe deswegen trauriger aus, als ich bin; dazu muß ich bekennen, ich war bang, ob ich auch bei frommen Leuten wäre.“ „Ja,“ sagte Arnold, „Ihr seid bei Leuten, die Gott fürchten und gern selig werden wollen; wenn Ihr große Schätze bei Euch hättet, sie wären bei uns verwahrt.“ Stilling reichte ihm seine rechte Hand und sagte mit der zärtlichsten Miene: „Gott segne Euch! So sind wir einer Meinung.“ — „Trine!“ fuhr Arnold fort, „mach’ uns einen guten Tee, hol’ etwas vom besten Milchrahm dazu, da wollen wir drei so zusammen trinken, wir möchten nicht wieder zusammenkommen.“ Die Frau war hurtig und froh, sie tat gern, was der Mann sagte. Nun tranken die drei den Tee und waren alle daheim. Stilling floß über von Freundschaft und Empfindung, es tat ihm wehe, von den Leuten wegzugehen, die Augen gingen ihnen allen über, als er Abschied nahm. Auf’s neue gestärkt, wanderte er wieder seinen Weg fort.

Nach fünf Stunden, da es gerade Mittag war, kam er in einen schönen Flecken, der in einer angenehmen Gegend lag; er fragte nach einem guten Wirtshause; man wies ihm eins an der Straße, er ging hinein, trat in die Stube und forderte etwas zu essen. Hier saß ein alter Mann am Ofen; der Schnitt seiner Kleider zeigte etwas Vornehmes, die eigentliche Beschaffenheit derselben aber, daß er weit von seinem ehemaligen Zustand heruntergekommen sein mußte; sonst waren zwei Jünglinge und ein Mädchen dasselbst, deren tiefe Trauerkleider den Verlust eines nahen Anverwandten vermuten ließen. Das Mädchen besorgte die Küche, die sah modest und reinlich aus.

Stilling setzte sich dem alten Mann gegenüber; sein offenes Gesicht und seine Freundlichkeit erweckte den Greis, daß er sich mit ihm in ein Gespräch einließ. Beide wurden bald vertraulich, so daß Stilling seine ganze Geschichte erzählte. Konrad Brauer (so hieß der Alte) verwunderte sich über ihn und weissagte ihm viel Gutes. Nun rüstete sich der ehrliche Mann auch, um seine Schicksale zu erzählen; das tat er einem jeden, der nur Lust hatte ihm zuzuhören; dieses geschah vor, während und nach dem Mittagessen. Die jungen Leute, welche seines Bruders Kinder waren, mochten das alles wohl hundertmal gehört haben; sie merkten nicht sonderlich auf, doch bekräftigten sie zuweilen etwas, das unglaublich war. Stilling hörte indessen fleißiger zu; denn erzählen war doch ohnehin seine Lieblingssache. Konrad Brauer fing folgendermaßen an:

„Ich bin der älteste unter drei Brüdern; der mittlere ist ein reicher Kaufmann an diesem Ort und der jüngste war der Vater dieser Kinder, deren Mutter vor einigen Jahren, mein Bruder aber vor wenigen Wochen gestorben ist. Ich legte mich in meiner Jugend aufs Wollenweberhandwerk; und da wir von unsern Eltern nichts ererbt hatten, so führte ich meine beiden Brüder mit dazu an, doch der jüngste tat eine gute Heirat hier in dieses Haus; er verließ also das Handwerk und wurde ein Wirt. Ich und mein mittlerer Bruder setzten unterdessen die Fabrik fort. Ich war glücklich und kam unter Gottes Segen in eine gute Handlung, so daß ich Wohlstand und Reichtum erlangte; ich ließ es meinen mittleren Bruder reichlich genießen. Ja, Gott weiß, daß ich's getan habe!

„Indessen fing mein Bruder eine sonderbare Freierei an. Hier in der Nähe wohnte eine alte Frauensperson, die wenigstens sechzig Jahre alt und dabei ausdermaßen häßlich war, so daß man sie auch wegen ihrer übermäßigen Unreinlichkeit sozusagen mit keiner Zange hätte anfassen sollen. Diese alte Jungfer war sehr reich, dabei aber so geizig, daß sie kaum satt Brot und Wasser genoß. Die ge-

meine Rede ging: daß sie ihr vieles Geld in einem Sack habe, den sie an einem ganz unbekannten Ort verborgen hätte. Mein Bruder ging dahin und suchte das ausgelöschte Feuer dieser Person wiederum anzuzünden; es gelang ihm auch nach Wunsch, sie wurde verliebt in ihn und er auch in sie, so daß Trauung und Hochzeit bald vor sich gingen. Mit der Entdeckung des Hausgötzens wollte es aber lange nicht recht fort, doch geriet es meinem braven Bruder endlich auch, er fand ihn und brachte ihn mit Freuden in Sicherheit; das kränkte nun die gute Schwägerin, daß sie die Auszehrung bekam und zu großer Freude meines Bruders starb.

„Er hielt ehrlich die Trauerzeit aus, suchte sich aber unter der Hand eine junge, die ungefähr so schwer sein mochte, als er ganz unschuldigerweise geworden war; diese nahm er, und nun fing er an, mit seinem Geld zu wuchern und zwar auf meine Unkosten; denn er handelte mit wollen Tuch, und so stach er mir alle meine Handlungsfreunde ab, indem er immer die Waren wohlfeiler umschlug als ich. Hierüber fing ich an zurückzugehen, und meine Sachen verschlimmerten sich von Tag zu Tag. Dieses sah er wohl, er fing daher an, freundlich gegen mich zu sein und versprach mir Geld vorzuschießen, soviel ich nötig haben würde; ich war so töricht, ihm zu glauben; endlich, als es ihm Zeit dünkte, nahm er mir alles, was ich auf der Welt hatte; meine Frau kränkte sich zu Tod, und ich lebe in Elend, Hunger und Kummer; meinen seligen Bruder hier im Haus hat er auf eben diese Weise aufgefressen.“

„Ja, das ist wahr!“ sagten die drei Kinder und weinten.

Stilling hörte diese Geschichte mit Entsetzen; er sagte: „Das ist wohl einer von den abscheulichsten Menschen unter der Sonne, dem wird es in jener Welt sauer eingetränkt werden.“

„Ja!“ sagte der alte Brauer, „darauf lassen es solche Leute ankommen.“

Nach dem Essen ging Stilling an ein Klavier, das an

der Wand stand, spielte und sang dazu: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ Der Alte faltete die Hände und sang aus vollem Halse mit, so daß ihm die Tränen über die Wangen herabrollten, desgleichen taten auch die drei jungen Leute.

Nun bezahlte Stilling, was er verzehrt hatte, gab einem jeden die Hand und nahm Abschied. Alle waren vertraulich mit ihm und begleiteten ihn vor die Haustür, wo sie ihm noch einmal alle vier die Hand gaben und ihn dem Schutze Gottes empfahlen.

Er wanderte also wiederum die Schöntenaler Landstraße fort und freute sich von Herzen über all die guten Leute, die er bis dahin angetroffen hatte. Diesen Flecken will ich Holzheim nennen, denn ich werde doch mit meiner Geschichte wieder dahin müssen.

Von hier bis Schöntenal hatte er nur noch fünf Stunden zu reisen; da er sich aber zu Holzheim ziemlich lange aufgehalten hatte, so konnte er des Abends nicht wohl dahinkommen; er blieb also eine starke Stunde diesseits in dem Städtchen Rasenheim über Nacht liegen. Die Leute, bei welchen er herbergte, waren nicht für ihn, und deswegen blieb er auch still und verschlossen.

Des andern Morgens begab er sich auf den Weg nach Schöntenal. Als er auf die Höhe kam und die unvergleichliche Stadt mit dem paradiesischen Tal überschaute, so freute er sich, setzte sich hin auf den Rasen und beschaute das alles eine Weile; dabei stieg ihm der Wunsch so tief aus dem Innersten seiner Seele empor: Ach Gott! möchte ich doch da mein Leben beschließen!

Nun überlegte er erst, was er wohl eigentlich beginnen wollte. Der Abscheu vor dem Schneiderhandwerk verleitete ihn, an eine Kondition bei einem Kaufmann zu denken; da er nun zu Schöntenal niemand wußte, an den er sich adressieren könnte, so fiel ihm ein, daß Herr Dahlheim in dem Flecken Dornfeld, der dreiviertel Stunden ostwärts Schöntenal das Tal hinauf liegt, Prediger sei; alsofort nahm er sich vor, dahinzugehen und sich demselben zu entdecken. Er stand auf, ging langsam den Berg hinunter,

um alles wohl besehen zu können, und vollends in die Stadt hinein.

Hier bemerkte er alsofort, was Manufakturen und Handlung einem Ort für Segen und Wohlstand zuwenden können; die prächtigen Paläste der Kaufleute, die zierlichen Häuser der Bürger und Handwerksleute nebst der überaus großen Reinlichkeit, die sich sogar in den Kleidern der Mägde und geringen Leute äußerte, entzückte ihn ganz, hier gefiel es ihm überaus wohl. Er ging durch die ganze Stadt und das Tal hinauf, bis nach Dornfeld. Er fand Herrn Dahlheim zu Haus, erzählte ihm auch kurz und gut seine Umstände, allein der gute Herr Pastor wußte keine Gelegenheit für ihn. Stilling war noch nicht erfahren genug, sonst hätte er leicht denken können, daß man so keinen Menschen von der Straße in Handlungsdienste aufnimmt; denn Herr Dahlheim, ob er gleich aus dem Salenschen Lande zu Haus war, kannte doch weder Stilling noch seine Familie.

Er reiste also wieder zurück nach Schöntenal und war halb willens, sich für einen Schneiderburschen anzugeben; doch, als er im Vorbeigehen längs einer Schneiderwerkstatt gewahr wurde, daß es hier Mode sei, mit übereinander geschlagenen Beinen auf dem Tisch zu sitzen, so schreckte ihn dieses wieder ab, denn er hatte noch nie anders, als vor dem Tisch auf einem Stuhl gesessen. Indem er nun so fürbaß in den Gassen auf und ab ging, sah er ein Pferd mit zwei Körben auf dem Rücken und einen ziemlich wohlgekleideten Mann dabeistehen und die Körbe festbinden. Da nun dieser Mann so ziemlich gut aussah, so fragte ihn Stilling, ob er diesen Abend noch aus der Stadt ginge? Der Mann sagte: „Ja! ich bin der Bote von Schauberg und gehe alsofort dahin ab.“ Stilling erinnerte sich, daß daselbst der junge Herr Stollbein, des Florenburger Predigers Sohn, Pastor sei, desgleichen, daß sich verschiedene Salensche Schneiderburschen daselbst aufhielten; er beschloß also, mit dem Boten dahinzugehen; dieser ließ es auch gerne geschehen. Schauberg liegt drei Stunden südwestwärts von Schöntenal ab.

Unterwegs suchte Stilling mit dem Boten vertraulich zu werden. Wenn es nun der ehrliche Wandsbecker gewesen wäre, so würden die beiden einen hübschen Diskurs gehalten haben; allein das war er nicht. Obgleich der Schauberger unter vielen einer der rechtschaffensten sein mochte, denn er nahm Stillings Reisesack umsonst auf dem Pferd mit, so war er doch kein empfindsamer Bote, sondern nur bloß ein guter ehrlicher Mann, welches schon viel ist. Sobald als sie zu Schauberg ankamen, begab er sich zum Herrn Pastor Stollbein; dieser hatte nun seinen Großvater wohl gekannt, desgleichen seine selige Mutter, auch kannte er seinen Vater, denn sie waren Knaben zusammen gewesen.

Stollbein freute sich herzlich über diesen Landsmann; er riet ihm alsofort, sich ans Handwerk zu geben, damit er zu Brot kommen möchte, indessen wollte er Fleiß anwenden, um ihm zu einer anständigen Kondition zu verhelfen. Er ließ augenblicklich einen Schneiderburschen zu sich kommen, welchen er fragte: ob nicht für diesen Fremden eine Gelegenheit in der Stadt sei? „O ja!“ antwortet jener, „er kommt, als wenn er gerufen wär‘; Meister Nagel ist sehr verlegen um einen Gesellen.“ Stollbein schickte die Magd mit Stilling hin, und er wurde mit Freuden auf- und angenommen.

Als er nun des Abends zu Bette ging, so überdachte er seinen Wechsel und die treue Vorsorge des Vaters im Himmel. Ohne Vorsatz wohin? war er aus seinem Vaterlande gegangen, die Vorsehung hatte ihn drei Tage gütig geleitet, und schon des dritten Tages am Abend war er wieder versorgt. Jetzt leuchtete ihm ein, welch eine große Wahrheit es sei, was ihm sein Vater so oft gesagt hatte: Ein Handwerk ist ein teures Geschenk Gottes und hat einen goldnen Boden. Er wurde ärgerlich über sich selbst, daß er diesem schönen Beruf so feind war; er betete herzlich zu Gott, dankte ihm für seine gnädige Führung und legte sich schlafen.

Des Morgens früh stand er auf und setzte sich an die Werkstatt. Meister Nagel hatte keinen andern Gesellen als

ihn, aber seine Frau, seine beiden Töchter und zwei Knaben halfen alle Kleider machen.

Stillings Behendigkeit und ungemeine Geschicklichkeit im Schneiderhandwerk gewann ihm alsofort die Gunst seines Meisters; seine freundliche Gesprächigkeit und Gutherzigkeit aber die Liebe und Freundschaft der Frauen und der Kinder. Er war kaum drei Tage dagewesen, so war er schon zu Hause; und weil er weder Vorwürfe noch Verfolgungen zu befürchten hatte, so war er für die Zeit sozusagen vollkommen vergnügt.

Den ersten Sonntag nachmittag verwendete er aufs Briefschreiben, indem er seinem Vater, seinem Oheim und sonstigen guten Freunden seine gegenwärtigen Umstände berichtete, um seine Familie zu beruhigen; denn man kann denken, daß sie solange um ihn sorgten, bis sie wußten, daß er am Brot war. Er erhielt auch bald freundschaftliche Antworten auf diese Briefe, worin er zur Demut und Rechtschaffenheit ermahnt und vor aller Gefahr im Umgang mit unsichern Leuten gewarnt wurde.

Indessen wurde er bald in ganz Schauberg bekannt. Des Sonntags vormittags, wenn er in die Kirche ging, so ging er nirgends anders als auf die Orgel; und weil der Organist ein steinalter und ungeschickter Mann war, so getraute sich Stilling, während des Singens und beim Ausgang aus der Kirche besser zu spielen; denn ob er gleich das Klavierspielen nie kunstmäßig, sondern bloß aus eigener Übung und Nachdenken gelernt hatte, so spielte er doch den Choral ganz richtig nach den Noten und vollkommen vierstimmig; er ersuchte deswegen den Organisten, ihn spielen zu lassen; dieser war von Herzen froh und ließ ihn immer spielen. Weil er nun in den Vor- und Zwischenläufen beständig mit Sexten und Terzen um sich warf und gern die sanftesten und rührendsten Register zog, wodurch das Ohr des gemeinen Mannes und derer, die keine Musik verstehen, am meisten gerührt wird, und weil er beim Ausgang aus der Kirche auch immer ein harmonisches Singstück, das aber allzeit entweder traurig oder zärtlich war,

spielte, wobei fast immer die Flötenregister mit dem Tremulanten gebraucht wurden, so war alles aufmerksam auf den sonderbaren Organisten; der meiste Haufen stand vor der Kirche, bis er von der Orgel herunter und zur Kirchentür herauskam; dann steckten die Leute die Köpfe zusammen und fragten sich untereinander, was das für ein Mensch sein möchte? Endlich war's allgemein bekannt, es war des Schneider Nagels sein Geselle.

Wenn jemand zu Meister Nagel kam, besonders Leute von Kondition, Kaufleute, Beamten oder auch wohl Gelehrte, die etwas wegen Kleidersachen zu bestellen hatten, so ließen sie sich mit Stilling, wegen des Orgelspielens, in ein Gespräch ein; da brachte dann ein Wort das andre. Er mischte zu der Zeit viele lateinische Brocken mit in seine Reden, besonders wenn er mit Leuten umging, von denen er vermutete, daß sie Latein verständen; das setzte dann alle in Erstaunen, nicht daß er eben ein Wunder von Gelehrsamkeit gewesen wäre, sondern weil er dasaß und nähte und doch so sprach, welches in einer Person vereinigt, besonders in Schauberg, etwas Unerhörtes war. Alle Menschen, vornehme und geringe, kannten und liebten ihn, und dieses war eigentlich Stillings Element; wo man ihn nicht kannte, war er still, und wo man ihn nicht liebte, traurig. Meister Nagel und alle seine Leute ehrten ihn dergestalt, daß er mehr Herr als Geselle im Hause war.

Die vergnügtesten Stunden hatten sie alle zusammen des Sonntags nachmittags; dann gingen sie oben ins Haus auf eine schöne Kammer, deren Aussicht ganz herrlich war; hier las ihnen Stilling aus einem Buch vor, das die Frau Nagel geerbt hatte; es war ein alter Foliant mit vielen Holzschnitten, das Titelblatt war verloren, es handelte von den Niederländischen Geschichten und Kriegen unter der Statthalterschaft der Herzogin von Parma, des Herzogs von Alba, des großen Kommeters u. s. w., nebst den wunderbaren Schicksalen des Prinzen Moritz von Nassau; hierbei verhielt sich nun Stilling wie ein Professor, der Lehrstunden hält; er erklärte, er erzählte ein und andres dazwischen, und seine Zuhörer waren ganz Ohr. Erzählen ist

immer so seine Sache gewesen, und Übung macht endlich den Meister.

Gegen Abend ging er alsdann mit seinem Meister oder vielmehr mit seinem Freund Nagel um die Stadt spazieren; und weil dieselbe auf einer Höhe, kaum fünf Stunden vom Rhein abliegt, so war dieser Spaziergang wegen der herrlichen Aussicht unvergleichlich. Westwärts sah man eine große Strecke hin diesen prächtigen Strom im Schimmer der Abendsonne majestätisch auf die Niederlande zu eilen; rund umher lagen tausend buschigte Hügel, wo überall entweder blühende Bauernhöfe oder prächtige Kaufmannspaläste zwischen den grünen Bäumen hervorguckten; dann waren Nagels und Stillings Gespräche herzlich und vertraulich, sie ergossen sich ineinander, und Stilling ging ebenso vergnügt schlafen, als er auch ehemals zu Zellberg getan hatte.

Herr Pastor Stollbein hatte seine herzliche Freude daran, daß sein Landsmann Stilling so allgemein beliebt war, und er machte ihm Hoffnung, daß er ihn mit der Zeit würde anständig versorgen können.

So angenehm verflossen dreizehn Wochen, und ich kann sagen, daß Stilling während der Zeit sich weder seines Handwerks schämte, noch sonst großes Verlangen trug, davon abzukommen. Um das Ende dieser Zeit, etwa mitten im Juli, ging er an einem Sonntag Nachmittag durch eine Gasse der Stadt Schauberg; die Sonne schien angenehm und der Himmel war hier und da mit einzelnen Wolken bedeckt; er hatte weder tiefe Betrachtungen, noch sonst etwas Sonderliches in den Gedanken; von ungefähr blickte er in die Höhe und sah eine lichte Wolke über seinem Haupte hinziehen; mit diesem Anblick durchdrang eine unbekannte Kraft seine Seele, ihm wurde so innig wohl, er zitterte am ganzen Leibe und konnte sich kaum enthalten, daß er nicht darniedersank; von dem Augenblick an fühlte er eine unüberwindliche Neigung, ganz für die Ehre Gottes und das Wohl seiner Mitmenschen zu leben und zu sterben; seine Liebe zum Vater der Menschen und zum göttlichen Erlöser, desgleichen zu allen Menschen,

war in dem Augenblick so groß, daß er willig sein Leben aufgeopfert hätte, wenn's nötig gewesen wäre. Dabei fühlte er einen unwiderstehlichen Trieb, über seine Gedanken, Worte und Werke zu wachen, damit sie alle gottgezielt, angenehm und nützlich sein möchten. Auf der Stelle machte er einen festen und unwiderruflichen Bund mit Gott, sich hierfür lediglich seiner Führung zu überlassen und keine eiteln Wünsche mehr zu hegen, sondern wenn es Gott gefallen würde, daß er lebenslang ein Handwerksmann bleiben sollte, willig und mit Freuden damit zufrieden zu sein.

Er kehrte alsofort um, ging nach Haus und sagte niemand von diesem Vorfall etwas, sondern er blieb, wie er vorhin war, nur daß er weniger und behutsamer redete, welches ihn noch beliebter machte.

Diese Geschichte ist eine gewisse Wahrheit. Ich überlasse Schöngeistern, Philosophen und Psychologen, daraus zu machen, was ihnen beliebt; ich weiß wohl, was es ist, das den Menschen umkehrt und so ganz verändert.

Diesen Sonntag, als obiges geschah, über drei Wochen ging Stilling des Nachmittags in die Kirche, nach derselben fiel ihm vor der Kirchtür ein, den Stadtschulmeister einmal zu besuchen; er wunderte sich selbst, daß er das nicht eher getan hatte, er ging also stehenden Fußes zu ihm hin; dieser war ein ansehnlicher braver Mann, er kannte Stilling schon und freute sich denselben bei sich zu sehen; sie tranken Tee zusammen und rauchten eine Pfeife Tabak dazu. Endlich fing der Schulmeister an und fragte, ob er nicht Lust hätte, eine schöne Kondition anzutreten? Flugs war seine Lust dazu wieder so groß, als sie jemals gewesen. „O ja!“ antwortete er, „das wünschte ich wohl von Herzen.“ Der Schulmeister fuhr fort: „Sie kommen just, als wenn Sie gerufen wären; heut hab' ich einen Brief von einem vornehmen Kaufmann erhalten, der eine halbe Stunde jenseits Holzheim wohnt; er ersucht mich in demselben, ihm einen guten Hausinformatör zuzuweisen; ich habe an Sie nicht gedacht, bis Sie eben herein-

kommen; nun fällt mir ein, daß Sie wohl der Mann dazu wären; wenn Sie nun nur die Stelle annehmen wollen, so ist gar kein Zweifel mehr, Sie werden sie erhalten.“ Stilling jauchzte innerlich vor Freuden und glaubte fest, jetzt sei nun endlich einmal die Stunde seiner Erlösung gekommen; er sagte also, daß es von jeher sein Zweck gewesen, mit seinen wenigen Talenten Gott und dem Nächsten zu dienen, und er ergreife diese Gelegenheit mit beiden Händen, weil sie eine Beförderung seines Glücks sein könne. „Daran ist wohl kein Zweifel,“ versetzte der Schulmeister, „es kommt nur auf Ihre Aufführung an, so können Sie mit der Zeit freilich glücklich und befördert werden; nächsten Posttag will ich dem Herrn Hochberg schreiben, so werden Sie bald abgeholt werden.“

Nach einigen Gesprächen ging Stilling wieder nach Haus. Er erzählte alsofort diesen Vorfall Herrn Stollbein, desgleichen auch dem Meister Nagel und seinen Leuten. Der Herr Pastor war froh, Meister Nagel und die Seinigen aber trauerten, sie wendeten alle Beredsamkeit an, um ihn bei sich zu behalten, allein das war vergebens, das Handwerk stank ihn an, Zeit und Weil wurde ihm lang, bis er an seinen bestimmten Ort kam; doch fühlte er jetzt etwas in seinem Innern, das diesem Beruf beständig widersprach; dies unbekannte Etwas überzeugte ihn in seinem Gemüt, daß diese Neigung wiederum aus dem alten verderbten Grund herrühre; dieses neue Gewissen, wenn ich so reden darf, war erst seit dem gemeldeten Sonntag in ihm aufgewacht, da er eine so gewaltige Veränderung bei sich verspürt hatte. Diese Überzeugung kränkte ihn, er fühlte wohl, daß sie wahr war, allein seine Neigung war allzu stark, er konnte ihr nicht widerstehen; dazu fand sich eine Art von Schlange bei ihm ein, welche sich durch die Vernunft zu helfen suchte, indem sie ihm vorstellte: ja sollte Gott das wohl haben wollen, daß du da ewig an der Näh-nadel sitzen bleiben sollst und deine Talente vergräbst? Keineswegs! du mußt bei der ersten Gelegenheit damit wuchern, laß dich das nicht weismachen, es ist bloß eine hypochondrische Grille; alsdann warf das Gewissen wieder

ein: Wie oft hast du aber mit deinen Talenten in der Unterweisung der Jugend wuchern wollen, und wie ist's dir dabei gegangen? — Die Schlange wußte dagegen einzuwenden: Das seien lauter Läuterungen gewesen, die ihn zu einem wichtigern Geschäfte hätten tüchtig machen sollen. Nun glaubte Stilling der Schlange, und das Gewissen schwieg.

Schon den folgenden Sonntag kam ein Bote von Herrn Hochberg, der Stilling abholte. Alle weinten bei seinem Abschied, er aber ging mit Freuden. Als sie nach Holzheim kamen, so gingen sie zu dem alten Brauer, der Stilling bei seiner Durchreise seine Geschichte erzählt hatte; er erzählte dem ehrlichen Alten sein neues Glück, dieser freute sich, wie es schien, nicht so sonderlich darüber, doch sagte er: „Das ist schon für Sie ein hübscher Anfang.“ Stilling aber dachte dabei: der Mann kann seine Ursachen haben, daß er so spricht.

Nun gingen sie noch eine halbe Stunde weiter und kamen an Hochbergs Haus an. Dieses lag in einem kleinen angenehmen Tal an einem schönen Bach, nicht weit von der Landstraße, die Stilling gekommen war. Als sie ins Haus traten, so kam die Frau Hochberg aus der Stube heraus. Sie war prächtig gekleidet und eine Dame von ungemeiner Schönheit; sie grüßte Stilling freundlich und hieß ihn in die Stube gehen; er ging hinein und fand ein herrlich möbliertes und schön tapeziertes Zimmer; zwei wackre junge Knaben kamen herein nebst einem artigen Mädchen; die Knaben waren in rote scharlachene Kleider auf Husarenmanier gekleidet, das Mädchen aber völlig im Ton einer jungen Prinzessin. Die guten Kinder kamen, um dem neuen Lehrmeister ihre Aufwartung zu machen, sie bückten sich nach der Kunst und traten herzu, um ihm die Hand zu küssen. Das war Stilling nun in seinem Leben noch nicht widerfahren, er wußte sich gar nicht darein zu schicken, noch was er sagen sollte; sie ergriffen seine Hand; da er ihnen nun die hohle Hand hinhielt, so mußten sie sich plagen, dieselbe herumzudrehen, um mit dem kleinen Mäulchen oben auf die Hand zu kommen.

Nun merkte Stilling, wie man sich bei der Gelegenheit anstellen müsse. Die Kinder aber hüpfen wieder fort und waren froh, daß sie ihre Sache vollendet hatten.

Herr Hochberg und sein alter Schwiegervater waren in die Kirche gegangen. Die Frau aber war in der Küche, um ein und andres zu veranstalten, also befand sich Stilling allein in der Stube; er merkte sehr wohl, was hier zu tun war, und daß ihm zwei wesentliche Stücke fehlten, um Hochbergs Hauslehrer zu sein. Er verstand die Komplimentierkunst gar nicht; ob er gleich nicht in dummer Grobheit erzogen war, so hatte er sich doch noch in seinem Leben nicht gebückt, alles war bis dahin Gruß und Händedruck gewesen. Die Sprache war sein vaterländischer Dialekt, worin er, aufs höchste genommen, jemand mit dem Wörtchen Sie beehren konnte. Und fürs zweite: seine Kleider waren nicht modisch und dazu nicht einmal gut, sondern schlecht und abgetragen; er hatte zwar bei Meister Nagel acht Gulden verdient; allein, was war das in so großem Mangel? — Er hatte für zwei Gulden neue Schuh, für zwei einen Hut, für zwei ein Hemd angeschafft und zwei Gulden hatte er also noch in der Tasche. Alle diese Anlagen aber waren noch kaum an ihm zu sehen; er fühlte alsofort, daß er sich täglich würde schämen müssen, doch hatte er auch durch Aufmerksamkeit täglich mehr und mehr Lebensart zu lernen und durch seinen treuen Fleiß, Geschicklichkeit und gute Aufführung seine Herrschaft zu gewinnen, so daß man ihm vor und nach aus seiner Not helfen würde.

Herr Hochberg kam nun endlich auch herein, denn es war Mittag; dieser vereinigte nun alles, was nur Würde und kaufmännisches Ansehen genannt werden mag, in einer Person. Er war ein ansehnlicher Mann, lang und etwas korpulent, er hatte ein apfelfrundes, ganz brünettes Gesicht mit großen pechschwarzen Augen und etwas dicken Lippen, und wenn er redete, so sah man allezeit zwei Reihen Zähne wie Alabaster; sein Gehen und Stehen war vollkommen spanisch, doch muß ich auch dabei gestehen, daß nichts Affektiertes dabei war, sondern es war ihm alles so ganz

natürlich. So wie er hereintrat, schaute er Stilling ebenso an, wie große Fürsten gewohnt sind, jemand anzuschauen. Stilling drang dieser Blick durch Mark und Bein, vielleicht ebenso stark, als derjenige tat, den er neun Jahre hernach vor einem der größten Fürsten Deutschlands empfand. Allein seine Weltkenntnis mochte sich auch wohl zu der Zeit gegen die letztere verhalten, wie Hochberg gegen diesen vortrefflichen Fürsten.

Nach diesem Blick nickte Herr Hochberg Stilling an und sprach:

„Serviteur, Monsieur!“

Stilling war kurz resoliert, bückte sich, so gut er konnte, und sagte:

„Ihr Diener, Herr Prinzipal!“

Doch daß ich die Wahrheit gestehe, auf dieses Kompliment hatte er auch eine Stunde her studiert; da er aber nicht voraus wissen konnte, was Hochberg weiter sagen würde, so war es nun auch geschehen und seine Geschicklichkeit hatte ein Ende. Ein paarmal ging Hochberg die Stube auf und ab; nun sah er wieder Stilling an und sagte:

„Sind Sie resoliert, als Präzeptor bei mir zu servieren?“

„Ja.“

„Verstehen Sie auch Sprachen?“

„Die lateinische so ziemlich.“

„Bon, Monsieur! Sie brauchen sie zwar noch nicht, doch ist ihre Connaissance das Wesentliche in der Orthographie.*) Verstehen Sie das Rechnen auch?“

„Ich habe mich in der Geometrie geübt und dazu wird das Rechnen erfordert, auch habe ich mich in der Sonnenuhrkunst und Mathematik etwas umgesehen.“

„Eh bien, das ist artig! das konveniert mir; ich gebe Ihnen nebst freiem Tisch fünfundzwanzig Gulden im Jahr.“

*) D. h. wohl: Doch muß man sie (nämlich die lateinische Sprache) kennen für die Rechtschreibung (der vielen Fremdwörter).

Stilling ließ sich das gefallen, wiewohl es ihm etwas zu wenig dünkte, deswegen sagte er:

„Ich bin zufrieden mit dem, was Sie mir zulegen werden, und ich hoffe: Sie werden mir geben was ich verdiene.“

„Oui! Ihre Conduite wird determiniren,*) wie ich mich da zu verhalten habe.“

Nun ging man an die Tafel. Auch hier sah Stilling, wieviel er noch zu lernen hatte, ehe er einmal nur Speise und Trank nach der Mode in seinen Leib bringen konnte. Bei aller dieser Beschwerlichkeit spürte er eine heimliche Freude bei sich selbst, daß er doch nun endlich einmal aus dem Staube heraus und in den Zirkel vornehmer Leute kam, wonach er solange verlangt hatte. Alles, was er sah, das zum Wohlstand und guten Sitten gehörte, das beobachtete er aufs genaueste, sogar übte er sich in geschickten Verbeugungen, wenn er allein auf seiner Kammer war und ihn niemand sehen konnte. Er sah diese Kondition als eine Schule an, worin er Anstand und Lebensart lernen konnte.

Des andern Tags fing er mit den beiden Knaben und dem Mädchen die Information an; er hatte alle seine Freude an den Kindern, sie waren wohl erzogen und besonders sehr zärtlich gegen ihren Lehrer, und dieses versüßte alle Mühe. Nach einigen Tagen zog Herr Hochberg in die Messe. Dieser Abschied tat Stilling sehr leid; denn er allein war der Mann, der mit ihm sprechen konnte; die andern redeten immer von solchen Sachen, die ihm ganz gleichgültig waren.

So verflossen einige Wochen ganz vergnügt, ohne daß Stilling etwas zu wünschen hatte, außer daß er doch endlich einmal bessere Kleider bekommen möchte. Er schrieb diese Veränderung an seinen Vater und erhielt fröhliche Antwort.

Herr Hochberg kam um Michaelis wieder. Stilling freute sich bei seiner Ankunft, allein diese Freude dauerte

*) Ihre Aufführung wird entscheiden.

nicht lange, alles veränderte sich vor und nach in eine betrübte Lage für ihn. Herr und Frau Hochberg hatten geglaubt, daß ihr Informator noch Kleider zu Schauberg habe. Da sie nun endlich sahen, daß er wirklich alles mitgebracht hatte, so fingen sie an, schlecht von ihm zu denken und ihm nicht zu trauen; man verschloß alles vor ihm, war zurückhaltend, und oft merkte er aus ihren Reden, daß man ihn für einen Vagabunden hielte. Nun war alles in der Welt Stilling eher möglich, als jemand nur eines Hellers Wert zu entwenden, und deswegen war ihm dieser Umstand ganz unerträglich. Es ist auch gar nicht zu begreifen, woher doch die guten Leute auf einen so fatalen Einfall gerieten. Es ist indessen am allerwahrscheinlichsten, daß jemand unter dem Gesinde untreu war, der diesen Verdacht hinter seinem Rücken auf ihn zu schieben suchte; und was noch das Schlimmste war, sie ließen ihn nichts Deutliches merken, daher man ihm auch alle Gelegenheit abgeschnitten, sich zu verteidigen.

Vor und nach machte man ihm sein Amt schwerer. Sobald er des Morgens aufstand, ging er herunter in die Stube; man trank sodann Kaffee, um sieben Uhr war das geschehen, und sofort mußte er mit den Kindern in die Schule, welche aus einem Kämmerchen bestand, das vier Fuß breit und zehn Fuß lang war; da kam er nun nicht heraus, bis man zwischen zwölf und zwei Uhr zum Mittagessen rief, und alsofort nach dem Essen ging er wieder hinein bis um vier Uhr, da man Tee trank; gleich nach dem Tee hieß es wieder: Nun Kinder in die Schule! Und nun kam er vor neun Uhr nicht wieder heraus, dann speiste man zu Nacht und ging darauf schlafen.

Auf diese Weise hatte er keinen Augenblick für sich, als nur bloß den Sonntag, und diesen brachte er auch traurig zu, weil er wegen Kleidermangel nicht mehr vor die Tür, geschweige zur Kirche gehen konnte. Wäre er nur zu Schauberg geblieben, so würde ihn Meister Nagel vor und nach genugsam versorgt haben, denn er hatte schon wirklich von weitem Anstalt dazu gemacht.

Nun war wirklich ein dreiköpfiger Höllenhund auf den armen Stilling losgelassen. Äußerste Bettelarmut, eine immerfort dauernde Einkerkierung oder Gefangenschaft und drittens ein unerträgliches Mißtrauen und daher entstandene äußerste Verachtung seiner Person.

Gegen Martini fing sein ganzes Gefühl an zu erwachen, seine Augen gingen auf und er sah die schwärzeste Melancholie wie eine ganze Hölle auf ihn rücken. Er rief zu Gott, daß es von einem Pol zum andern hätte erschallen mögen, aber da war keine Empfindung noch Trost mehr, er konnte sogar an Gott nicht einmal denken, so daß das Herz teil daran hatte; und diese erschreckliche Qual hatte er nie dem Namen nach gekannt, viel weniger jemals das mindeste davon empfunden; dazu hatte er rund um sich her keine einzige treue Seele, welcher er seinen Zustand entdecken konnte, und einen solchen Freund aufzusuchen, dazu hatte er nicht Kleider genug; sie waren zerrissen und die Zeit mangelte ihm sogar, dieselben auszubessern.

Gleich anfangs glaubte er schon nicht, daß er es in diesem Zustand lange aushalten würde, und doch wurde es von Tag zu Tag schlimmer; seine Herrschaft und alle anderen Menschen kehrten sich gar nicht an ihn, so als wenn er nicht in der Welt gewesen wäre, ob sie schon mit seiner Information wohl zufrieden waren.

Sowie Weihnachten heranrückte, so nahm auch sein erschrecklicher Zustand zu. Den ganzen Tag über war er ganz starr und verschlossen, wenn er aber des Abends um zehn Uhr auf seine Schlafkammer kam, so fingen seine Tränen an, los zu werden; er zitterte und sagte, wie ein Übeltäter, der in dem Augenblick geradebrecht werden soll, und wenn er vollends ins Bett kam, so rang er dergestalt mit seiner Höllenqual, daß das ganze Bett und sogar die Fensterscheiben zitterten, bis er einschlief. Es war noch ein großes Glück für ihn, daß er schlafen konnte, aber wenn er des Morgens erwachte und die Sonne auf sein Bett schien, so erschrak er und war wieder starr und kalt; die schöne Sonne kam ihn nicht anders vor als Gottes Zorn-

auge, das wie eine flammende Welt Blitz und Donner auf ihn herabzustürzen drohte. Den ganzen Tag über schien ihm der Himmel rot zu sein, und er fuhr zusammen vor dem Anblick eines jeden lebendigen Menschen, als ob er ein Gespenst wäre; hingegen in einer finstern Gruft zwischen Leichen und Schreckbildern zu wachen, das wäre ihm eine Freude und Erquickung gewesen.

Zwischen den Feiertagen fand er endlich einmal Zeit, seine Kleider durch und durch auszubessern, seinen Rock kehrte er um und machte alles so gut als er konnte zurecht. Die Armut lehrt erfinden; er bedeckte seine Mängel, so daß er doch wenigstens ein paarmal, ohne sich zu schämen, nach Holzheim in die Kirche gehen durfte; er war aber so blaß und so hager geworden, daß er die Zähne mit den Lippen nicht mehr bedecken konnte, seine Gesichtslinamente waren vor Gram schrecklich verzerrt, die Augenbrauen waren hoch in die Höhe gestiegen und seine Stirn voller Runzeln, die Augen lagen wild, tief und finster im Haupt, die Oberlippe hatte sich mit den Nasenflügeln emporgezogen und die Winkel des Mundes sanken mit den häutigen Wangen herab; ein jeder, der ihn sah, betrachtete ihn starr und blickte blöd von ihm ab.

Des Sonntags nach Neujahr ging er in die Kirche. Unter allen war keiner, der ihn ansprach, als nur allein der Herr Pastor Brück; dieser hatte ihn von der Kanzel beobachtet, und sowie die Kirche aus war, eilte der edle Mann heraus, suchte ihn unter den Leuten, die da vor der Tür standen, auf, griff ihn am Arm und sagte: „Gehen Sie mit mir, Herr Präzeptor! Sie sollen mit mir speisen und diesen Nachmittag bei mir bleiben.“ Es läßt sich nicht aussprechen, welche Wirkung diese leutseligen Worte auf sein Gemüt hatten, er konnte sich kaum enthalten laut zu weinen und zu heulen; die Tränen flossen ihm stromweise die Wangen herunter, er konnte dem Prediger nichts antworten und dieser fragte ihn auch weiter nichts, sprach auch nichts mit ihm, sondern führte ihn nur fort in sein Haus; die Frau Pastorin und die Kinder entsetzten sich vor ihm und bedauerten ihn von Herzen.

Sobald sich nun Herr Brück ausgezogen hatte, setzte man sich zu Tisch. Alsofort fing der Pastor an von seinem Zustand zu reden, und zwar mit solcher Kraft und Nachdruck, daß Stilling nichts tat als laut weinen, und alle, die mit zu Tisch saßen, weinten mit. Dieser vortreffliche Mann las in seiner Seele, was ihm fehlte; er behauptete mit Nachdruck: daß alle seine Leiden, die er von jeher gehabt habe, lauter Läuterungsfeuer gewesen seien, wodurch ihn die ewige Liebe von seinen Unarten fegen und ihn zu etwas Sonderbarem geschickt machen wolle; auch gegenwärtiger schwerer Zustand sei um dieser Ursach willen über ihn gekommen, und es werde nicht lange mehr dauern, so würde ihn der Herr gnädig erlösen; und was dergleichen Tröstungen mehr waren, die die brennende Seele des guten Stilling wie ein kühler Tau erquickten. Allein dieser Trost war von kurzer Dauer, er mußte am Abend doch wieder in seinen Kerker, und nun war der Schmerz auf diese Erquickung wiederum soviel unleidlicher.

Diese erschrecklichen Leiden dauerten von Martini bis den 12. April 1762, und also neunzehn bis zwanzig Wochen. Dieser Tag war also der frohe Zeitpunkt seiner Erlösung. Des Morgens früh stand er noch mit eben den schweren Leiden auf, mit denen er sich schlafen gelegt hatte; er ging wie gewöhnlich herunter an den Tisch, trank Kaffee, und darauf in die Schule; um neun Uhr, als er in seinem Kerker am Tisch saß und ganz in sich selbst gekehrt das Feuer seiner Leiden aushielt, fühlte er plötzlich eine gänzliche Veränderung seines Zustandes, alle seine Schwermut und Schmerzen waren gänzlich weg, er empfand eine solche Wonne und tiefen Frieden in seiner Seele, daß er vor Freude und Seligkeit nicht zu bleiben wußte. Er besann sich und wurde gewahr, daß er willens war, wegzugehen; dazu hatte er sich entschlossen, ohne es zu wissen; in demselben Augenblick stand er auf, ging hinauf auf seine Schlafkammer und dachte nach; wieviel Tränen der Freude und der Dankbarkeit daselbst geflossen sind, können nur diejenigen begreifen, die sich mit ihm in ähnlichen Umständen befunden haben.

Hier packte er nun seine paar Lumpen, die er noch hatte, zusammen, band seinen Hut mit hinein, den Stab aber ließ er zurück. Diesen Bündel warf er durch ein Fenster hinter dem Hause in den Hof, ging darauf wieder herunter und spazierte ganz gleichgültig zur Pforte hinaus, ging hinter das Haus, nahm den Pack und wanderte so geschwind, als er konnte, das Feld hinauf und eine ziemliche Strecke in den Busch hinein; hier zog er seinen abgeschabten Rock an, setzte den Hut auf, tat seinen alten siamoisenen Kittel, den er des Werktags getragen hatte, in den Bündel, schnitt einen Stecken ab, worauf er sich stützte, und wanderte nordwärts durch Berg und Tal fort, ohne einen Weg zu haben. Jetzt war zwar sein Gemüt ganz ruhig, er schmeckte die süße Freiheit in all ihrer Fülle; allein er war doch so betäubt und fast sinnlos, so daß er an seinen Zustand gar nicht dachte und keine Überlegung hatte. Als er eine Stunde durch wüste Örter fortgewandelt war, so geriet er auf eine Landstraße, und hier sah er ungefähr eine Stunde vor sich hin auf der Höhe ein Städtchen liegen, wohin diese Straße führte; er folgte derselben ohne einen Willen zu haben warum, und gegen elf Uhr kam er vor dem Tore an. Er fragte daselbst nach dem Namen der Stadt und er vernahm, daß es Waldstätt war, wovon er zuweilen hatte reden hören. Nun ging er zu einem Tor hinein, gerade durch die Stadt durch, und zum andern wieder heraus. Daselbst traf er nun zwei Straßen, welche ihm beide gleich stark gebahnt schienen, er erwählte eine von beiden und ging oder lief vielmehr dieselbe fort. Nach einer kleinen halben Stunde geriet er in einen Wald, die Straße verlor sich und nun fand er keinen Weg mehr; er setzte sich nieder, denn er hatte sich müde gelaufen. Jetzt kam seine völlige Kraft wieder, er besann sich und hatte keinen einzigen Heller Geld bei sich, denn er hatte noch wenig oder gar keinen Lohn von Hochberg gefordert; doch war er hungrig. Er war in einer Einöde und wußte weit und breit um sich her keinen Menschen, der ihn kannte.

Jetzt fing er an und sagte bei sich selber: „Nun bin ich denn doch endlich auf den höchsten Gipfel der Ver-

lassenheit gestiegen, es ist jetzt nichts mehr übrig als betteln oder sterben; — das ist der erste Mittag in meinem Leben, an welchem ich keinen Tisch für mich weiß! Ja, die Stunde ist gekommen, da das große Wort des Erlösers für mich auf der höchsten Probe steht: Auch ein Haar von eurem Haupt soll nicht umkommen. — Ist das wahr, so muß mir schleunige Hilfe geschehen, denn ich habe bis auf diesen Augenblick auf ihn getraut und seinem Worte geglaubt; — ich gehöre mit zu den Augen, die auf den Herrn warten, daß er ihnen zur rechten Zeit Speise gebe und sie mit Wohlgefallen sättige; bin ich doch so gut sein Geschöpf wie jeder Vogel, der da in den Bäumen singt und jedesmal seine Nahrung findet, wenn's ihm not tut.“ Stilling's Herz war bei diesen Worten so beschaffen als das Herz eines Kindes, wenn es durch strenge Zucht endlich wie Wachs zerfließt, der Vater sich wendet und seine Tränen verbirgt. Gott! was das Augenblicke sind, wenn man sieht, wie dem Vater der Menschen seine Eingeweide brausen und er sich vor Mitleiden nicht länger halten kann! —

Indem er so dachte, ward es ihm plötzlich wohl im Gemüte, und es war, als wenn ihm jemand zuspräche: „Geh' in die Stadt und suche einen Meister!“ Im Augenblick kehrte er um, und indem er in eine seiner Taschen fühlte, so wurde er gewahr, daß er seine Schere und Fingerhut bei sich hatte, ohne daß er es wußte. Er kam also wieder zurück und ging zum Tor hinein. Er fand einen Bürger vor seiner Haustür stehen, diesen grüßte er und fragte, wo der beste Schneidermeister in der Stadt wohne? Dieser Mann rief ein Kind und sagte ihm: „Da führe diesen Menschen zu dem Meister Isak!“ Das Kind lief vor Stilling her und führte ihn in einen abgelegenen Winkel an ein kleines Häuschen und ging darauf wieder zurück; er trat da hinein und kam in die Stube. Hier stand eine blasse, magere, dabei aber artige und reinliche Frau und deckte den Tisch, um mit ihren Kindern zu Mittag zu essen. Stilling grüßte sie und fragte, ob er hier Arbeit haben könnte? Die Frau sah ihn an und betrachtete ihn von Haupt bis zu Fuß.

„Ja!“ sagte sie sittsam und freundlich: „Mein Mann ist verlegen um einen Gesellen; wo seid Ihr her?“ Stilling antwortete: „Aus dem Salenschen Lande!“ Die Frau heiterte sich ganz auf und sagte: „Da ist mein Mann auch her, ich will ihn rufen lassen.“ Er war mit einem Gesellen und Lehrburschen in einem Haus in der Stadt in Arbeit; sie schickte eins von den Kindern und ließ ihn rufen. In ein paar Minuten kam Meister Isak zur Tür herein; seine Frau sagte ihm, was sie wußte, und er fragte ferner, was er gern wissen wollte; der Meister nahm ihn willig an. Nun nötigte ihn die Frau an den Tisch; und so war schon seine Speise bereit gewesen, als er noch im Wald irre ging und nachdachte, ob ihm auch Gott diesen Mittag die nötige Nahrung bescheren würde.

Meister Isak blieb da und speiste mit. Nach dem Essen nahm er ihn mit in die Arbeit, zu einem Schöffem, der sich Schauerhof schrieb; dieser war ein Brotbäcker, dabei ein hagerer langer Mann. Sowie sich Meister Isak und sein neuer Geselle gesetzt hatten und anfangen zu arbeiten, kam auch der Schöffe mit seiner langen Pfeife, setzte sich zu den Schneidern und fing mit Meister Isak an zu reden, wo sie vorhin vermutlich aufgehört hatten.

„Ja!“ sagte der Schöffe, „ich stelle mir den Geist Christi als eine allenthalben gegenwärtige Kraft vor, die überall in den Herzen der Menschen wirkt, um eine jede Seele in seine eigene Natur zu verwandeln; je ferner nun jemand von Gott ist, je fremder ist ihm dieser Geist. Was denkst du davon, Bruder Isak?“

„Ich stelle mir die Sache ungefähr ebenso vor,“ versetzte der Meister, „es ist hauptsächlich um den Willen des Menschen zu tun, der Wille macht ihn fähig —“

Nun konnte sich Stilling nicht mehr halten; er fühlte, daß er bei frommen Leuten war, er fing ganz unvermutet hinter dem Tisch an, laut zu weinen und zu rufen: „O Gott, ich bin zu Haus! Ich bin zu Haus!“ Alle Anwesenden erstarrten und entsetzten sich; sie wußten nicht, was ihm widerfuhr. Meister Isak sah ihn an und fragte: „Wie ist's,

Stilling?“ (er hatte ihm seinen Namen gesagt). Stilling antwortete: „Ich habe lange diese Sprache nicht gehört; und da ich nun sehe, daß Sie Leute sind, die Gott lieben, so weiß ich mich vor Freude nicht zu fassen.“ Meister Isak fuhr fort: „Seid Ihr dann auch ein Freund vom Christentum und von wahrer Gottseligkeit?“

„O ja!“ versetzte Stilling, „von Herzen!“

Der Schöffe lachte vor Freuden und sagte: „Da haben wir also einen Bruder mehr.“ Meister Isak und Schöffe Schauerhof reichten und schüttelten ihm die Hand und waren sehr froh. Des Abends nach dem Essen ging der Geselle und der Lehrjunge nach Haus, der Schöffe aber, Isak und Stilling blieben noch lange beisammen, rauchten Tabak, tranken Bier dazu und redeten auf eine erbauliche Weise vom Christentum. Heinrich Stilling lebte nun wieder vergnügt zu Waldstätt; auf so viele Leiden und Gefangenschaft schmeckte nun der Friede und die Freiheit soviel süßer. Er hatte von all seiner Drangsal seinem Vater nicht ein Wort geschrieben, um ihn nicht zu betrüben; jetzt aber, da er von Hochberg ab und wieder bei dem Handwerk war, so schrieb er ihm vieles, aber nicht alles. Die Antwort, welche er darauf erhielt, war wiederum eine Bekräftigung, daß er zur Unterweisung der Jugend nicht geschaffen wäre.

Als Stilling nun einige Tage bei Meister Isak gewesen war, so fing letzterer einstmals über der Arbeit mit ihm an, von seinen Kleidern zu sprechen; der andre Geselle und der Lehrbursche waren nicht gegenwärtig; er erkundigte sich genau nach allem, was er hatte. Als Isak das alles hörte, stand er sofort auf und holte ihm schönes violettes Tuch zum Rock, einen schönen neuen Hut, schwarzes Tuch zur Weste, Zeug zum Unterwämschen und zu Hosen, ein Paar guter, feiner Strümpfe, desgleichen mußte ihm der Schuhmacher Schuhe anmessen, und seine Frau machte ihm sechs neue Hemden; alles dieses war in vierzehn Tagen fertig. Nun gab ihm sein Meister auch einen von seinen Rohrstäben in die Hand; und damit war Stilling schöner gekleidet, als er in seinem Leben gewesen war; dazu war

auch alles nach der Mode, und nun durfte er sich sehen lassen.

Dieses war nun doch der letzte Feind, der aufgehoben werden mußte. Stilling konnte seinen innigen Dank gegen Gott und seinen Wohltäter nicht genug ausschütten; er weinte vor Freude und war völlig wohl und vergnügt. Aber gesegnet sei deine Asche — du Stillingsfreund! da du liegst und ruhst! Wenn einmal die Stimme über den ganzen flammenden Erdkreis erschallen wird: „Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich bekleidet!“ so wirst du auch dein Haupt emporheben und dein verklärter Leib wird siebenmal heller glänzen als die Sonne am Frühlingsmorgen! —

Stillings Neigung, höher in der Welt zu steigen, war nun für diese Zeit gleichsam aus dem Grunde und mit der Wurzel ausgerottet; und er war fest und unwiderruflich entschlossen, ein Schneider zu bleiben, bis er gewiß überzeugt sein würde, daß es der Wille Gottes sei, etwas anderes anzufangen; mit einem Wort, er erneuerte den Bund mit Gott feierlich, den er verwichenen Sommer, den Sonntag Nachmittag, auf der Gasse zu Schauberg mit Gott geschlossen hatte. Sein Meister war auch so zufrieden mit ihm, daß er ihn nicht anders als seinen Bruder behandelte; die Meisterin aber liebte ihn über die Maßen und so auch die Kinder, so daß er nun wieder recht in seinem Element lebte.

Seine Neigung zu den Wissenschaften blieb zwar noch immer, was sie war, doch ruhte sie unter der Asche, sie war ihm jetzt nicht zur Leidenschaft und er ließ sie ruhen.

Meister Isak hatte eine große Bekanntschaft auf fünf Stunden umher mit frommen und erweckten Leuten. Der Sonntag war zu Besuchen bestimmt, daher ging er mit Stilling des Sonntags morgens früh nach dem Ort hin, den sie sich vorgenommen hatten, und blieben den Tag über bei den Freunden, des Abends gingen sie wieder nach Haus; oder wenn sie weit gehen wollten, so gingen sie des Sonntags nachmittags zusammen fort und kamen des Montags

vormittags wieder. Das war nun Stilling eine Seelenfreude, so viele rechtschaffene Menschen kennen zu lernen; besonders gefiel es ihm, daß alle diese Leute nichts Enthusiastisches hatten, sondern bloß Liebe gegen Gott und Menschen auszuüben, im Leben und Wandel aber ihrem Haupte Christo nachzuahmen suchten. Dieses kam mit Stillings Religionssystem völlig überein, und daher verband er sich auch mit allen diesen Leuten zur Brüderschaft und aufrichtiger Liebe. Und wirklich, diese Verbindung hatte eine vortreffliche Wirkung auf ihn. Isak ermahnte ihn immerfort zum Wachen und Beten und erinnerte ihn allezeit brüderlich, wo er irgendwo in Worten nicht behutsam genug war. Diese Lebensart war ihm auch dermaßen nützlich und bereitete ihn immer mehr und mehr zu dem, was Gott aus ihm machen wollte.

Mitten im Mai, ich glaube daß es um Pfingsten war, beschloß Meister Isak, im Märkischen, etwa sechs Stunden von Waldstätt, einige sehr fromme Freunde zu besuchen; diese wohnten in einem Städtchen, das ich hier Rotenbeck heißen will. Er nahm Stilling mit; es war das schönste Wetter von der Welt, und der Weg dahin ging durch bezaubernde Gegenden, bald quer über eine Wiese, dann durch einen grünen Busch voller Nachtigallen, dann ein Feld hinauf voller Blumen, dann über einen buschigen Hügel, dann auf eine Heide, wo die Aussicht paradiesisch war, dann in einen großen Wald, dann längs einem plätschernden kühlen Bach und immer so wechselsweise fort. Unsre beiden Pilger waren gesund und wohl, ohne Sorge und Bekümmernis, hatten Frieden von innen und außen, liebten sich wie Brüder, sahen und empfanden überall den guten und nahen Vater aller Dinge in der Natur und hatten eine Menge guter Freunde in der Welt und wenig oder gar keine Feinde. Sie gingen oder liefen vielmehr Hand an Hand ihren Weg fort, redeten von allerhand Sachen ganz vertraulich oder sangen eine oder andre erbauliche Strophe, bis daß sie gegen Abend, ohne Müdigkeit und Beschwerde, zu Rotenbeck ankamen. Sie kehrten bei einem sehr lieben und wohlhabenden Freunde ein, dem sie also

am wenigsten beschwerlich fielen. Dieser Freund schrieb sich Glöckner; er war ein kleiner Kaufmann und handelte mit allerhand Waren. Dieser Mann und seine Frau hatten keine Kinder. Beide empfingen die Fremden mit herzlicher Liebe; sie kannten zwar Stilling noch nicht, doch nahmen sie ihn sehr freundlich auf, als sie Isak versicherte, daß er mit ihnen allen einer Meinung und eines Willens sei.

Des Abends über dem Essen erzählte Glöckner eine neue merkwürdige Geschichte von seinem Schwager Freymut, die sich folgendermaßen verhielt. Die Frau Freymut war Glöckners Frau Schwester und im Christentum mit derselben eines Sinnes, daher kamen beide Schwestern nebst andern Freunden des Sonntags nachmittags zusammen, sie wiederholten alsdann die Vormittagspredigt, lasen in der Bibel und sangen geistliche Lieder; dieses konnte nun Freymut ganz und gar nicht vertragen. Er war ein Erzfeind von solchen Sachen; dagegen ging er eben wohl fleißig in die Kirche und zum Nachtmahl, aber das war auch alles; entsetzliches Fluchen, Saufen, Spielen, unzünftige Reden und Schlägereien waren seine angenehmsten Belustigungen, womit er die Zeit zubrachte, die ihm von seinen Geschäften übrig blieb. Wenn er nun des Abends nach Haus kam und fand seine Frau in der Bibel oder sonst einem erbaulichen Buche lesen, so fing er an abscheulich zu fluchen: Du feiner pietistischer T . . . weißt ja wohl, daß ich das Lesen nicht haben will; dann griff er sie in den Haaren, schleppte sie auf der Erde herum und schlug sie, bis das Blut aus Mund und Nase heraussprang; sie aber sagte kein Wort, sondern, wenn er aufhörte, so faßte sie ihn um die Kniee und bat ihn mit tausend Tränen: er möchte sich doch bekehren und sein Leben ändern; dann stieß er sie mit den Füßen von sich und sagte: Kanaille! das will ich bleiben lassen, ich will kein Kopfhänger werden wie du. Ebenso behandelte er sie auch, wenn er gewahr wurde, daß sie bei andern frommen Leuten in Gesellschaft gewesen war. So hatte er's getrieben solange, als seine Frau andern Sinnes gewesen war als er.

Nun aber vor kurzen Tagen hatte sich Freymut gänzlich geändert, und zwar auf folgende Weise:

Freymut reiste nach Frankfurt zur Messe. Während dieser Zeit hatte seine Frau alle Freiheit, nach ihrem Sinn zu leben; sie ging nicht allein zu andern Freunden, sondern sie nötigte auch deren zuweilen eine ziemliche Anzahl in ihr Haus; dieses hatte sie auch letztverwichene Ostermesse getan. Einstmals, als ihrer viele in Freymuts Hause an einem Sonntag Abend versammelt waren und zusammen lasen, beteten und sangen, so gefiel es dem Pöbel, dieses nicht leiden zu wollen; sie kamen und schlugen erst alle Fenster ein, die sie nur erreichen konnten; und da die Haustür verschlossen war, so sprengten sie dieselbe mit einem starken Baum auf. Die Versammlung in der Stube geriet darüber in Angst und Schrecken, und ein jeder suchte sich so gut zu verbergen, als er konnte; nur allein Frau Freymut blieb; und als sie hörte, daß die Haustür aufsprang, so trat sie heraus mit dem Licht in der Hand. Verschiedene Burschen waren schon hereingedrungen, denen sie im Vorhaus begegnete. Sie lächelte die Leute an und sagte gutherzig: „Ihr Nachbarn! was wollt ihr?“ Sofort waren sie, als wenn sie geschlagen wären, sie sahen sich an, schämten sich und gingen still wieder nach Haus. Den andern Morgen bestellte Frau Freymut alsbald den Fenstermacher und Schreiner, um alles wieder in gehörigen Stand zu stellen; dieses geschah, und kaum war alles richtig, so kam ihr Mann von der Messe wieder.

Nun bemerkte er sofort die neuen Fenster, er fragte deswegen seine Frau: wie das zuginge? Sie erzählte ihm die klare Wahrheit umständlich und verhehlte ihm nichts, seufzte aber zugleich in ihrem Gemüt zu Gott um Beistand, denn sie glaubte nicht anders, als sie würde schreckliche Schläge bekommen. Doch Freymut dachte daran nicht, sondern er wurde rasend über die Freveltat des Pöbels. Seine Meinung war, sich grausam an diesen Spitzbuben, wie er sie nannte, zu rächen; deswegen befahl er seiner Frau drohend, ihm die Täter zu sagen, denn sie hatte sie gesehen und gekannt.

„Ja,“ sagte sie, „lieber Mann! die will ich dir sagen, aber ich weiß noch einen größern Sünder als die alle zusammen; denn es war einer, der hat mich wegen eben der Ursache abscheulich geschlagen.“

Freymut verstand das nicht, wie sie es meinte; er fuhr auf, schlug auf seine Brust und brüllte: „Den soll der T . . . holen und dich dazu, wenn du mir ihn nicht augenblicklich sagst!“ — „Ja!“ antwortete Frau Freymut, „den will ich dir sagen, räche dich an ihm, soviel du willst; der Mann, der das getan hat, bist du! und also schlimmer als die Leute, die nur bloß die Fenster eingeschlagen haben.“ Freymut verstummte und war wie vom Donner gerührt, er schwieg eine Weile, endlich fing er an: „Gott im Himmel, du hast recht! — Ich bin wohl ein rechter Bösewicht gewesen, will mich an Leuten rächen, die besser sind als ich! — Ja, Frau! ich bin der gottloseste Mensch auf Erden!“ Er sprang auf, lief die Treppen hinauf auf sein Schlafzimmer, lag da drei Tage und drei Nächte platt auf der Erde, aß nichts, bloß daß er sich zuweilen etwas zu trinken geben ließ. Seine Frau leistete ihm soviel Gesellschaft, als sie konnte, und half ihm beten, damit er bei Gott durch den Erlöser Gnade erlangen möchte.

Am vierten Tage des Morgens stand er auf, war vergnügt, lobte Gott und sagte: „Nun bin ich gewiß, daß mir meine schweren Sünden vergeben sind!“ Von dem Augenblick an war er ganz umgekehrt; so demütig, als er vorhin stolz, so sanftmütig, als er vorher trotzig und zornig, und so von Herzen fromm, als er vorhin gottlos gewesen war.

Dieser Mann wäre ein Gegenstand für meinen Freund Lavater. Seine Gesichtsbildung ist die roheste und wildeste von der Welt; es dürfte nur eine Leidenschaft, zum Beispiel der Zorn, rege werden, die Lebensgeister brauchten nur jede Muskel des Gesichts zu spannen, so würde er rasend aussehen. Jetzt aber ist er einem Löwen ähnlich, der in ein Lamm verwandelt worden ist. Friede und Ruhe ist jedem Gesichtsmuskel eingedrückt, und das gibt ihm ein ebenso frommes Aussehen, als es vorhin wild war.

Nach dem Essen schickte Glöckner seine Magd in

Freymuts Haus und ließ da ansagen, daß Freunde bei ihm angekommen wären. Freymut und seine Frau kamen alsbald und bewillkommten Isak und Stilling. Dieser letztere hatte den ganzen Abend seine Betrachtungen über die beiden Leute; bald mußte er des Löwen Sanftmut, bald des Lammes Heldenmut bewundern. Alle sechs waren sehr vergnügt zusammen, sie erbauten sich, so gut sie konnten, und gingen spät schlafen.

Unsre beiden Freunde blieben nun noch ein paar Tage zu Rotenbeck, besuchten und wurden besucht; auch gehörte der Schulmeister daselbst, der sich auch Stilling schrieb und aus dem Salenschen Land zu Haus war, mit unter die Gesellschaft der Frommen zu Rotenbeck; diesen besuchten sie auch. Er gewann besonders Stilling lieb, vorab, da er hörte, daß er auch lange Schulmeister gewesen war. Die beiden Stillinge machten einen Bund zusammen, daß einer dem andern so lange schreiben sollte, als sie lebten, um die Freundschaft zu unterhalten.

Endlich reisten sie wieder von Rotenbeck nach Waldstätt zurück und gaben sich an ihr Handwerk, wobei sie sich die Zeit mit allerhand angenehmen Gesprächen vertrieben.

Es wohnte aber eine Stunde von Waldstätt ein weidlicher Kaufmann, der sich Spanier schrieb. Dieser Mann hatte sieben Kinder, wovon das älteste eine Tochter von etwa sechzehn Jahren, das jüngste aber ein Mädchen von einem Jahr war. Unter diesen Kindern waren drei Söhne und vier Töchter. Er hatte eine sehr starke Eisenfabrik, die aus sieben Eisenhämmern bestand, wovon vier bei seinem Hause, drei aber anderthalb Stunden von ihm ab, nicht weit von Herrn Hochbergs Haus lagen, wo Stilling gewesen war. Dabei besaß er ungemein viele liegende Güter, Häuser, Höfe und was dazu gehörte, nebst vielem Gesinde, Knechten, Mägden und Fuhrknechten; denn er hatte verschiedene Pferde zu seinem eignen Gebrauch.

Wenn nun Herr Spanier verschiedene Schneiderarbeit für sich und seine Leute zusammen verspart hatte, so ließ er

Meister Isak mit seinen Gesellen kommen, um einige Tage bei ihm zu nähen und für ihn und seine Leute alle Kleider wieder in Ordnung zu bringen.

Nachdem nun Stilling zwölf Wochen bei Meister Isak gewesen war, so traf es sich, daß sie auch bei Herrn Spanier arbeiten mußten. Sie gingen also des Morgens früh hin. Als sie zur Stubentür hereintraten, so saß Herr Spanier allein am Tisch und trank den Kaffee aus einem kleinen Kännchen, das für ihn allein gemacht war. Langsam drehte er sich um, sah Stilling ins Gesicht und sagte:

„Guten Morgen, Herr Präzeptor!“

Stilling wurde blutrot, er wußte nicht, was er sagen sollte, doch erholte er sich geschwind und sagte: „Ihr Diener, Herr Spanier!“ Doch dieser schwieg nun wieder still und trank seinen Kaffee fort, Stilling aber gab sich auch an seine Arbeit.

Nach einigen Stunden spazierte Spanier auf und ab in der Stube und sagte kein Wort; endlich stand er vor Stilling hin, sah ihm eine Weile zu und sagte:

„Das geht Euch so gut vonstatten, Stilling, als wenn Ihr zum Schneider geboren wäret, aber das seid Ihr doch nicht.“

„Wie so?“ fragte Stilling.

„Eben darum,“ versetzte Spanier, „weil ich Euch zum Informator bei meinen Kindern haben will.“ —

Meister Isak sah Stilling an und lächelte.

„Nein, Herr Spanier!“ erwiderte Stilling, „daraus wird nichts; ich bin unwiderruflich entschlossen, nicht wieder zu informieren. Ich bin jetzt ruhig und wohl bei meinem Handwerk und davon werd’ ich nicht wieder abgehen.“

Herr Spanier schüttelte den Kopf, lachte und fuhr fort: „Das will ich Euch doch wohl anders lehren, ich habe so manchen Berg in der Welt eben und gleich gemacht und sollte Euch nicht auf andre Sinne bringen, dessen würde ich mich vor mir selber schämen.“

Nun schwieg er den Tag davon still. Stilling aber bat seinen Meister, daß er ihn des Abends möchte nach Hause

gehen lassen, um Herrn Spaniers Nachstellungen zu entgehen; allein Meister Isak wollte das nicht geschehen lassen, deswegen waffnete sich Stilling auf das beste, um Herrn Spanier mit den wichtigsten Gründen widerstehen zu können.

Des andern Tages traf sich's wieder, daß Herr Spanier in der Stube auf und ab ging; er fing gegen Stilling an:

„Hört, Stilling! Wenn ich mir ein schönes Kleid machen lasse und hänge es dann an den Nagel, ohne es jemals anzuziehen, bin ich dann nicht ein Narr?“

„Ja!“ versetzte Stilling, „erstens, wenn Sie es notwendig haben; und zweitens, wenn es wohl getroffen ist. Wie wenn Sie sich aber einmal ein hübsches Kleid machen ließen, ohne daß Sie es notwendig hätten, oder Sie zögen's an und es drückte Sie allerorten, was wollten Sie dann machen?“

„Das will ich Euch sagen,“ versetzte Spanier, „so gäbe ich es einem andern; dem es recht wäre.“

„Aber,“ erwiderte Stilling, „wenn Sie es nun sieben hintereinander gegeben hätten und ein jeder gäbe es Ihnen wieder und sagte: es paßt mir nicht, was würden Sie dann anfangen?“

Spanier antwortete: „So wär' ich doch ein Narr, wenn ich es müßig da hangen und die Motten fressen ließe; hör'! ich gäbe es dem achten und sagte: nun ändert daran, bis es Euch recht ist. Wenn aber nun der achte sich vollends dazu verstünde, sich in das Kleid zu schicken und nicht mehr von ihm zu fordern, als wozu es gemacht ist, so würde ich ja sündigen, wenn ich es ihm nicht gäbe!“

„Da haben Sie recht,“ versetzte Stilling, „allein dem allen ungeachtet, bitte ich Sie um Gottes willen, Herr Spanier! lassen Sie mich am Handwerk!“

„Nein!“ antwortete er, „das tue ich nicht, Ihr sollt und müßt mein Hausinformer werden, und zwar unter folgenden Bedingungen: Ihr könnt nicht französisch, es ist aber bei mir um vieler Ursachen willen nötig, daß Ihr es versteht, deswegen wählt Euch einen Sprachmeister, wo Ihr

wollt, zieht zu ihm hin und lernt diese Sprache, ich bezahle alles gerne, was es kosten wird; ferner gebe ich Euch demungeachtet volle Freiheit, wieder von mir zu Meister Isak zu ziehen, sobald es Euch bei mir leid sein wird. Und endlich sollt Ihr alles haben an Kleidern und Zubehör, was Ihr bedürft, und das so lange, als Ihr bei mir sein werdet. Nun habe ich aber auch recht, dieses dagegen zu fordern: daß Ihr in keine andere Kondition treten wollt, solange ich Euch nötig habe, es sei denn, daß Ihr Euch auf lebenslang versorgen könntet.“

Meister Isak wurde durch diesen Vorschlag gerührt. „Nun!“ sagte er gegen Stilling, „jetzt begeht Ihr eine Sünde, wenn Ihr nicht einwilligt. Das kommt von Gott, und alle Eure vorige Bedienungen kamen von Euch selber.“

Stilling untersuchte sich genau, er fand gar keine Leidenschaft oder Trieb nach Ehre bei sich, sondern er fühlte im Gegenteil einen Wink in seinem Gewissen, daß diese Kondition ihm von Gott angewiesen werde.

Nach einer kurzen Pause fing er an: „Ja, Herr Spanier! Noch einmal will ich es wagen, aber ich tue es mit Furcht und Zittern.“

Spanier stand auf, gab ihm die Hand und sagte: „Gott sei Dank! Nun habe ich auch diesen Hügel wieder eben gemacht; aber nun müßt Ihr auch alsofort zum Sprachmeister, lieber morgen als übermorgen.“

Stilling war dieses so ganz recht, und selbst Meister Isak sagte: „Übermorgen ist es Sonntag, dann könnt Ihr in Gottes Namen reisen.“ Dieses wurde also beschlossen.

„Ich muß gestehen: daß, da nun Stilling wieder ein andrer Mensch war, so vergnügt er sich auch eingebildet hatte zu sein, so hatte er doch immer eine ungestimmte Saite, die er nie ohne eine Art von Mißvergnügen berühren durfte. Sobald ihm einfiel, was er in der Mathematik und andern Wissenschaften getan und gelesen hatte, so ging ihm ein Stich durchs Herz, allein er schlug sich's wieder aus dem Sinn; daher wurde ihm jetzt ganz anders, als er fühlte, daß er aufs neue recht in sein Element kommen würde.“

Isak gönnte ihm zwar sein Glück, allein es tat ihm doch schmerzlich leid, daß er ihn schon missen sollte, und Stilling schmerzte es in seiner Seele, daß er von dem rechtschaffensten Mann in der Welt und seinem besten Freunde, den er je gehabt hatte, Abschied nehmen sollte, ehe er ihm seine Kleider abverdient hatte; er redete deswegen mit Herrn Spanier insgeheim und erzählte ihm, was Meister Isak an ihm getan habe. Spanier drangen die Tränen in die Augen und er sagte: „Der vortreffliche Mensch! Das soll er mir entgelten, nie soll er Mangel haben.“ Nun gab er ihm einige Louisdor mit dem Bedeuten: Isak davon zu bezahlen und mit dem übrigen hauszuhalten; wenn es all wäre, sollte er mehr haben, nur daß er alles hübsch berechnete, wozu es verwendet worden.

Stilling freute sich außerordentlich: so einen Mann hatte er noch nicht getroffen. Er bezahlte also Meister Isak mit dem Gelde, und nun gestand ihm dieser, daß er wirklich alle Kleider für ihn geborgt hätte. Das ging Stilling durchs Herz, er konnte sich des Weinens nicht enthalten und dachte bei sich selbst: Wenn jemals ein Mann ein marmornes Monument verdient hat, so ist's dieser; nicht, daß er ganze Völker glücklich gemacht hat, sondern darum, daß er es würde getan haben, wenn er gekonnt hätte.

Nochmals! — Gesegnet sei deine Asche, mein Freund! auserkoren unter Tausenden, — da du liegst und schläfst; diese heilige Tränen auf dein Grab — du wahrer Nachfolger Christi! —

Des Sonntags nahm also Stilling Abschied von seinen Freunden zu Waldstätt und reiste über Rasenheim nach Schöntenal, um einen guten Sprachmeister zu suchen. Als er nah zu letzterer Stadt kam, so erinnerte er sich, daß er vor einem Jahr und etlichen Wochen diesen Weg zuerst gereist hatte; er überdachte alle seine Schicksale in dieser kurzen Zeit und nun wieder seinen Zustand, er fiel nieder auf seine Knie und dankte Gott herzlich für seine strenge, aber heilige und gute Führung, bat aber auch zugleich, nunmehr seine Gnadensonne über ihn scheinen zu lassen.

Als er auf die Höhe kam, wo er ganz Schöenthal und das herrliche Tal hinauf übersehen konnte, so wurde er begeistert, setzte sich hin unter das Gesträuche, zog seine Schreibtafel heraus und schrieb:

Ich fühl' ein sanftes Liebewallen,
Es säuselt kühlend um mich her.
Ich fühl' des Vaters Wohlgefallen,
Der reinen Wonne Wiederkehr.
Die Wolken ziehen sanft herüber,
Tief unten braun, licht oben drüber.

Des kühlen Bachs entferntes Rauschen
Schwimmt wie auf sanften Flügeln her.
Und wie des Frühlings Sänger lauschen,
So horcht mein Ohr; von ungefähr
Ertönt der Vögel süßes Zirbeln
Und mischt sich in der Bäche Wirbeln.

Jetzt heb' ich froh die Augenlider
Zu allen hohen Bergen auf
Und schlag' sie wieder freudig nieder,
Vollführe munter meinen Lauf.
Nun kann ich mit vergnügten Blicken
Den Geist der Qual zur Hölle schicken.

Noch einmal schau ich kühn zurücke
Ins Schattental der Schwermut hin
Und sehe mit gewohntem Blicke
Den Ort, wo ich gewesen bin,
Ich hör' ein wildes Chaos brausen
Und Unglückswinde stürmend sausen.

Gleichwie ein blaß Gespenste wanket
In öden Zimmern hin und her,
Wie's da im blöden Nachtschein schwanket,
Streicht längs die Wand und ächzet schwer,
Bemüht sich lang ein Wort zu sagen
Und jemand seine Not zu klagen: —

So wankt ich auch im Höllenschlunde,
Im schwärzsten Kummer auf und ab,
Man grub mir jede Marterstunde
Ein neues grausenvolles Grab.
Tief unten hört' ich Drachen grollen,
Hoch droben schwarze Donner rollen.

Ich ging und schaute hin und wieder,
Fand Todesengel um mich gehn,
Und Blitze zuckten auf mich nieder.

Ich sah ein Pförtchen offen stehn,
Ich eilte durch und fand mit Freuden
Das Ende meiner schweren Leiden.

Ich schlupfte hin im stillen Schatten,
Es war noch dämmernd um mich her.

Ich fühlte meinen Fuß ermatten,
Mir wurde jeder Tritt so schwer;
Schon neigt' ich mich zum Staub darnieder
Und schloß die müden Augenlider.

Ich sank — doch wie in Freundes Armen
Ein Todverwundter niedersinkt,
Wenn ihm das Auge voll Erbarmen
Des Arztes frohe Heilung winkt.
Ich ward erquickt, gestärkt, geheilet,
Und neue Kraft mir mitgeteilet.

Freund Isak war's, in seiner Halle
Fand ich ein lautres Paradeis;
Da schmeckten wir die Freuden alle,
Da stieg zum Höchsten Dank und Preis,
Wir sangen Ihm geweihte Lieder,
Er schaute gnädig auf uns nieder.

Stilling eilte nun den Berg hinunter nach Schöntenal hin; er vernahm aber, daß die Sprachmeister daselbst sich für ihn nicht schicken würden, indem sie wegen vieler Geschäfte hin und her in den Häusern wenig Zeit auf ihn würden verwenden können. Da er nun eilte und bald fertig sein wollte, so mußte er eine Gelegenheit suchen, wo er in kurzer Zeit viel lernen konnte; endlich wurde er gewahr, daß sich zu Dornfeld, wo Herr Dahlheim Prediger war, ein sehr geschickter Sprachmeister aufhielte. Da nun dieser Ort nur dreiviertel Stunden von Schöntenal ablag, so entschloß er sich desto lieber dahinzugehen.

Des Nachmittags um drei Uhr kam er daselbst an. Er fragte alsbald nach dem Sprachmeister, ging zu ihm und fand einen sehr seltsamen originellen Menschen, der sich Heesfeld schrieb. Er saß da in einem dunklen Stübchen, hatte einen schmutzigen Schlafrock von schlechtem Ka-

melot an, mit einer Binde von demselben Zeug umgürtet; auf dem Kopf hatte er eine latzige Mütze; sein Gesicht war blaß, wie eines Menschen, der schon einige Tage im Grabe gelegen, und im Verhältnis gegen die Breite viel zu lang. Die Stirn war schön, aber unter pechschwarzen Augenbrauen lag ein Paar schwarzer, schmaler, kleiner Augen tief im Kopf, die Nase war schmal und lang, der Mund ordentlich, aber das Kinn stand platt und scharf vorwärts, das er auch immer sehr weit vorwärts trug; sein rabenschwarzes Haar war rund abgeschnitten und rundum gekräuselt; so war er schmal, lang und schön gewachsen.

Stilling erschrak einigermaßen vor diesem seltsamen Gesichte, ließ sich aber doch nichts merken, sondern grüßte ihn und trug ihm sein Vorhaben vor. Herr Heesfeld nahm ihn freundlich auf und sagte: „Ich werde an Ihnen tun, was ich vermag.“ Stilling suchte sich nun ein Quartier und fing sein Studium der französischen Sprache an, und zwar folgendergestalt. Des Vormittags von acht bis elf Uhr wohnte er der ordentlichen Schule bei, des Nachmittags von zwei bis fünf auch, er saß aber mit Heesfeld an einem Tisch, sie sprachen immer und hatten Zeitvertreib zusammen, wenn aber die Schule aus war, so gingen sie spazieren.

So sonderlich als Heesfeld gebildet war, so sonderlich war er auch in seinem Leben und Wandel. Er gehörte zur Klasse der Launer, wie ehemals Glaser auch, denn er sagte niemand, was er dachte, kein Mensch wußte, wo er her war, und ebensowenig wußte jemand, ob er arm oder reich war. Vielleicht hat er niemand in seinem Leben zärtlicher geliebt als Stilling, und doch ist dieser erst nach seinem Tode inne geworden, wo er her war, und daß er ein reicher Mann gewesen.

Seine sonderliche Denkungsart leuchtete daraus auch hervor, daß er immer seine Geschicklichkeit verbarg und nur soviel blicken ließ, als eben nötig war. Daß er vollkommen französisch verstand, äußerte sich alle Tage; daß er aber auch ein vortrefflicher Lateiner war, das zeigte sich

erst, als Stilling zu ihm kam, mit welchem er die Information auf den Fuß der lateinischen Grammatik einrichtete und täglich mit ihm Verse machte, die unvergleichlich schön waren. Zeichnen, Tanzen, Physik und Chemie verstand er in einem hohen Grad; und noch zwei Tage vor Stillings Abreise traf es sich, daß letzterer in seiner Gesellschaft auf einem Klavier spielte. Heesfeld hörte zu. Als Stilling aufhörte, setzte er sich hin und tat anfänglich, als wenn er in seinem Leben kein Klavier berührt hätte, aber in weniger als fünf Minuten fing er so trefflich melancholisch-fürchterlich an zu phantasieren, daß einem die Haare zu Berge standen; allmählich schwang er sich zum Melancholisch-zärtlichen, von da ins Cholerisch-feurige, darauf ins Gelassen-ruhige, phantasierte eine phlegmatische Murqui, darauf ein sanguinisch-zärtliches Adagio, dann ein Allegro, und nun schloß er mit einer lustigen Menuette aus D-dur. Stilling hätte zerschmelzen mögen über seine empfindsame Art zu spielen und bewunderte diesen Mann über die Maßen.

Heesfeld war in seiner Jugend in Kriegsdienste getreten; wegen seiner Geschicklichkeit wurde er von einem hohen Offizier in seine eigenen Dienste genommen, der ihn in allem hatte unterrichten lassen, wozu er nur Lust gehabt hatte; mit diesem Herrn war er durch die Welt gereist, der nach zwanzig Jahren starb und ihm ein schönes Stück Geld vermachte. Heesfeld war nun vierzig Jahre alt, reiste nach Haus, aber nicht zu seinen Eltern und Freunden, sondern er nahm einen fremden Geschlechtsnamen an, ging nach Dornfeld als französischer Sprachmeister, und obgleich seine Eltern und zwei Brüder nur zwei Stunden von ihm ab wohnten, so wußten sie doch gar nichts von ihm, sondern sie glaubten, er sei in der Fremde gestorben; auf seinem Totenbette aber hat er sich seinen Brüdern zu erkennen gegeben, ihnen seine Umstände erzählt und eine reichliche Erbschaft hinterlassen; und nach seinem System war es auch da noch früh genug.

Man nenne dieses nun Fehler oder Tugend, er hatte bei dem allem eine edle Seele; seine Menschenliebe war auf

einen hohen Grad gestiegen, aber er handelte insgeheim; auch denen er Gutes tat, die durften's nicht wissen. Nichts konnte ihn mehr ergötzen, als wenn er hörte, daß die Leute nicht wüßten, was sie aus ihm machen sollten.

Wenn er mit Stilling spazieren ging, so sprachen sie von Künsten und Wissenschaften. Ihr Weg ging immer in die wildesten Einöden, dann stieg Heesfeld auf einen schwankenden Baum, der sich gut biegen ließ, setzte sich oben in den Gipfel, hielt sich fest und wiegte sich mit ihm auf die Erde, legte sich eine Weile in die Äste und ruhte. Stilling machte ihm das nach und dann lagen sie und plauderten; wenn sie dessen müde waren, so standen sie auf, und dann richteten sich die Bäume wieder auf; das war Heesfelds Freude, dann sagte er wohl: „Schön sind unsre Betten, wenn wir aufstehen, so fahrensiegen Himmel!“ — Zuweilen gab er auch wohl jemand ein Rätsel auf und fragte: „Was sind das für Betten, die in die Luft fliegen, wenn man aufsteht?“

Stilling lebte über die Maßen vergnügt zu Dornfeld. Herr Spanier schickte ihm Geld genug und er studierte recht fleißig, denn in neun Wochen war er fertig; es ist unglaublich, aber doch gewiß wahr; er verstand diese Sprache nach zwei Monaten hinlänglich, er las die französische Zeitung deutsch weg, als wenn sie in letzterer Sprache gedruckt wäre, auch schrieb er schon damals einen französischen Brief ohne Grammatikalfehler und las richtig, nur fehlte ihm noch die Übung im Sprechen. Den ganzen Syntax hatte er zur Genüge inne; so daß er nun selbst getrost anfangen konnte, in dieser Sprache zu unterrichten.

Stilling beschloß also, nunmehr von Herrn Heesfeld Abschied zu nehmen und zu seinem neuen Patron zu ziehen. Beide weinten, als sie voneinander gingen. Heesfeld gab ihm eine Stunde weit das Geleit. Als sie sich nun herzten und küßten, schloß ihn Herr Heesfeld in die Arme und sagte: „Mein Freund! wenn Ihnen je etwas mangelt, so schreiben Sie mir, ich werde Ihnen tun, was

ein Bruder dem andern tun soll; mein Wandel ist verborgen, aber ich wünsche zu wirken, wie die Mutter Natur, man sieht ihre ersten Quellen nicht, aber man trinkt sich satt an ihren klaren Bächen.“ Es fiel Stilling hart, von ihm wegzukommen; endlich rissen sie sich voneinander, gingen ihres Weges und sahen nicht wieder hinter sich.

Stilling wanderte also zurück zu Herrn Spanier und kam zwei Tage vor Michaeli 1763 des Abends in Herrn Spaniers Haus an. Dieser Mann freute sich über die Maßen, als er Stilling so geschwind bei sich sah. Er behandelte ihn alsofort als einen Freund, und Stilling fühlte wohl, daß er nunmehr bei Leuten wäre, die ihm Freude und Wonne machen würden.

Des andern Tages fing er seine Information an. Die Einrichtung derselben war folgendermaßen von Herrn Spanier angeordnet: Die Kinder sowohl als ihre Lehrer waren bei ihm in seiner Stube; auf diese Weise konnte er sie selber beobachten und ziehen und auch beständig mit Stilling von allerhand Sachen reden. Dabei gab Herr Spanier seinem Hausinformer auch Zeit genug, selber zu lesen. Die Unterweisung dauerte den ganzen Tag, aber so gemächlich und unterhaltend, daß sie niemand langweilig und beschwerlich werden konnte.

Herr Spanier aber hatte Stilling nicht bloß zum Lehrer seiner Kinder bestimmt, sondern er hatte noch eine andre schöne Absicht mit ihm, er wollte ihn in seinen Handelsgeschäften brauchen; das entdeckte er ihm aber nicht eher, bis auf den Tag, da er ihm einen Teil seiner Fabrik zu verwalten übertrug. Hierdurch glaubte er, Stilling Veränderung zu machen und ihn vor der Melancholie zu bewahren.

Alles dieses gelang auch vollkommen. Nachdem er vierzehn Tage informiert hatte, so übertrug ihm Herr Spanier seine drei Hämmer und die Güter, welche andert halbe Stunden von seinem Hause, nicht weit von Hochbergs Wohnung, lagen. Stilling mußte alle drei Tage dahin

gehen, um die fertigen Waren wegzuschaffen und alles zu besorgen.

Auch mußte er rohe Waren einkaufen und zu dem Ende drei Stunden weit wöchentlich ein paarmal auf die Landstraße gehen, wo die Fuhrleute mit dem rohen Eisen herkamen, um das Nötige von ihnen einzukaufen; wenn er dann wieder kam und recht müde war, so tat ihm die Ruhe ein paar Tage wieder gut, er las dann selbst und informierte dabei.

Der vergnügte Umgang aber, den Stilling mit Herrn Spanier hatte, war über alles. Sie waren recht vertraulich zusammen, redeten von Herzen von allerhand Sachen, besonders war Spanier ein ausbündiger geschickter Landwirt und Kaufmann, so daß Stilling oftmals zu sagen pflegte: Herrn Spaniers Haus war meine Akademie, wo ich Ökonomie, Landwirtschaft und Kommerzienwesen aus dem Grund zu studieren Gelegenheit hatte.

So wie ich hier Stillings Lebensart beschrieben habe, so dauerte sie, ohne eine einzige trübe Stunde dazwischen zu haben, sieben ganze Jahre in einem fort; ich will davon nun nichts weiter sagen, als daß er in all dieser Zeit, in Absicht der Weltkenntnis, Lebensart und obiger häuslichen Wissenschaften, ziemlich zugenommen habe. Seine Schüler unterrichtete er diese ganze Zeit über in der lateinischen und französischen Sprache, wodurch er selber immer mehr Fertigkeit in beiden Stücken erlangte, und dann in der reformierten Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen.

Seine eigne Lektüre bestand anfänglich in allerhand poetischen Schriften. Er las erstlich Miltons verlornes Paradies, hernach Youngs Nachtgedanken und darauf die Messiade von Klopstock; drei Bücher, die recht mit seiner Seele harmonierten; denn so wie er vorhin sanguinisch zärtlich gewesen war, so hatte er nach seiner schrecklichen Periode bei Herrn Hochberg eine sanfte zärtliche Melancholie angenommen, die ihm auch vielleicht bis an seinen Tod anhängen wird.

In der Mathematik tat er jetzt nicht viel mehr, hingegen legte er sich mit Ernst auf die Philosophie, las Wolfs deutsche Schriften ganz, desgleichen Gottscheds gesamte Philosophie, Leibnizens Theodicee, Baumeisters kleine Logik und Metaphysik demonstrierte er ganz nach, und nichts in der Welt war ihm angenehmer als die Übung in diesen Wissenschaften; allein er spürte doch eine Leere bei sich und ein Mißtrauen gegen diese Systeme, denn sie erstickten wahrlich alle kindliche Empfindung des Herzens gegen Gott; sie mögen eine Kette von Wahrheiten sein, aber die wahre philosophische Kette, an welche sich alles anschließt, haben wir noch nicht. Stilling glaubte diese zu finden, allein er fand sie nicht, und nun gab er sich ferner ans Suchen, theils durch eignes Nachdenken theils in andern Schriften, und noch bis dahin wandelt er traurig auf diesem Wege, weil er noch keine Auskunft sieht.

Herr Spanier stammte auch aus dem Salenschen Lande her; denn sein Vater war nicht weit von Kleefeld geboren, wo Stilling seine letzte Kapellenschule bedient hatte, deswegen hatte er auch zuweilen Geschäfte daselbst zu verrichten, hierzu brauchte er nun Stilling auch darum am liebsten, weil er daselbst bekannt war. Nachdem er nun ein Jahr bei seinem Patron und also beinahe dritthalb Jahre in der Fremde gewesen, so trat er seine erste Reise zu Fuß nach seinem Vaterland an. Er hatte zwölf Stunden von Herrn Spanier bis zu seinem Oheim Johann Stilling und dreizehn bis zu seinem Vater; diese Reise wollte er in einem Tage abtun. Er machte sich deswegen des Morgens früh mit Tagesanbruch auf den Weg und reiste vergnügt fort, aber er nahm eine nähere Straße vor sich, als er ehemals gekommen war. Des Nachmittags um vier Uhr kam er auf einer Höhe an die Grenze des Salenschen Landes, er sah in all die bekannten Gebirge hinein, sein Herz zerschmolz, er setzte sich hin, weinte Tränen der Empfindsamkeit und dankte Gott für seine schwere, aber sehr heilsame Führung; er bedachte, wie elend und arm er aus seinem Vaterland ausgegangen, und daß er nun Überfluß an Geld, schönen Kleidern und an aller Notdurft habe; dieses machte ihn

so weich und so dankbar gegen Gott, daß er sich des Weinens nicht enthalten konnte.

Er wanderte also weiter und kam nach einer Stunde bei seinem Oheim zu Lichthausen an. Die Freude war nicht auszusprechen, die da entstand, als sie ihn sahen; er war nun lang und schlank ausgewachsen, hatte ein schönes dunkelblaues Kleid und feine weiße Wäsche an, sein Haar war gepudert und rundum aufgerollt, dabei sah er nun munter und blühend aus, weil es ihm wohl ging. Sein Oheim umarmte und küßte ihn, und die Tränen liefen ihm die Wangen herunter, indem kam auch seine Muhme, Mariechen Stilling. Sie war seit der Zeit auch nach Lichthausen verheiratet, sie fiel ihm um den Hals und küßte ihn ohne Aufhören.

Diese Nacht blieb er bei seinem Oheim, des andern Morgens ging er auch nach Leindorf zu seinem Vater. Wie der rechtschaffene Mann aufsprang, als er ihn so unvermutet kommen sah! Er sank wieder zurück, Stilling aber lief auf ihn zu, umarmte und küßte ihn zärtlich. Wilhelm hielt seine Hände vor die Augen und weinte, sein Sohn vergoß ebenfalls Tränen, indem kam auch die Mutter, sie schüttelte ihm die Hand und weinte laut vor Freuden, daß sie ihn gesund wiedersah.

Nun erzählte Stilling seinen Eltern alles, was ihm begegnet war, und wie gut es ihm nun ginge. Indessen erschallte das Gerücht von Stillings Ankunft im ganzen Dorf. Das Haus wurde voller Leute; Alte und Junge kamen, um ihren ehemaligen Schulmeister zu sehen, und das ganze Dorf war voll Freude über ihn.

Gegen Abend ging Wilhelm mit seinem Sohn über die Wiesen spazieren. Er redete viel mit ihm von seinen vergangenen und künftigen Schicksalen, und zwar recht im Ton des alten Stilling, so daß sein Sohn von Ehrfurcht und Liebe durchdrungen war. Endlich fing Wilhelm an: „Höre, mein Sohn! Du mußt deine Großmutter besuchen, sie liegt elend an der Gicht darnieder und wird nicht lange mehr leben, sie redet immer von dir und wünscht noch einmal vor ihrem Ende mit dir zu sprechen.“ Des andern

Morgens machte sich also Stilling auf und ging nach Tiefenbach hin. Wie ihm ward, als er das alte Schloß, den Giller, den hitzigen Stein und das Dorf selber sah! Diese Empfindung läßt sich nicht aussprechen; er untersuchte sich und fand, wenn er noch seinen jetzigen Zustand mit seiner Jugend vertauschen könnte, er würde es gerne tun. Er langte in kurzer Zeit im Dorf an; alles Volk lief aus, so daß er gleichsam im Gedränge an das ehrwürdige Haus seiner Väter kam. Es schauerte ihn, wie er hineintrat, just als wenn er in einen alten Tempel ginge. Seine Muhme Elisabeth war in der Küche, sie lief auf ihn zu, gab ihm die Hand, weinte und führte ihn in die Stube; da lag nun seine Großmutter Margarete Stilling in einem saubern Bettchen an der Wand bei dem Ofen; ihre Brust war hoch in die Höhe getrieben. Die Knöchel an ihren Händen waren dick, die Finger steif und einwärts ausgereckt. Stilling lief zu ihr, griff ihre Hand und sagte mit Tränen in den Augen: „Wie geht's, liebe Großmutter? Es ist mir eine Seelenfreude, daß ich Euch noch einmal wiedersehe.“ Sie suchte sich in die Höhe zu arbeiten, fiel aber ohnmächtig zurück. „Ach!“ rief sie, „ich kann dich noch einmal vor meinem Ende hören und fühlen, komm doch zu mir, daß ich dich im Gesicht fühlen kann!“ Stilling bückte sich zu ihr; sie fühlte nach seiner Stirne, seinen Augen, Nasen, Mund, Kinn und Wangen. Indessen geriet sie auch mit den steifen Fingern in seine Haare, sie fühlte den Puder: „So!“ sagte sie; „du bist der erste, der aus unsrer Familie seine Haare pudert, sei aber nicht der erste, der auch Gottesfurcht und Redlichkeit vergißt!“ „Nun,“ fuhr sie fort, „kann ich dich mir vorstellen, als wenn ich dich sähe; erzähle mir nun auch, wie es dir gegangen hat und wie es dir nun geht.“ Stilling erzählte ihr alles kurz und bündig. Als er ausgeredet hatte, fing sie an: „Höre, Heinrich! Sei demütig und fromm, so wird's dir wohl gehen, schäme dich nie deines Herkommens und deiner armen Freunde, du magst so groß werden in der Welt, als du willst. Wer gering ist, kann durch Demut groß werden, und wer vornehm ist, kann durch Stolz gering

werden; wenn ich nun tot bin, so ist's einerlei, was ich in der Welt gewesen bin, wenn ich nur christlich gelebt habe.“

Stilling mußte ihr mit Hand und Mund alles dieses geloben. Nachdem er nun noch ein und andres mit ihr geredet hatte, nahm er schnell Abschied von ihr, das Herz brach ihm, denn er wußte, daß er sie in diesem Leben nicht wiedersehen würde; sie war am Rande des Todes; allein sie griff ihm die Hand, hielt ihn fest und sagte: „Du eilst — Gott sei mit dir, mein Kind! Vor dem Thron Gottes sehe ich dich wieder!“ Er drückte ihr die Hand und weinte. Sie merkte das: „Nein!“ fuhr sie fort, „weine nicht über mich! Mir geht's wohl, ich empfehle dich Gott von Herzen in seine väterlichen Hände, der wolle dich segnen und vor allem Bösen bewahren! Nun geh' in Gottes Namen!“ Stilling riß sich fort, lief aus dem Hause weg und ist auch seitdem nicht wieder dahingekommen. Einige Tage nachher starb Margarete Stilling; sie liegt zu Florenburg neben ihrem Manne begraben.

Nun war's Stilling, als wenn ihm sein Vaterland zuwider wäre; er machte sich fort und eilte wieder in die Fremde, kam auch bei Herrn Spanier wieder an, nachdem er fünf Tage ausgeblieben war.

Ich will mich mit Stillings einförmiger Lebensart und Verrichtungen die ersten vier Jahre durch nicht aufhalten, sondern ich gehe zu wichtigern Sachen über. Er war nun schon eine geraume Zeit her mit der Information und Herrn Spaniers Geschäften umgegangen; er rückte immer mehr und mehr in seinen Jahren fort, und es begann ihm einzufallen: was doch wohl am Ende noch aus ihm werden würde? — Mit dem Handwerk war's nun gar aus, er hatte es in einigen Jahren nicht mehr versucht, und die Unterweisung der Jugend war ihm ebenfalls verdrießlich, er war ihrer von Herzen müde, und er fühlte, daß er nicht dazu gemacht war; denn er war geschäftig und wirksam. Die Kaufmannschaft gefiel ihm auch nicht, denn er sah wohl ein, daß er sich gar nicht dazu schicken würde,

beständig fort mit dergleichen Sachen umzugehen, dieser Beruf war seinem Grundtrieb zuwider; doch wurde er weder verdrießlich noch melancholisch, sondern er erwartete, was Gott aus ihm machen würde.

Einstmals an einem Frühlingsmorgen, im Jahre 1768, saß er nach dem Kaffeetrinken am Tisch; die Kinder liefen noch eine Weile im Hof herum, er griff hinter sich nach einem Buch, und es fiel ihm just Reizens Historie der Wiedergeborenen in die Hand, er blätterte ein wenig darin herum, ohne Absicht und ohne Nachdenken; indem fiel ihm die Geschichte eines Mannes ins Gesicht, der in Griechenland gereist war, um daselbst die Überbleibsel der ersten christlichen Gemeinden zu untersuchen. Diese Geschichte las er zum Zeitvertreib. Als er dahin kam, wo der Mann auf seinem Totenbette noch seine Lust an der griechischen Sprache bezeugt und besonders bei dem Wort Eilikrineia so ein vortreffliches Gefühl hat, so war es Stilling, als wenn er aus einem tiefen Schlaf erwachte. Das Wort Eilikrineia*) stand vor ihm, als wenn es in einem Glanz gelegen hätte, dabei fühlte er einen unwiderstehlichen Trieb, die griechische Sprache zu lernen, und einen verborgenen starken Zug zu etwas, das er noch gar nicht kannte, auch nicht zu sagen wußte, was es war. Er besann sich und dachte: „Was will ich doch mit der griechischen Sprache machen? wozu wird sie mir nutzen? Welche ungeheure Arbeit ist das für mich, in meinem achtundzwanzigsten Jahre noch eine so schwere Sprache zu lernen, die ich noch nicht einmal lesen kann!“ Allein alle Einwendungen der Vernunft waren ganz fruchtlos, sein Trieb dazu war so groß und die Lust so heftig, daß er nicht genug eilen konnte, um zum Anfang zu kommen. Er sagte dieses alles Herrn Spanier; dieser bedachte sich ein wenig, endlich sagte er: „Wenn Ihr Griechisch lernen müßt, so lernt es!“ Stilling machte sich alsofort auf und ging nach Waldstätt zu einem gewissen vortrefflichen Kandidaten der Gottesgelahrtheit, der sein sehr guter Freund war, diesem entdeckte er alles.

*) Lauterkeit, Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit.

Der Kandidat freute sich, munterte ihn dazu auf, und sogar empfahl er ihm, die Theologie zu studieren; allein Stilling spürte keine Neigung dazu. Sein Freund war auch damit zufrieden und riet ihm, auf den Wink Gottes genau zu merken und demselben, sobald er ihn spürte, blindlings zu folgen. Nun schenkte er ihm die nötigen Bücher, die griechische Sprache zu lernen, und wünschte ihm Gottes Segen. Von da an ging er auch zu den Predigern und entdeckte ihnen sein Vorhaben, diese waren auch sehr wohl damit zufrieden, besonders Herr Seelburg versprach ihm alle Hilfe und nötigen Unterricht, denn er kam alle Woche zweimal in Herrn Spaniers Haus.

Nun fing Stilling an, Griechisch zu lernen. Er applizierte sich mit aller Kraft darauf, bekümmerte sich aber wenig um die Schulmethode, sondern er suchte nur mit Verstand in den Genius der Sprache einzudringen, um das, was er las, recht zu verstehen. Kurz, in fünf Wochen hatte er auch die fünf ersten Kapitel des Evangeliums Matthäi, ohne Fehler gemacht zu haben, ins Lateinische übersetzt und alle Wörter zugleich analysiert. Herr Pastor Seelberg erstaunte und wußte nicht, was er sagen sollte; dieser rechtschaffene Mann unterrichtete ihn nur in der Aussprache, und die faßte er gar bald. Bei dieser Gelegenheit machte er sich auch ans Hebräische und brachte es auch darin in kurzem so weit, daß er mit Hilfe eines Lexikons sich helfen konnte; auch hier tat Herr Seelburg sein Bestes an ihm.

Während er mit erstaunlichem Fleiß und Arbeit sich mit diesen Sprachen beschäftigte, schwieg Herr Spanier ganz still dazu und ließ ihn machen; kein Mensch wußte, was aus dem Dinge werden wollte, und er selber wußte es nicht; die meisten aber glaubten von ihm, er würde ein Prediger werden wollen.

Endlich entwickelte sich die ganze Sache auf einmal. An einem Nachmittag im Juli spazierte Herr Spanier in der Stube auf und ab, wie er zu tun pflegte, wenn er eine wichtige Sache überlegte, Stilling aber arbeitete an seinen Sprachen und an der Information. „Hört,

Präzeptor!“ fing endlich Spanier an, „mir fällt da auf einmal ein, was Ihr tun sollt, Ihr müßt Medizin studieren.“

Ich kann es nicht aussprechen, wie Stilling bei diesem Vorschlag zu Mute war, er konnte sich fast nicht auf den Füßen halten, so daß Herr Spanier erschrak, ihn angriff und sagte: „Was fehlt Euch?“ „O, Herr Spanier! was soll ich sagen, was soll ich denken? Das ist es, wozu ich bestimmt bin. Ja, ich fühle in meiner Seele, das ist das große Ding, das immer vor mir verborgen gewesen, das ich solange gesucht und nicht habe finden können! Dazu hat mich der himmlische Vater von Jugend auf durch schwere und harte Prüfungen vorbereiten wollen. Gelobet sei der barmherzige Gott, daß er mir doch endlich seinen Willen offenbart hat, nun will ich auch getrost seinem Wink folgen.“

Hierauf lief er nach seiner Schlafkammer, fiel auf seine Knie, dankte Gott und bat den Vater der Menschen, daß er ihn nun den nächsten Weg zum bestimmten Zweck führen möchte. Er besann sich auf seine ganze Führung, und nun sah er klar ein, warum er eine so ausgesonderte Erziehung genossen, warum er die lateinische Sprache so früh habe lernen müssen, warum sein Trieb zur Mathematik und zur Erkenntnis der verborgenen Kräfte der Natur ihm eingeschaffen worden, warum er durch viele Leiden beugsam und bequem gemacht worden, allen Menschen zu dienen, warum eine Zeit her seine Lust zur Philosophie so gewachsen, daß er die Logik und Metaphysik habe studieren müssen, und warum er endlich zur griechischen Sprache solche Neigung bekommen. Nun wußte er seine Bestimmung, und von Stund an beschloß er, für sich zu studieren und solange Materialien zu sammeln, bis es Gott gefallen würde, ihn nach der Universität zu schicken.

Herr Spanier gab ihm nun Erlaubnis, des Abends einige Stunden für sich zu nehmen; er brauchte ihn auch nicht mehr so stark in Handlungsgeschäften, damit er Zeit haben möchte zu studieren. Stilling setzte nun mit

Gewalt sein Sprachstudium fort und fing an, sich mit der Anatomie aus Büchern bekannt zu machen. Er las Krügers Naturlehre und machte sich alles, was er las, ganz zu eigen, er suchte sich auch einen Plan zu formieren, wonach er seine Studien einrichten wollte, und dazu verhalfen ihm einige berühmte Ärzte, mit denen er korrespondierte. Mit einem Wort, alle Disziplinen der Arzneikunde ging er für sich so gründlich durch, als es ihm für die Zeit möglich war, damit er sich doch wenigstens allgemeine Begriffe von allen Stücken verschaffen möchte.

Diese wichtige Neuigkeit schrieb er sofort an seinen Vater und Oheim. Sein Vater antwortete ihm darauf: daß er ihn der Führung Gottes überlasse, nur könne er von seiner Seite auf keine Unterstützung hoffen, er sollte nur behutsam sein, damit er sich nicht in ein neues Labyrinth stürzen möchte. Sein Oheim aber war ganz unwillig auf ihn, der glaubte ganz gewiß, daß es nur ein bloßer Hang zu neuen Dingen sei, der sicherlich übel ausschlagen würde. Stilling ließ sich das alles gar nicht anfechten, sondern fuhr nur getrost fort, zu studieren. Wo die Mittel herkommen sollten, das überließ er der väterlichen Vorsehung Gottes.

Im folgenden Frühjahr, als er schon ein Jahr studiert hatte, mußte er wieder in Geschäften seines Herrn ins Salensche Land reisen. Dieses erfreute ihn ungemein, denn er hoffte jetzt, seine Freunde mündlich besser zu überzeugen, daß es wirklich der Wille Gottes über ihn sei, die Medizin zu studieren. Er ging also des Morgens früh fort, und des Nachmittags kam er bei seinem Oheim zu Lichthausen an. Dieser ehrliche Mann fing sofort nach der Bewillkommnung an, mit ihm zu disputieren wegen seines neuen Vorhabens. Die ganze Frage war: Wo soll soviel Geld herkommen, das zu einem so weitläufigen und kostbaren Studium erfordert wird? — Stilling beantwortete diese Frage immer mit seinem Symbolum: Jehovah jireh (der Herr wird es versehen).

Des andern Morgens ging er auch zu seinem Vater; dieser war ebenfalls sorgfältig und fürchtete, er möchte in

diesem wichtigen Vorhaben scheitern; doch disputierte er nicht mit ihm, sondern überließ ihn seinem Schicksal.

Nachdem er nun seine Geschäfte verrichtet hatte, ging er wieder zu seinem Vater, nahm Abschied von ihm und darauf zu seinem Oheim. Dieser war aber in ein paar Tagen ganz verändert. Stilling erstaunte darüber, noch mehr aber, als er die Ursache vernahm. „Ja,“ sagte Johann Stilling, „Ihr müßt Medizin studieren; jetzt weiß ich, daß es Gottes Wille ist!“

Um diese Sache in ihrem Ursprung begreifen zu können, muß ich eine kleine Abschweifung machen, die Johann Stilling betrifft. Er war, noch ehe er Landmesser wurde, mit einem sonderbaren Mann, einem katholischen Pfarrer, bekannt geworden, dieser war ein sehr geschickter Augenarzt und weit und breit wegen seiner Kuren berühmt. Nun hatte Johann Stillings Frau sehr wehe Augen, deswegen ging ihr Mann zu Molitor hin, um etwas für sie zu holen. Der Pfarrer merkte bald, daß Johann einen offenen Kopf hatte, und deswegen munterte er ihn auf, sich wacker in der Geometrie zu üben. Molitor hatte es gut mit ihm vor, er hatte Anleitung, bei einem sehr reichen und vornehmen Freiherrn Rentmeister zu werden, und dieser Dienst gefiel ihm besser als seine Pfarrei. Nun war dieser Freiherr ein großer Liebhaber von der Geometrie und willens, alle seine Güter auf Karten bringen zu lassen. Hierzu bestimmte Molitor Johann Stilling, und dieses geriet auch vollkommen. Solange der alte Freiherr lebte, hatten Molitor, Johann Stilling und zuweilen auch Wilhelm Stilling ihr Brot von diesem Herrn; als dieser aber starb, so wurde Molitor abgedankt, und die Landmesserei hatte auch ein Ende.

Nun wurde Molitor in seinem Alter Vikar in einem Städtchen, welches vier Stunden von Lichthausen nordwärts liegt. Seine meiste Beschäftigung bestand in chemischen Arbeiten und Augenkuren, worin er noch immer der berühmteste Mann in der ganzen Gegend war.

Gerade nun während der Zeit, daß Heinrich Stilling in Geschäften seines Herrn im Salenschen Lande war,

schrieb der alte Herr Molitor an Johann Stilling: „daß er alle seine Geheimnisse für die Augen ganz getreu und umständlich, ihren Gebrauch und Zubereitung sowohl als auch die Erklärung der vornehmsten Augenkrankheiten nebst ihrer Heilmethode aufgesetzt habe. Da er nun alt und nahe an seinem Ende sei, so wünschte er dieses gewiß herrliche Manuskript in guten Händen zu sehen. In Betracht nun der festen und genauen Freundschaft, welche unter ihnen beiden, ungeachtet der Religionsungleichheit, ununterbrochen fortgewährt habe, wollte er ihn freundlich ersuchen, ihm zu melden: ob nicht jemand Rechtschaffenes in seiner Familie sei, der wohl Lust hätte, die Arzneiwissenschaft zu studieren, den sollte er zu ihm schicken, er wäre bereit, demselben sofort das Manuskript nebst noch andern schönen medizinischen Sachen zu übergeben, und zwar ganz umsonst, doch mit der Bedingung, daß er ein Handgelübde tun müßte, jederzeit arme Notleidende umsonst damit zu bedienen. Nur müßte es jemand sein, der Medizin studieren wollte, damit die Sachen nicht unter Pfuschers Hände geraten möchten.

Dieser Brief hatte Johann Stilling in Absicht auf seinen Vetter ganz umgeschmolzen. Daß er gerade in diesem Zeitpunkt ankam, und daß Herr Molitor gerade in dieser Zeit, da sein Vetter Medizin studieren wollte, auf den Einfall kam, das schien ihm ein ganz überzeugender Beweis zu sein, daß Gott die Hand mit im Spiel habe; deswegen sprach er auch zu Stilling: „Lest diesen Brief, Vetter! ich habe nichts mehr gegen Euer Vorhaben einzuwenden! Ich sehe, es ist Gottes Finger.“

Sofort schrieb Johann Stilling einen sehr freundschaftlichen und dankbaren Brief an Herrn Molitor und empfahl ihm seinen Vetter aufs beste. Mit diesem Brief wanderte des andern Morgens Stilling nach dem Städtchen hin, wo Molitor wohnte. Als er dahin kam, fragte er nach diesem Herrn; man wies ihm ein kleines niedliches Häuschen. Stilling schellte, und eine betagte Frauensperson tat ihm die Tür auf und fragte, wer er wäre? Er antwortete: „Ich heiße Stilling und habe etwas mit dem Herrn Pastor zu

sprechen. Sie ging hinauf; nun kam der alte Greis selber, bewillkommnete Stilling und führte ihn hinauf in sein kleines Kabinettchen. Hier überreichte er seinen Brief. Nachdem Molitor denselben gelesen, so umarmte er Stilling und erkundigte sich nach seinen Umständen und nach seinem Vorhaben. Er blieb diesen ganzen Tag bei ihm, besah das niedliche Laboratorium, seine bequeme Augenapotheke und seine kleine Bibliothek. „Dieses alles,“ sagte Herr Molitor, „will ich Ihnen in meinem Testament vermachen, ehe ich sterbe.“ So verbrachten sie diesen Tag recht vergnügt zusammen.

Des andern Morgens früh gab Molitor das Manuskript an Stilling ab, doch mit dem Beding, daß er es abschreiben und ihm das Original wieder zustellen sollte; dagegen gelobte Molitor mit einem teuren Eid, daß er es niemand weitergeben, sondern es so verbergen wollte, daß es niemals jemand wiederfinden könnte. Über das hatte der ehrliche Greis noch verschiedene Bücher apart gestellt, die er Stilling mit nächstem zu schicken versprach; allein dieser packte sie in seinen Reisesack, nahm sie auf seinen Buckel und trug sie fort. Molitor begleitete ihn bis vor das Tor, da sah er auf gen Himmel, faßte Stilling an der Hand und sagte: „Der Herr! der Heilige! der Überallgegenwärtige! bewirke Sie durch Seinen heiligen Geist zum besten Menschen, zum besten Christen und zum besten Arzt!“ Hierauf küßten sie sich und schieden voneinander.

Stilling vergoß Tränen bei diesem Abschied und dankte Gott für diesen vortrefflichen Freund. Er hatte zehn Stunden bis zu Herrn Spanier hin; diese machte er noch heute ab und kam des Abends, schwer mit Büchern beladen, zu Hause an. Er erzählte seinem Patron den neuen Vorfall; dieser bewunderte mit ihm die sonderbare Führung und Leitung Gottes.

Nun begab sich Stilling ans Abschreiben. In vier Wochen hatte er dieses, bei seinen Geschäften, vollendet. Er packte also ein Pfund guten Tee, ein Pfund Zucker und sonst noch ein und andres in den Reisesack, desgleichen auch die beiden Manuskripte, und ging an einem frühen

Morgen wieder fort, um seinen Freund Molitor zu besuchen und ihm sein Manuskript wiederzubringen. Am Nachmittag kam er vor seiner Haustür an und schellte; er wartete ein wenig, schellte wieder, aber es tat ihm niemand auf. Indessen stand eine Frau in einem Hause gegenüber an der Tür, die fragte, zu wem er wollte? Stilling antwortete: „Zu dem Herrn Pastor Molitor!“ Die Frau sagte: „Der ist seit acht Tagen in der Ewigkeit!“ — Stilling erschrak, daß er blaß wurde, er ging in ein Wirtshaus, wo er sich nach Molitors Todesumständen erkundigte und wer sein Testament auszuführen hätte. Hier hörte er, daß er plötzlich am Schlag gestorben und daß kein Testament vorhanden wäre. Stilling kehrte also mit seinem Reisesack wieder um und ging noch vier Stunden zurück, wo er in einem Städtchen bei einem guten Freund übernachtete, so daß er frühzeitig des andern Tages wieder zu Haus war. Den ganzen Weg durch konnte er sich des Weinens nicht enthalten, ja er hätte gern auf Molitors Grab geweint, wenn der Zugang zu seiner Gruft nicht verschlossen gewesen wäre.

Sobald er zu Hause war, fing er an, die Molitorschen Medikamente zu bereiten. Nun hatte Herr Spanier einen Knecht, dessen Knabe von zwölf Jahren seit langer Zeit sehr wehe Augen gehabt hatte; an diesem machte Stilling seinen ersten Versuch, und der geriet vortrefflich, so daß der Knabe in kurzer Zeit heil wurde; daher kam er bald in eine ordentliche Praxis, so daß er viel zu tun hatte, und schon gegen den Herbst hatte sich das Gerücht von seinen Kuren vier Stunden umher, bis nach Schönenthal, verbreitet.

Meister Isak zu Waldstädt sah seines Freundes Gang und Schicksale mit an und freute sich von Herzen über ihn, ja er schwamm im Vergnügen, wenn er sich vorstellte, wie er dermaleinst den Doktor Stilling besuchen und sich mit ihm ergötzen wollte. Allein Gott machte einen Strich durch diese Rechnung, denn Meister Isak wurde krank, Stilling besuchte ihn fleißig und sah mit Schmerzen seinen nahen Tod. Den letzten Tag vor seinem Abschied saß

Stilling am Bette seines Freundes; Isak richtete sich auf, faßte ihn an der Hand und sprach: „Freund Stilling! Ich werde sterben und eine Frau mit vier Kindern hinterlassen; für ihren Unterhalt Sorge ich nicht, denn der Herr wird sie versorgen; aber ob sie in des Herrn Wegen wandeln werden, das weiß ich nicht, und darum trage ich Ihnen die Aufsicht über sie auf, stehen Sie ihnen mit Rat und Tat bei, der Herr wird es Ihnen vergelten.“ Stilling versprach das von Herzen gerne, solange als seine Aufsicht möglich sein würde. Isak fuhr fort: „Wenn Sie von Herrn Spanier wegziehen werden, so entlasse ich Sie Ihres Versprechens, — jetzt aber bitte ich Sie: Denken Sie immer in Liebe an mich und leben Sie so, daß wir im Himmel ewig vereinigt sein können.“ Stilling vergoß Tränen und sagte: „Bitten Sie für mich um Gnade und Kraft!“ — „Ja!“ sagte Isak, „das werde ich erst tun, wenn ich werde vollendet sein, jetzt habe ich mit mir selber genug zu schaffen.“ Stilling vermutete sein Ende noch so gar nahe nicht, daher ging er von ihm weg und versprach morgen wiederzukommen; allein diese Nacht starb er. Stilling ging bei seinem Leichenkondukt der Vorderste, weil er keine Anverwandten hatte; er weinte über seinem Grabe und betrauerte ihn als einen Bruder. Seine Frau starb nicht lange nach ihm, seine Kinder aber sind alle recht wohl versorgt.

Nachdem nun Stilling beinahe sechs Jahre bei Herrn Spanier in Kondition gewesen war und dabei die Augenkuren fortsetzte, so trug es sich bisweilen zu, daß sein Herr mit ihm von einem bequemen Plan redete, nach welchem er sich mit seinem Studieren zu richten hätte. Herr Spanier schlug ihm vor, er sollte noch einige Jahre bei ihm bleiben und so für sich studieren, alsdann wolle er ihm ein paar hundert Reichstaler geben, damit könne er nach einer Universität reisen, sich examinieren und promovieren lassen und nach einem Vierteljahr wiederkommen und so bei Herrn Spanier ferner wohnen bleiben. Was er dann weiter mit ihm vorhatte, ist mir nicht bekannt geworden.

Dieser Plan gefiel Stilling ganz und gar nicht. Sein Zweck war, die Medizin auf einer Universität aus dem Grunde zu studieren; er zweifelte auch nicht, der Gott, der ihn dazu berufen habe, der würde ihm auch Mittel und Wege an die Hand geben, daß er es ausführen könne. Hiermit war aber Spanier nicht zufrieden, und deswegen schwiegen sie beide endlich ganz still von der Sache.

Im Herbst des Jahres 1769, als Stilling eben sein dreißigstes Jahr angetreten hatte und sechs Jahre bei Herrn Spanier gewesen war, bekam er von einem Kaufmann zu Rasenheim, eine Stunde diesseits Schöntenal, der sich Friedenberg schrieb, einen Brief, worin ihn dieser Mann ersuchte, sobald als möglich nach Rasenheim zu kommen, weil einer seiner Nachbarn einen Sohn habe, der seit einigen Jahren mit bösen Augen behaftet gewesen und Gefahr laufe, blind zu werden. Herr Spanier trieb ihn an, alsofort zu gehen. Stilling tat das, und nach drei Stunden, gerade vormittags, kam er bei Herrn Friedenberg zu Rasenheim an. Dieser Mann bewohnte ein schönes, niedliches Haus, welches er vor ganz kurzer Zeit hatte bauen lassen. Die Gegend, wo er wohnte, war überaus angenehm. Sobald Stilling in das Haus trat und überall Ordnung, Reinlichkeit und Zierde ohne Pracht bemerkte, so freute er sich und fühlte, daß er da würde wohnen können. Als er aber in die Stube trat und Herrn Friedenberg selber nebst seiner Gattin und neun schönen, wohlgewachsenen Kindern so der Reihe nach sahe, wie sie alle zusammen nett und zierlich, aber ohne Pracht gekleidet da gingen und standen, wie alle Gesichter Wahrheit, Rechtschaffenheit und Heiterkeit um sich strahlten, so war er ganz entzückt, und nun wünschte er wirklich, ewig bei diesen Leuten zu wohnen. Da war kein Treiben, kein Ungestüm, sondern eitel wirksame Tätigkeit aus Harmonie und gutem Willen.

Herr Friedenberg bot ihm freundlich die Hand und nötigte ihn zum Mittagessen. Stilling nahm das Anerbieten mit Freuden an. Sowie er mit diesen Leuten

redete, so entdeckte sich sofort eine unaussprechliche Übereinstimmung der Geister; alle liebten Stilling in dem Augenblick, und er liebte sie auch alle über die Maßen. Sein ganzes Gespräch mit Herrn und Frau Friedenberg war bloß vom Christentum und der wahren Gottseligkeit, wovon diese Leute ganz und allein Werk machten.

Nach dem Essen ging Herr Friedenberg mit ihm zum Patienten, welchen er besorgte, und darauf wieder mit seinem Freund zurück, um Kaffee zu trinken. Mit einem Wort, diese drei Gemüther, Herr und Frau Friedenberg und Stilling, schlossen sich fest zusammen, wurden ewige Freunde, ohne sich es sagen zu dürfen. Des Abends ging letzterer wieder zurück an seinen Ort, allein er fühlte etwas Leeres nach diesem Tage, er hatte seit der Zeit seiner Jugend nie wieder eine solche Haushaltung angetroffen, er hätte gern näher bei Herrn Friedenberg gewohnt, um mehr mit ihm und seinen Leuten umgehen zu können.

Indessen fing der Patient zu Rasenheim an, sich zu bessern, und es fanden sich mehrere in dieser Gegend, sogar in Schöental selbst, die seine Hilfe begehrten; daher beschloß er, mit Genehmigung des Herrn Spaniers, alle vierzehn Tage des Samstags nachmittags wegzugehen, um seine Patienten zu besuchen und des Montags morgens wiederzukommen. Er richtete es deswegen so ein, daß er des Samstags abends bei Herrn Friedenberg ankam, des Sonntags morgens ging er dann umher und bis nach Schöental, besuchte seine Kranken, und des Sonntags abends kam er wieder nach Rasenheim, von wo er des Montags morgens wieder nach Hause ging. Bei diesen vielfältigen Besuchen wurde seine genaue Verbindung mit Herrn Friedenberg und seinem Hause immer stärker; er erlangte auch eine schöne Bekanntschaft in Schöental mit vielen frommen gottesfürchtigen Leuten, die ihn Sonntags mittags wechselweise zum Essen einluden und sich mit ihm vom Christentum und andern guten Sachen unterhielten.

Dieses dauerte so fort bis in den Februar des folgenden 1770sten Jahrs, als Frau Friedenberg von einem jungen

Töchterlein entbunden wurde; diese frohe Neuigkeit machte Herr Friedenberg nicht nur seinem Freunde Stilling bekannt, sondern er ersuchte ihn sogar des folgenden Freitags als Gevatter bei seinem Kinde an der Taufe zu stehen. Dieses machte Stilling große Freude. Herr Spanier indessen konnte nicht begreifen, wie ein Kaufmann dazu komme, den Bedienten eines andern Kaufmanns zu Gevatter zu bitten; allein Stilling wunderte das nicht, denn Herr Friedenberg und er wußten von keinem Unterschied des Standes mehr, sie waren Brüder.

Zur bestimmten Zeit ging also Stilling hin, um der Taufe beizuwohnen. Nun hatte aber Herr Friedenberg eine Tochter, welche die älteste unter seinen Kindern und damals im einundzwanzigsten Jahre war. Dieses Mädchen hatte von ihrer Jugend an die Stille und Eingezogenheit geliebt, und deswegen war sie blöde gegen alle fremden Leute, besonders wenn sie etwas vornehmer gekleidet waren als sie gewohnt war. Ob dieser Umstand zwar in Ansehung Stillings nicht im Wege stand, so vermied sie ihn doch soviel sie konnte, so daß er sie wenig zu sehen bekam. Ihre ganze Beschäftigung hatte von Jugend auf in anständigen Hausgeschäften und dem nötigen Unterricht in der christlichen Religion nach dem evangelisch-lutherischen Bekenntnis nebst Schreiben und Lesen bestanden; mit einem Worte, sie war ein niedliches, artiges junges Mädchen, die eben nirgends in der Welt gewesen war, um nach der Mode leben zu können, deren gutes Herz aber alle diese einem rechtschaffenen Mann unbedeutende Kleinigkeiten reichlich ersetzte.

Stilling hatte diese Jungfer vor den andern Kindern seines Freundes nicht vorzüglich bemerkt, er fand in sich keinen Trieb dazu, und er durfte auch an so etwas nicht denken, weil er noch vorher weitausschende Dinge aus dem Wege zu räumen hatte.

Dieses liebenswürdige Mädchen hieß Christine. Sie war seit einiger Zeit schwer krank gewesen, und die Ärzte verzweifelte alle an ihrem Aufkommen. Wenn nun Stilling nach Rasenheim kam, so fragte er nach ihr, als nach der

Tochter seines Freundes; da ihm aber niemand Anlaß gab, sie auf ihrem Zimmer zu besuchen, so dachte er auch nicht daran.

Diesen Abend aber, nachdem die Kindtaufe beendet war, stopfte Herr Friedenberg seine lange Pfeife und fragte seinen neuen Gevatter: „Gefällt es Ihnen, einmal mit mir meine kranke Tochter zu besuchen? Mich verlangt, was Sie von ihr sagen werden, Sie haben doch schon mehr Erkenntnis von Krankheiten als ein anderer.“ Stilling war dazu willig; sie gingen zusammen hinauf ins Zimmer der Kranken. Sie lag matt und elend im Bett, doch hatte sie noch viel Munterkeit des Geistes. Sie richtete sich auf, gab Stilling die Hand und hieß ihn sitzen. Beide setzten sich also vors Bett ans Nachttischchen. Christine schämte sich jetzt vor Stilling nicht, sondern sie redete mit ihm von allerhand das Christentum betreffenden Sachen. Sie wurde ganz aufgeräumt und vertraulich. Nun hatte sie oft bedenkliche Zufälle, deswegen mußte jemand des Nachts bei ihr wachen; dieses geschah aber auch zum Teil deswegen, weil sie nicht viel schlafen konnte. Als nun beide eine Weile bei ihr gesessen hatten und eben weggehen wollten, so ersuchte die kranke Jungfer ihren Vater, ob er wohl erlauben wollte, daß Stilling mit ihrem älteren Bruder diese Nacht bei ihr wachen möchte? Herr Friedenberg gab das sehr gerne zu, mit dem Beding aber, wenn es Stilling nicht zuwider sei. Dieser leistete sowohl der Kranken als auch den Ihrigen diesen Freundschaftsdienst gerne. Er begab sich also mit dem ältesten Sohn des Abends um neun Uhr auf ihr Zimmer; beide setzten sich vor das Bett, ans Nachttischchen und sprachen mit ihr von allerhand Sachen, um sich die Zeit zu vertreiben, zuweilen lasen sie auch etwas dazwischen.

Des Nachts um ein Uhr sagte die Kranke zu ihren beiden Wächtern: sie möchten ein wenig still sein, sie glaubte etwas schlafen zu können. Dieses geschah. Der junge Herr Friedenberg schlich indessen herab, um etwas Kaffee zu besorgen; er blieb aber ziemlich lang aus, und Stilling begann auf seinem Stuhl zu nicken. Nach etwa

einer Stunde regte sich die Kranke wieder. Stilling schob die Gardine ein wenig voneinander und fragte sie, ob sie geschlafen habe? Sie antwortete: „Ich habe so wie im Taumel gelegen. Hören Sie, Herr Stilling! Ich habe einen sehr lebhaften Eindruck in mein Gemüt bekommen, von einer Sache, die ich aber nicht sagen darf, als zu einer andern Zeit.“ Bei diesen Worten wurde Stilling ganz starr, er fühlte vom Scheitel bis unter die Fußsohle eine noch nie empfundene Erschütterung, und auf einmal fuhr ihm ein Strahl durch die Seele wie ein Blitz. Es wurde ihm klar in seinem Gemüt, was jetzt der Wille Gottes sei und was die Worte der kranken Jungfer bedeuteten. Mit Tränen in den Augen stand er auf, bückte sich ins Bett und sagte: „Ich weiß es, liebe Jungfer! was sie für einen Eindruck bekommen hat und was der Wille Gottes ist.“ Sie fuhr auf, reckte ihre rechte Hand heraus und versetzte: „Wissen Sie's?“ — Damit schlug Stilling seine rechte Hand in die ihrige und sprach: „Gott im Himmel segne uns! Wir sind auf ewig verbunden!“ — Sie antwortete: „Ja! wir sind's auf ewig!“ —

Als bald kam der Bruder und brachte den Kaffee, setzte ihn hin, und alle drei tranken zusammen. Die Kranke war ganz ruhig, wie vorher; sie war weder freudiger noch trauriger, so als wenn nichts Sonderliches vorgefallen wäre. Stilling aber war wie ein Trunkener, er wußte nicht, ob er gewacht oder geträumt hatte, er konnte sich über diesen unerhörten Vorfall weder besinnen noch nachdenken. Indessen fühlte er doch eine unbeschreiblich zärtliche Neigung in seiner Seele gegen die teure Kranke, so daß er mit Freuden sein Leben für sie würde aufopfern können, wenn's nötig wäre, und diese reine Flamme war so, ohne angezündet zu werden, wie ein Feuer vom Himmel auf sein Herz gefallen; denn gewiß, seine Verlobte hatte jetzt weder Reize, noch Willen, zu reizen, und er war in einer solchen Lage, wo ihm vor dem Gedanken, zu heiraten, schauderte. Doch wie gesagt: er war betäubt und konnte über seinen Zustand nicht eher nachdenken, bis des andern Morgens, da er wieder zurück

nach Hause reiste. Er nahm vorher zärtlich Abschied von seiner Geliebten, bei welcher Gelegenheit er seine Furcht äußerte, allein sie war ganz getrost bei der Sache und versetzte: „Gott hat gewiß diese Sache angefangen, er wird sie auch gewiß vollenden!“

Unterwegs fing nun Stilling an, vernünftig über seinen Zustand nachzudenken, die ganze Sache kam ihm entsetzlich vor. Er war überzeugt, daß Herr Spanier, sobald er diesen Schritt erfahren würde, alsofort seinen Beistand von ihm abziehen und ihn abdanken würde, folglich wäre er dann ohne Brot und wieder in seine vorigen Umstände versetzt. Überdies konnte er sich unmöglich vorstellen, daß Herr Friedenberg mit ihm zufrieden sein würde; denn in solchen Umständen sich mit seiner Tochter zu verloben, wo er für sich selber kein Brot verdienen, geschweige Frau und Kinder ernähren konnte, ja sogar ein großes Kapital nötig hatte, das war eigentlich ein schlechtes Freundschaftsstück, es konnte vielmehr als ein schrecklicher Mißbrauch derselben angesehen werden. Diese Vorstellungen machten Stilling herzlich angst, und er fürchtete in noch beschwerlichere Umstände zu geraten, als er jemals erlebt hatte. Es war ihm als einem, der auf einen hohen Felsen am Meer geklettert ist und ohne Gefahr, zerschmettert zu werden, nicht herabkommen kann, er wagt's und springt ins Meer, ob er sich mit Schwimmen noch retten möge.

Stilling wußte auch keinen andern Rat mehr; er warf sich mit seinem Mädchen in die Arme der väterlichen Fürsorge Gottes, und nun war er ruhig; er beschloß aber dennoch, weder Herrn Spanier, noch sonst jemand in der Welt etwas von diesem Vorfall zu sagen.

Herr Friedenberg hatte Stilling die Erlaubnis gegeben, alle Medikamente in dieser Gegend nun an ihn zur ferneren Besorgung zu übergeben; deswegen schickte er des folgenden Samstags, welches neun Tage nach seiner Verlobung war, ein Päckchen Medizin an ihn ab, wozu er einen Brief fügte, der ganz aus seinem Herzen geflossen war,

und welcher ziemlich entdeckte, was darin vorging; ja was noch mehr war, er schlug sogar ein versiegeltes Schreiben an seine Verlobte darin ein, und alles dieses tat er ohne Überlegung und Nachdenken, was für Folgen daraus entstehen könnten; als aber das Paket fort war, da überdachte er erst, was daraus werden könnte, ihm schlug das Herz, und er wußte sich fast nicht zu fassen.

Niemals ist ein Weg für ihn saurer gewesen, als wie er acht Tage hernach des Samstags Abends seinen gewöhnlichen Gang nach Rasenheim ging. Je näher er dem Hause kam, je mehr klopfte sein Herz. Nun trat er zur Stubentür hinein. Christine hatte sich etwas erholt; sie war daselbst mit ihren Eltern und einigen Kindern. Er ging, wie gewöhnlich, mit freudigem Blick auf Friedenberg zu, gab ihm die Hand, und dieser empfing ihn mit gewöhnlicher Freundschaft, so auch die Frau Friedenberg und endlich auch Christine. Stilling ging nun wieder hinaus und hinauf nach seinem Schlafzimmer, um ein und andres, das er bei sich hatte, abzulegen. Ihm war schon ein Stein von Herzen, denn sein Freund hatte entweder nichts gemerkt, oder er war mit der ganzen Sache zufrieden. Er ging nun wieder hinunter und erwartete, was ferner vorging. Als er unten auf die Treppe kam, so winkte ihm Christine, die gegen der Wohnstube über, in einer Kammertür stand; er ging zu ihr, sie schloß die Kammertür hinter ihm zu, und beide setzten sich nebeneinander. Christine fing nun an:

„Ach! welchen Schrecken hast du mir mit deinen Briefen eingejagt! Meine Eltern wissen alles. Höre, ich will dir alles sagen, wie es gegangen ist. Als die Briefe kamen, war ich in der Stube, mein Vater auch, meine Mutter aber war in der Kammer auf dem Bett. Mein Vater brach den Brief auf, er fand noch einen darin an mich, er reichte mir denselben mit den Worten: ‚Da ist auch ein Brief an dich.‘ Ich wurde rot, nahm ihn an und las ihn. Mein Vater las den seinigen auch, schüttelte zuweilen den Kopf, stand und bedachte sich, dann las er wieder. Endlich ging er in die Kammer zu meiner Mutter;

ich konnte alles verstehen, was gesprochen wurde. Mein Vater las ihr den Brief vor. Als er ausgelesen hatte, so lachte meine Mutter und sagte: ‚Begreifst du auch wohl, was der Brief bedeutet? Er hat Absichten auf unsre Tochter.‘ Mein Vater antwortete: ‚Das ist nicht möglich, er ist ja nur eine Nacht mit meinem Sohn bei ihr gewesen, dazu ist sie krank, und doch kommt mir auch der Brief bedenklich vor.‘ ‚Ja, ja!‘ sagte die Mutter, ‚denke nicht anders, es ist so.‘ Nun ging mein Vater hinaus und sagte nichts mehr. Als bald rief mir meine Mutter: ‚Komm, Christine! Lege dich ein wenig zu mir, du bist gewiß des Sitzens müde.‘ Ich ging zu ihr und legte mich neben sie. ‚Höre!‘ fing sie an, ‚hat Gevatter Stilling Neigung zu dir?‘ Ich sagte rund heraus: Ja! das hat er. Sie fuhr fort: ‚Ihr seid doch noch nicht versprochen?‘ ‚Ja, Mutter!‘ antwortete ich: ‚Wir sind auch versprochen;‘ und nun mußte ich weinen. ‚Gott im Himmel!‘ sagte meine Mutter: ‚Wie ist das zugegangen? Ihr seid ja nicht zusammen gewesen!‘ Nun erzählte ich ihr umständlich alles, wie es gegangen ist, und sagte ihr die klare Wahrheit. Sie erstaunte darüber und sagte: ‚Du tust einen harten Angang. Stilling muß noch erst studieren, ehe ihr beisammen leben könnt, wie willst du das aushalten? Du bist ohnehin schwächlichen Gemüts und Leibes.‘ Ich antwortete: ‚Ich will mich schicken, so gut ich kann, der Herr wird mir beistehen! Ich muß diesen heiraten; und wenn ihr Eltern mir es verbietet, so will ich euch darin gehorchen, aber einen andern werde ich nie nehmen.‘ ‚Das wird keine Not haben,‘ versetzte meine Mutter. Sobald nun meine beide Eltern wieder allein in der Kammer und ich in der Stube war, so erzählte sie meinem Vater alles, ebenso wie ich’s ihr erzählt hatte. Er schwieg lange, endlich fing er an: ‚Das ist mir eine unbegreifliche Sache, ich kann nichts dazu sagen.‘ So steht die Sache noch, mein Vater hat mir kein Wort gesagt, weder gutes, noch böses. Nun ist es aber unsre Pflicht, daß wir noch diesen Abend unsre Eltern fragen und ihre völlige Einwilligung erhalten. Soeben, wie du die Treppe heraufgingst, sagte mein Vater zu mir: ‚Geh’ mit

Stilling in die andre Stube allein, du sollst wohl mit ihm zu reden haben.“

Stilling hüpfte das Herz vor Freuden. Er fühlte nun gar wohl, daß seine Sache einen erwünschten Ausschlag nehmen würde. Er unterredete sich noch ein Stündchen mit seiner Geliebten; sie verbanden sich noch einmal, mit ineinander geschlossenen Armen, zu einer ewigen Treue und zu einem rechtschaffenen Wandel vor Gott und Menschen.

Des Abends nach dem Essen, als alles im Hause schlafen war, saßen nur noch Herr und Frau Friedenberg nebst Christine und Stilling in der Stube. Letzterer fing nun an und erzählte getreu den ganzen Vorfall mit den kleinsten Umständen und schloß mit diesen Worten: „Nun frage ich Sie aufrichtig: ob Sie mich von Herzen gern unter die Zahl Ihrer Kinder aufnehmen wollen? Ich werde alle kindlichen Pflichten durch Gottes Gnade treulich erfüllen, und ich protestiere feierlich gegen alle Hilfe und Beistand zu meinem Studieren. Ich begehre nur bloß Ihre Jungfer Tochter; ja, ich nehme Gott zum Zeugen, daß mir der Gedanke der fürchterlichste ist, den ich haben kann, wenn ich mir vorstelle, daß Sie wohl denken könnten: ich hätte bei dieser Verbindung eine unedle Absicht gehabt.“

Herr Friedenberg seufzte tief, und ein paar Tränen liefen seine Wangen herunter. „Ja,“ sagte er: „Herr Gevatter! Ich bin damit zufrieden und nehme Sie willig zu meinem Sohn an; denn ich sehe, daß Gottes Finger in dieser Sache wirkt. Ich kann nichts dawider einwenden; zudem kenne ich Sie und weiß wohl, daß Sie zu ehrlich sind, um solche unchristliche Absichten zu haben; das muß ich aber noch hinzufügen, daß ich auch gar nicht imstande dazu bin, Sie studieren zu lassen.“ Nun wendete er sich zu Christine und sagte: „Getraust du dich aber auch, die lange Abwesenheit deines Geliebten zu ertragen?“ Sie antwortete: „Ja, Gott wird mir Kraft dazu geben!“

Nun stand Herr Friedenberg auf, umarmte Stilling,

küßte ihn und weinte an seinem Halse; nach ihm tat Frau Friedenberg dasselbe. Die Empfindung läßt sich nicht aussprechen, die Stilling dabei fühlte; es war ihm, als wenn er in ein Paradies versetzt würde. Wo das Geld zu seinem Studieren herkommen sollte, darum bekümmerte er sich gar nicht. Die Worte: der Herr wird's versehen! waren so tief in seine Seele gegraben, daß er nicht sorgen konnte.

Nun ermahnte ihn Herr Friedenberg, daß er noch dieses Jahr bei Herrn Spanier aushalten, alsdann sich aber folgenden Herbst nach Universitäten begeben möchte. Stilling war das recht nach seinem Sinn und ohnehin sein Wille. Endlich beschlossen sie alle zusammen, diese ganze Sache geheim zu halten, um den schiefen Urteilen der Menschen vorzubeugen, und dann durch eifriges Gebet von allen Seiten den Segen von Gott zu diesem wichtigen Vorhaben zu erbitten.

Stilling setzte nun bei Herrn Spanier seine Bedienung noch immer fort, desgleichen seine gewöhnlichen Gänge nach Rasenheim und Schöntenal. Ein Vierteljahr vor Michaelis kündigte er Herrn Spanier sein Vorhaben höflich und freundschaftlich an und bat ihn, ihm doch diesen Schritt nicht zu verübeln, indem es endlich im dreißigsten Jahr seines Alters einmal Zeit sei, für sich selber zu sorgen. Herr Spanier antwortete zu dem allem nicht ein Wort, sondern schwieg ganz still; aber von dem an war sein Herz von Stilling ganz abgekehrt, so daß ihm das letzte Vierteljahr noch ziemlich sauer wurde, nicht daß ihm jemand etwas in den Weg legte, sondern weil die Freundschaft und das Zutrauen ganz hin war.

Vier Wochen vor der Frankfurter Herbstmesse nahm also Stilling von seinem bisherigen lieben Patron und dem ganzen Hause Abschied. Herr Spanier weinte blutige Tränen, aber er sagte kein Wort, weder gutes noch böses. Stilling weinte auch; und so verließ er seine letzte Schule oder Informationsbedienung und zog nach Rasenheim zu seinen Freunden, nachdem er sieben ganzer schöner Jahre an einem Ort ruhig verlebt hatte.

Herr Spanier hatte seine wahre Absicht mit Stilling nie entdeckt. So wie sein Plan war, nur dem Titel nach Doktor zu werden, ohne hinlängliche Erkenntnisse zu haben, das war Stilling unmöglich einzugehen; und entdeckte Spanier den Rest seiner Gedanken nicht ganz, so konnte es ja Stilling auch nicht wissen und noch viel weniger sich darauf verlassen. Über das alles führte ihn die Vorsehung gleichsam mit Macht und Kraft, ohne sein Mitwirken, so daß er folgen mußte, wenn er auch etwas andres für sich beschlossen gehabt hätte. Was aber noch das Schlimmste für Stilling war: er hatte nie einen bestimmten Jahrlohn mit Herrn Spanier gemacht; dieser rechtschaffene Mann gab ihm reichlich, was er bedurfte. Nun hatte er sich aber schon Bücher und andre Notwendigkeiten angeschafft, so daß er, wenn er alles rechnete, ein ziemliches jährlich empfangen hätte, deswegen gab ihm nun Spanier beim Abschied nichts, so daß er ohne Geld bei Friedenberg zu Rasenheim ankam. Dieser zahlte ihm aber sofort hundert Reichstaler aus, um sich das Nötigste zu seiner Reise dafür anzuschaffen und das übrige mitzunehmen. Seine christlichen Freunde zu Schönenthal aber beschenkten ihn mit einem schönen Kleid und erboten sich zu fernerm Beistand.

Stilling hielt sich nun noch vier Wochen bei seiner Verlobten und den Ihrigen auf; während dieser Zeit rüstete er sich aus, nach der hohen Schule zu ziehen. Er hatte sich noch keinen Ort erwählt, wohin, sondern er erwartete einen Wink vom himmlischen Vater; denn weil er aus purem Glauben studieren wollte, so durfte er auch in nichts seinem eigenen Willen folgen.

Nach drei Wochen ging er noch einmal nach Schönenthal, um seine Freunde daselbst zu besuchen. Als er daselbst ankam, fragte ihn eine sehr teure und liebe Freundin: „Wohin er zu ziehen willens wäre?“ Er antwortete: „Er wüßte es nicht.“ „Ei!“ sagte sie, „unser Herr Nachbar Troost reist nach Straßburg, um daselbst einen Winter zu bleiben, reisen Sie mit demselben!“ Dieses fiel Stilling aufs Herz; er fühlte, daß dieses der Wink sei, den er er-

wartet hatte. Indem trat gemeldeter Herr Troost in die Stube herein. Sofort fing die Freundin gegen ihn an, von Stilling zu reden. Der liebe Mann freute sich von Herzen über seine Gesellschaft, denn er hatte schon ein und anderes von ihm gehört.

Herr Troost war zu der Zeit ein Mann von vierzig Jahren und noch unverheiratet. Schon zwanzig Jahre war er mit vielem Ruhm Chirurgus in Schöntenal gewesen; allein er war jetzt mit seinen Kenntnissen nicht mehr zufrieden, sondern er wollte noch einmal zu Straßburg die Anatomie durchstudieren und andre chirurgische Kollegia hören, um mit neuer Kraft ausgerüstet wiederzukommen und seinem Nächsten desto nützlicher dienen zu können. In seiner Jugend hatte er schon einige Jahre auf dieser berühmten hohen Schule zugebracht und den Grund zu seiner Wissenschaft gelegt.

Dieser war nun der rechte Mann für Stilling. Er hatte das edelste und beste Herz von der Welt, das aus lauter Menschenliebe und Freundschaft zusammengesetzt war; dazu hatte er einen vortrefflichen Charakter, viel Religion und daraus fließende Tugenden. Er kannte die Welt und Straßburg; und gewiß, es war ein recht väterlicher Zug der Vorsehung, daß Stilling just jetzt mit ihm bekannt wurde. Er machte deswegen alsbald Freundschaft mit Herrn Troost. Sie beschlossen, mit den Meßkaufleuten nach Frankfurt und von da mit einer Retourkutsche nach Straßburg zu fahren; sie bestimmten nun auch den Tag ihrer Abreise, der nach acht Tagen festgesetzt wurde.

Stilling hatte schon vorlängst seinem Vater und Oheim im Salenschen Lande seine fernere wunderbare Führung bekannt gemacht; diese entsetzten sich, erstaunten, fürchteten, hofften und gestanden: daß sie ihn ganz an Gott überlassen mußten, und daß sie bloß von ferne stehen und seinen Flug über alle Berge hin mit Furcht und Zittern ansehen könnten; indessen wünschten sie ihm allen erdenklichen Segen.

Stillings Lage war jetzt in jeder Hinsicht erschrecklich.

Jeder Vernünftige setze sich in Gedanken einmal an seine Stelle und empfinde! — Er hatte sich mit einem zärtlichen, frommen, empfindsamen, aber dabei kränklichen Mädchen verlobt, die er mehr als seine eigne Seele liebte, und diese wurde von allen Ärzten für zehrend erklärt, so daß er sehr fürchten mußte, sie bei seinem Abschied zum letztenmal zu sehen. Dazu fühlte er alle die schweren Leiden, die ihr zärtlich liebendes Herz während einer so langen Zeit würde ertragen müssen. Sein ganzes künftiges Glück beruhte nun bloß darauf, ein rechtschaffener Arzt zu werden; und dazu gehörten zum wenigsten tausend Reichstaler, wozu keine hundert für ihn in der ganzen Welt zu finden waren; folglich sah es auch in diesem Fall mißlich mit ihm aus, fehlte es ihm hier, so fehlte ihm alles.

Und dennoch, ob sich Stilling gleich alles sehr lebhaft vorstellte, so setzte er doch sein Vertrauen fest auf Gott und machte diesen Schluß:

„Gott fängt nichts an, oder er führt es auch herrlich aus. Nun ist es aber ewig wahr, daß er meine gegenwärtige Lage ganz und allein, ohne mein Zutun, so geordnet hat.

„Folglich: ist es auch ewig wahr, daß er alles mit mir herrlich ausführen werde.“

Dieser Schluß machte ihn öfters so mutig, daß er lächelnd gegen seine Freunde zu Rasenheim sagte: „Mich soll doch verlangen, wo mein Vater im Himmel Geld für mich zusammentreiben wird!“ Indessen entdeckte er keinem einzigen Menschen weiter seine eigentlichen Umstände, besonders Herrn Troost nicht, denn dieser zärtliche Freund würde groß Bedenken getragen haben, ihn mitzunehmen; oder er würde wenigstens doch herzliche Sorge für ihn ausgestanden haben.

Endlich rückte der Tag der Abreise heran, und Christine schwamm in Tränen und wurde zuweilen ohnmächtig, und das ganze Haus trauerte.

Am letzten Abend saßen Herr Friedenberg und Stilling allein zusammen. Ersterer konnte sich des Weinens nicht enthalten; mit Tränen sagte er zu Stilling: „Lieber

Sohn! Das Herz ist mir sehr schwer um Euch, wie gern wollt' ich Euch mit Geld versehen, wenn ich nur könnte, ich habe meine Handlung und Fabrik mit nichts angefangen, nunmehr bin ich eben so weit, daß ich mir helfen kann; wenn ich Euch aber wollte studieren lassen, so würde ich mich ganz zurücksetzen. Und dazu habe ich zehn Kinder, was ich dem ersten tue, das bin ich hernach allen schuldig.“

„Hören Sie, Herr Schwiegervater!“ antwortete Stilling mit frohem Mut und fröhlichem Gesicht: „Ich begehre keinen Heller von Ihnen, glauben Sie nur gewiß: derjenige, der in der Wüste soviel Tausend Menschen mit wenig Brot sättigen konnte, der lebt noch, dem übergebe ich mich. Er wird gewiß Rat schaffen. Sorgen Sie nur nicht, der Herr wird's versehen.“

Nun hatte er seine Bücher, Kleider und Geräte voraus nach Frankfurt geschickt; und des andern Morgens, nachdem er mit seinen Freunden gefrühstückt hatte, lief er hinauf nach der Kammer seiner Christine; sie saß und weinte. Er nahm sie in seine Arme, küßte sie und sagte: „Lebe wohl, mein Engell! Der Herr stärke und erhalte dich in Segen und Wohlergehen, bis wir uns wiedersehen!“ — Und so lief er zur Tür hinaus. Nun letzte er sich mit einem jedem, lief fort und weinte sich unterwegs satt. Der ältere Bruder seiner Geliebten begleitete ihn bis Schöntenal. Nun kehrte auch dieser traurig um, und Stilling begab sich zu seinen Reisegefährten.

Ich will mich mit der Reisegeschichte nach Frankfurt weiter nicht aufhalten. Sie kamen alle glücklich dasselbst an, außer daß sie in der Gegend von Ellefeld auf dem Rhein einen heftigen Schreck ausgestanden hatten.

Vierzig Reichstaler war Stillings ganze Habseligkeit gewesen, wie er von Rasenheim weggereist war. Nun mußten sie sich elf Tage in Frankfurt aufhalten und auf Gelegenheit warten, besonders auch weil Herr Troost nicht eher fortkommen konnte; daher schmolz sein Geld so zusammen, daß er zwei Tage vor seiner Abreise nach Straßburg noch einen einzelnen Reichstaler hatte, und dieses

war sein Vorrat, den er in der Welt wußte. Er entdeckte niemand etwas, sondern wartete auf den Wink des himmlischen Vaters. Doch fand er bei allem seinem Mut nirgends recht Ruhe, er spazierte umher und betete innerlich zu Gott; indessen geriet er auf den Römerberg, daselbst begegnete ihm ein Schöntentaler Kaufmann, der ihn wohl kannte und auch sein Freund war; diesen will ich Liebmann nennen.

Herr Liebmann also grüßte ihn freundlich und fragte, wie's ihm ginge? Er antwortete: „Recht gut!“ „Das freut mich,“ versetzte jener: „Kommen Sie diesen Abend auf mein Zimmer und speisen Sie mit mir, was ich habe!“ Stilling versprach das. Nun zeigte ihm Herr Liebmann, wo er logierte.

Des Abends ging er an den bestimmten Ort. Nach dem Essen fing Herr Liebmann an: „Sagen Sie mir doch, mein Freund! wo bekommen Sie Geld her zum Studieren?“ Stilling lächelte und antwortete: „Ich habe einen reichen Vater im Himmel, der wird mich versorgen.“ Herr Liebmann sah ihn an und erwiderte: „Wieviel haben Sie noch?“ Stilling versetzte: „Einen Reichstaler, — und das ist alles!“ — „So!“ fuhr Liebmann fort, „ich bin einer von Ihres Vaters Rentmeistern, ich werde also jetzt einmal den Beutel ziehen.“ Damit zählte er Stilling dreiunddreißig Reichstaler hin und sagte: „Mehr kann ich jetzt nicht missen. Sie werden überall Hilfe finden. Können Sie mir das Geld dermaleinst wiedergeben, gut! wo nicht, auch gut!“ — Stilling fühlte heiße Tränen in seinen Augen. Er dankte herzlich für diese Liebe und versetzte: „Das ist reichlich genug, ich wünsche nicht mehr zu haben.“ Diese erste Probe machte ihn so mutig, daß er gar nicht mehr zweifelte, Gott würde ihm gewiß durch alles durchhelfen. Er erhielt auch Briefe von Rasenheim von Herrn Friedenberg und von Christine. Diese hatte Mut gefaßt und standhaft beschlossen, geduldig auszuharren. Friedenberg aber schrieb ihm in den allerzärtlichsten Ausdrücken und empfahl ihn der väterlichen Fürsorge Gottes. Er beantwortete gleichfalls beide Briefe mit aller möglichen Zärtlichkeit und

Liebe. Von seiner ersten Glaubensprobe aber meldete er nichts, sondern schrieb nur, daß er Überfluß habe.

Nach zwei Tagen fand Herr Troost eine Retourkutsche nach Mannheim, welche er für sich und Stilling nebst noch einem redlichen Kaufmann von Luzern aus der Schweiz mietete. Nun nahmen sie wiederum von allen Bekannten und Freunden Abschied, setzten sich ein und reisten im Namen Gottes weiter.

Um sich nun untereinander die Zeit zu kürzen, erzählte ein jeder, was er wußte. Der Schweizer wurde so vertraulich, daß er unsern beiden Reisenden sein ganzes Herz entdeckte. Stilling wurde dadurch gerührt, und er erzählte seine ganze Lebensgeschichte mit allen Umständen, so daß der Schweizer oft die milden Tränen fallen ließ. Herr Troost selber hatte sie auch noch nie gehört, er wurde auch sehr gerührt, und seine Liebe zu Stilling wurde desto größer.

Zu Mannheim nahmen sie wieder eine Retourkutsche bis auf Straßburg. Als sie zwischen Speier und Lauterburg in den großen Wald kamen, stieg Stilling aus. Er war des Fahrens nicht gewohnt und konnte das Wiegen der Kutsche, besonders in Sandwegen, nicht wohl ausstehen. Der Schweizer stieg auch aus, Herr Troost aber blieb im Wagen. Als nun die beiden Reisegefährten so zusammen zu Fuß gingen, sprach ihn der Schweizer an: ob er ihm nicht das Manuskript von Molitor, weil er es doch doppelt habe, gegen fünf französische neue Louisdor überlassen wollte? Stilling sah dieses wiederum als einen Wink von Gott an, und daher versprach er's ihm.

Sie stiegen endlich wiederum in die Kutsche. Unter allerhand Gesprächen kam Herr Troost recht zur Unzeit an gemeldetes Manuskript. Er glaubte, wenn Stilling einmal studiert haben würde, so würde er wenig mehr aus dergleichen Säckelchen, Geheimnissen und Salbereien machen, weil doch niemals etwas Rechts daran sei. Hiermit waren nun dem Schweizer seine fünf Louisdor wieder lieber, als das Papier. Hätte Herr Troost gewußt, was zwischen

beiden vorgefallen war, so möchte er wohl geschwiegen haben.

Indessen kamen nun unsre Reisenden gesund und wohl zu Straßburg an und logierten sich bei Herrn Ratmann Blesing in der Axt ein, Stilling sowohl als sein Freund schrieben sofort nach Haus und meldeten ihre glückliche Ankunft, ein jeder am gehörigen Ort.

Stilling hatte nun keine Ruhe mehr, bis er das herrliche Münster rundum von innen und außen gesehen hatte. Er ergötzte sich dergestalt, daß er öffentlich sagte: „Das allein ist der Reise wert, gut! daß es ein Deutscher gebaut hat.“ Des andern Tages ließen sie sich immatrikulieren, und Herr Troost, der daselbst bekannt war, suchte ein bequemes Zimmer für sie beide. Dieses fand er auch nach Wunsch, denn am bequemsten Ort für sie wohnte ein vornehmer reicher Kaufmann, namens R . . ., der einen Bruder in Schöntenal gehabt hatte und daher Liebe für Herrn Troost und seinen Gefährten bezeugte. Dieser verpachtete ihnen ein herrliches tapeziertes Zimmer, unten im ersten Stock, für einen mäßigen Preis; sie zogen daselbst ein.

Nun suchte Herr Troost ein gutes Speisequartier, und dieses fand er gleichfalls ganz nahe, wo eine vortreffliche Tischgesellschaft war. Hier verakkordierte er sich nebst Stilling auf den Monat. Dieser aber erkundigte sich indessen nach den Lehrstunden und nahm deren soviel an, als nur gehalten wurden. Die Naturlehre, die Scheidekunst und die Zergliederung waren seine Hauptstücke, die er sofort vornahm.

Des andern Mittags gingen sie zum erstenmal ins Kosthaus zu Tische. Sie waren zuerst da, man wies ihnen ihren Ort an. Es speisten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und sie sahen einen nach dem andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs mutig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troost und Stillings Augen auf sich; ersterer sagte gegen letztern: „Das muß ein

vortrefflicher Mann sein.“ Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte.

Nun fanden sich noch zwei Mediziner, einer aus Wien, der andre ein Elsässer. Der erstre hieß Waldberg. Er zeigte in seinem ganzen Wesen ein Genie, aber zugleich ein Herz voller Spott gegen die Religion und voller Ausgelassenheit in seinen Sitten. Der Elsässer hieß Melzer und war ein feines Männchen, er hatte eine gute Seele, nur schade, daß er etwas reizbar und mißtrauisch war. Dieser hatte seinen Sitz neben Stilling und war bald Herzensfreund mit ihm. Nun kam auch ein Theologe, der hieß Leose, einer von den vortrefflichsten Menschen, Goethes Liebling, und das verdiente er auch mit Recht, denn er war nicht nur ein edles Genie und ein guter Theologe, sondern er hatte auch die seltene Gabe, mit trockener Miene die treffendste Satire in Gegenwart des Lasters hinzuwerfen. Seine Laune war überaus edel. Noch einer fand sich ein, der sich neben Goethe hinsetzte, von diesem will ich nichts mehr sagen, als daß er ein guter Rabe mit Pfauenfedern war.

Noch ein vortrefflicher Straßburger saß da zu Tische. Sein Ort war der oberste, und wäre es auch hinter der Tür gewesen. Seine Bescheidenheit erlaubt nicht, ihm eine Lobrede zu halten; es war der Herr Aktuarus Salzmann. Meine Leser mögen sich den gründlichsten und empfindsamsten Philosophen, mit dem echten Christentum gepaart, denken, so denken sie sich einen Salzmann. Goethe und er waren Herzensfreunde.

Herr Troost sagte leise zu Stilling: „Hier ist es am besten, daß man vierzehn Tage schweigt.“ Letzterer erkannte diese Wahrheit, sie schwiegen also, und es kehrte sich auch niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte; er saß Stilling gegen-

über, und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte.

Herr Troost war Stilling sehr nützlich, er kannte die Welt besser, und daher konnte er ihn sicher durchführen: ohne ihn würde Stilling hundertmal angestoßen haben. So gütig war der himmlische Vater gegen ihn. Er versorgte ihn sogar mit einem Hofmeister, der ihm nicht allein mit Rat und Tat beistehen, sondern von dem er auch Anleitung und Fingerzeig in seinen Studien haben konnte. Denn gewiß, Herr Troost war ein geschickter und erfahrener Wundarzt.

Nun hatte sich Stilling völlig eingerichtet; er lief seinen Lauf heldenmütig fort; er war jetzt in seinem Element; er verschlang alles, was er hörte, schrieb aber weder Kollegia, noch sonst etwas ab, sondern trug alles zusammen in allgemeine Begriffe. Selig ist der Mann, der diese Methode wohl zu üben weiß! Aber es ist nicht einem jeden gegeben. Seine beiden Professoren, die berühmten Herren Spielmann und Lobstein, bemerkten ihn bald und gewannen ihn lieb, besonders auch darum, weil er sich ernst, männlich und eingezogen aufführte.

Allein seine 33 Reichstaler waren nun wieder auf einen einzigen heruntergeschmolzen, deswegen begann er wiederum herzlich zu beten. Gott erhörte ihn, und gerade in dieser Not fing Herr Troost einmal des Morgens gegen ihn an und sagte: „Sie haben, glaube ich, kein Geld mitgebracht; ich will Ihnen sechs Karolin leihen, bis Sie Wechsel bekommen werden.“ Obgleich Stilling so wenig von Wechsel als von Geld wußte, so nahm er doch dieses freundschaftliche Erbieten an, und Herr Troost zahlte ihm sechs neue Louisdor aus. Wer war es nun, der das Herz dieses Freundes gerade weckte, als es not war!

Herr Troost war nett und nach der Mode gekleidet; Stilling auch so ziemlich. Er hatte einen schwarzbraunen Rock mit Manchesternern Unterkleidern, nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwischen seinen Beutelperücken doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einstmals aufgesetzt und kam damit an den Tisch. Nie-

mand störte sich daran als nur Herr Waldberg von Wien. Dieser sah ihn an; und da er schon vernommen hatte, daß Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fing er an und fragte ihn, ob wohl Adam im Paradies eine runde Perücke möchte getragen haben? Alle lachten herzlich, bis auf Salzmann, Goethe und Troost; diese lachten nicht. Stilling fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: „Schämen Sie sich dieses Spottes. Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht wert, daß er belacht werde!“ — Goethe aber fiel ein und versetzte: „Probier’ erst einen Menschen, ob er des Spottes wert sei? Es ist teuflmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum besten zu haben!“ Von dieser Zeit nahm sich Herr Goethe Stillings an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Bruderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten, Stilling Liebe zu erzeigen. Schade, daß so wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen!

Nach Martini wurde das Kollegium der Geburtshilfe angeschlagen und die Lernbegierigen dazu eingeladen. Stilling war dieses ein Hauptstück, deswegen fand er sich des Montags abends mit andern ein, um zu unterschreiben. Er dachte nicht anders, als daß dieses Kollegium ebenso wie die andern erst nach Endigung desselben bezahlt würde; allein wie erschrak er, als der Doktor ankündigte, daß sich die Herren möchten gefallen lassen, künftigen Donnerstag abend sechs neue Louisdor fürs Kollegium zu bezahlen! Hier war also eine Ausnahme, und die hatte auch ihre gegründete Ursachen. Wenn nun Stilling den Donnerstag nicht bezahlte, so wurde sein Name ausgestrichen. Dieses war schimpflich und schwächte den Kredit, der doch Stilling absolut nötig war. Jetzt war also guter Rat teuer. Herr Troost hatte schon sechs Karolin vorgeschossen, und noch war kein Anschein da, sie wiedergeben zu können.

Sobald Stilling in sein Zimmer kam und dasselbe leer fand (denn Herr Troost war in ein Kollegium gegangen), so schloß er die Thür hinter sich zu, warf sich in einen

Winkel nieder und rang recht mit Gott um Hilfe und Erbarmen; indessen äußerte sich nichts Tröstliches für ihn, bis den Donnerstag abend. Es war schon fünf Uhr und um sechs war die Zeit, daß er das Geld haben mußte. Stilling begann fast im Glauben zu wanken; der Angstschweiß brach ihm aus und sein ganzes Angesicht war naß von Tränen. Er fühlte weder Mut noch Glauben mehr, und deswegen sah er von ferne in eine Zukunft, die der Hölle mit allen ihren Qualen ähnlich war. Indem er mit solchen traurigen Gedanken in dem Zimmer auf und ab ging, klopfte jemand an die Tür. Er rief: „Herein!“ Es war der Patron des Hauses, der Herr R. . . . Dieser trat ins Zimmer, und nach den gewöhnlichen Komplimenten fing er an: „Ich komme, um zu sehen, wie Sie sich befinden, und ob Sie mit meinem Zimmer zufrieden sind.“ (Herr Troost war wiederum nicht da, und der wußte auch von Stillings jetzigem Kampf gar nichts.) Stilling antwortete: „Es macht mir viel Ehre, daß Sie sich nach meinem Befinden zu erkundigen belieben. Ich bin gottlob! gesund, und Ihr Zimmer ist nach unser beider höchstem Wunsch.“

Herr R. . . . versetzte: „Das macht mir Freude, besonders da ich sehe, daß Sie so sittsame wackre Leute sind. Aber ich wollte doch vornehmlich noch eins fragen: Haben Sie Geld mitgebracht oder bekommen Sie Wechsel? —“ Nun ward es Stilling wie dem Habakuk, als ihn der Engel des Herrn beim Schopf nahm, um ihn nach Babel zu führen. Er antwortete: „Nein, ich habe kein Geld mitgebracht.“

Herr R. . . . stand, sah ihn starr an und versetzte: „Wie kommen Sie denn doch um Gottes willen zurecht?“

Stilling antwortete: „Herr Troost hat mir schon geliehen.“ — „Hören Sie,“ fuhr Herr R. . . . fort, „der hat sein Geld selber nötig. Ich will Ihnen Geld vorschießen, soviel Sie brauchen; wenn Sie dann Wechsel bekommen, so geben Sie mir nur selbige, auf daß Sie keine Unruhe mit dem Verkauf haben mögen. Brauchen Sie auch wohl jetzt etwas Geld?“ Stilling konnte sich kaum enthalten, daß er nicht laut rief, doch hielt er an sich und ließ sich

nichts merken. „Ja!“ sagte er, „ich habe diesen Abend sechs Louisdor nötig, und ich war verlegen.“

Herr R. . . . entsetzte sich und erwiderte: „Ja, das glaub' ich! Nun sehe ich: Gott hat mich zu Ihrer Hilfe hergesandt.“ Nun ging er zur Tür hinaus.

Stilling war es nun wie dem Daniel im Löwengraben, da ihm Habakuk die Speise brachte; er versank ganz vor Empfindung und wurde kaum gewahr, daß Herr R. . . . wieder hereintrat. Dieser vortreffliche Mann brachte acht Louisdor, zählte sie ihm dar und sagte: „Da haben Sie noch etwas übrig, und wenn das alle ist, so fordern Sie mehr.“

Stilling durfte seinen herzlichsten Dank nicht ganz auslassen, um sich nicht allzu sehr bloßzugeben. Nun empfahl sich der edle Mann und ging fort.

In dem Kreis, worin sich Stilling jetzt befand, hatte er täglich Versuchungen genug, ein Religionszweifler zu werden. Er hörte alle Tage neue Gründe gegen die Bibel, gegen Christentum und gegen die Grundsätze der christlichen Religion. Alle seine Beweise, die er jemals gesammelt, und die ihn immer beruhigt hatten, waren nicht hinlänglich mehr, seine strenge Vernunft zu beruhigen; bloß diese Glaubensproben, deren er in seiner Führung soviel erfahren, machten ihn ganz unüberwindlich. Er schloß also:

„Derjenige, der augenscheinlich das Gebet des Menschen erhört und ihre Schicksale wunderbarerweise und sichtbarlich lenkt, muß unstreitig wahrer Gott und seine Lehre Gottes Wort sein.

„Nun habe ich aber von jeher Jesum Christum als meinen Gott und Heiland verehrt und gebeten. Er hat mich in meinen Nöten erhört und mir wunderbar beigestanden und mir geholfen.

„Folglich ist Jesus Christus unstreitig wahrer Gott, seine Lehre ist Gottes Wort, und seine Religion, sowie er sie gestiftet hat, die wahre.“

Dieser Schluß galt ihm zwar bei andern nichts, aber

für ihn selbst war er vollkommen hinreichend, ihn vor allem Zweifel zu schützen.

Sobald Herr R. . . . fort war, fiel Stilling zur Erde nieder, dankte Gott mit Tränen und warf sich aufs neue in seine väterlichen Arme; darauf ging er ins Kollegium und bezahlte so gut als der Reichste.

Während dieses zu Straßburg vorging, besuchte einstmals Herr Liebmann von Schöntenal Herrn Friedenberg zu Rasenheim, denn sie waren sehr gute Freunde. Liebmann wußte von Stillings Verbindung mit Christine nichts, doch wußte er wohl, daß Friedenberg sein Herzensfreund war.

Als sie so zusammensaßen, so fiel auch das Gespräch auf ihren Freund zu Straßburg. Liebmann wußte nicht genug zu erzählen, wie Herr Troost in seinen Briefen Stillings Fleiß, Genie und guten Fortgang im Studieren rühmte. Friedenberg und seine Leute, besonders Christine, fühlten Wonne dabei in ihrem Herzen. Liebmann konnte nicht begreifen, woher er Geld bekäme? Friedenberg auch nicht. „Ei,“ fuhr Liebmann fort, „ich wollte, daß ein Freund mit mir anstünde, wir wollten ihm einmal einen tüchtigen Wechsel schicken.“

Herr Friedenberg merkte diesen Zug der Vorsehung; er konnte sich kaum des Weinens enthalten. Christine aber lief hinauf auf ihr Zimmer, legte sich vor Gott nieder und betete. Friedenberg versetzte: „Ei, so will ich mit anstehen!“ Liebmann freute sich und sagte: „Wohlan! so zahlen Sie hundertundfünfzig Reichstaler, ich will auch soviel herbeischaffen und den Wechsel an ihn abschicken.“ Friedenberg tat das gerne.

Vierzehn Tage nach der schweren Glaubensprobe, die Stilling ausgestanden hatte, bekam er ganz unvermutet einen Brief von Herrn Liebmann nebst einem Wechsel von dreihundert Reichstalern. Er lachte laut, stellte sich gegen das Fenster, sah mit freudigem Blick gen Himmel und sagte:

„Das war nur dir möglich, du allmächtiger Vater!“

„Mein ganzes Leben sei Gesang!
Mein Wandel wandelnd Lied der Harfe!“

Nun bezahlte er Herrn Troost, Herrn R. und was er sonst schuldig war, und behielt noch genug übrig, den ganzen Winter auszukommen. Seine Lebensart zu Straßburg war auffallend, so daß die ganze Universität von ihm zu sagen wußte. Die Philosophie war eigentlich von jeher diejenige Wissenschaft gewesen, wozu sein Geist die meiste Neigung hatte. Um sich nun noch mehr darin zu üben, beschloß er, des Abends von 5 bis 6 Uhr, welche Stunde ihm übrig war, ein öffentliches Kollegium in seinem Zimmer darüber zu lesen. Denn weil er eine gute natürliche Gabe der Beredsamkeit hatte, so entschloß er sich um desto lieber dazu, teils um die Philosophie zu wiederholen und sich ferner darin zu üben, teils aber auch, um eine Geschicklichkeit zu erlangen, öffentlich zu reden. Da er sich nun nichts dafür bezahlen ließ und dieses Kollegium als eine Repetition angesehen wurde, so ging es ihm durch, ohne daß jemand etwas dagegen zu sagen hatte. Er bekam Zuhörer die Menge und durch diese Gelegenheit viele Bekannte und Freunde.

Seine eigenen Kollegia versäumte er nie. Er präparierte auf der Anatomie selbst mit Lust und Freude, und was er präpariert hatte, das demonstrierte er auch öffentlich, so daß Professoren und Studenten sich sehr über ihn wunderten. Herr Professor Lobstein, der dieses Fach mit bekanntem größten Ruhm verwaltet, gewann ihn sehr lieb und wendete allen Fleiß an, um ihm diese Wissenschaft gründlich beizubringen. Auch besuchte er schon diesen Winter mit Herrn Professor Ehrmann die Kranken im Hospital. Er bemerkte da die Krankheiten und auf der Anatomie ihre Ursachen. Mit einem Wort: er wendete in allen Disziplinen der Arzneiwissenschaft alles mögliche an, um Gründlichkeit zu erlangen.

Herr Goethe gab ihm in Ansehung der schönen Wissenschaften einen andern Schwung. Er machte ihn mit Ossian, Shakespeare, Fielding und Sterne bekannt; und so geriet

Stilling aus der Natur ohne Umwege wieder in die Natur. Es war auch eine Gesellschaft junger Leute zu Straßburg, die sich die Gesellschaft der schönen Wissenschaften nannte, dazu wurde er eingeladen und zum Mitglied angenommen; auch hier lernte er die schönsten Bücher und den jetzigen Zustand der schönen Literatur in der Welt kennen.

Diesen Winter kam Herr Herder nach Straßburg. Stilling wurde durch Goethe und Troost mit ihm bekannt. Niemals hat er in seinem Leben einen Menschen mehr bewundert als diesen Mann. „Herder hat nur einen Gedanken, und dieser ist eine ganze Welt.“ Dieser machte Stilling einen Umriß von allem in einem, ich kann's nicht anders nennen; und wenn jemals ein Geist einen Stoß bekommen hat zu einer ewigen Bewegung, so bekam ihn Stilling von Herdern, und das darum, weil er mit diesem herrlichen Genie in Ansehung des Naturells mehr harmonierte als mit Goethe.

Das Frühjahr rückte heran, und Herr Troost rüstete sich wiederum zur Abreise. Stilling fühlte zwar diese Trennung von einem so teuren Manne recht tief, allein er hatte doch nunmehr die schönste Bekanntschaft in Straßburg, und dazu hoffte er über ein Jahr wieder bei ihm zu sein. Er gab ihm Briefe mit; und da er ihm seine Verlobung entdeckt hatte, so empfahl er ihm mit erster Gelegenheit nach Rasenheim zu gehen und den Seinigen alle seine Umstände mündlich zu erzählen.

So reiste dieser ehrliche Mann im April wieder in die Niederlande, nachdem er noch einmal seine nötigsten Wissenschaften mit größtem Fleiß wiederholt hatte. Stilling aber setzte seine Studien wacker fort.

Zehn Tage vor Pfingsten ging Stilling in die Komödie, um ein gewisses Stück zu sehen, das man ihm sehr gerühmt hatte. Es war Romeo und Julie, so wie es Weiße dem deutschen Theater bequem gemacht hat. Er kannte das

Shakespearische Original, daher wollte er gern sehen, wie dieses Stück von der im Tragischen so berühmten Madame Abt, welche die Hauptrolle spielte, ausgeführt würde.

Auf dem Parterre überfiel ihn ein sehr trauriges Gefühl, ohne zu wissen, wo es herkam. Er hatte die schönsten Briefe von den Seinigen, sowohl aus dem Salenschen Lande, als auch von Rasenheim. Er ging nach Hause und besann sich, wo das wohl herrühren möchte. Doch es verschwand wieder, Stilling bekümmerte sich also nicht weiter darum.

Des Dienstags vor Pfingsten hatte der Sohn eines Professors Hochzeit, deswegen waren keine Kollegia. Stilling beschloß also, diesen Tag in seinem Zimmer zu bleiben und für sich zu arbeiten. Um neun Uhr überfiel ihn ein plötzlicher Schrecken, das Herz klopfte wie ein Hammer, und er wußte nicht, wie ihm geschah. Er stand auf, ging im Zimmer auf und ab, und nun fühlte er einen unwiderstehlichen Trieb, nach Hause zu reisen. Er erschrak über diesen Zufall und überdachte den Schaden, der ihm sowohl in Ansehung seines Geldes, als auch seines Studierens dadurch zuwachsen könnte. Er glaubte endlich, daß es eine hypochondrische Grille sei, suchte sich's deswegen mit Gewalt aus dem Sinne zu schlagen und setzte sich also wieder hin an seine Geschäfte. Allein die Unruhe ward so groß, daß er wieder aufstehen mußte. Nun wurde er recht betrübt; es war etwas in ihm, das ihn mit Gewalt drängte, nach Hause zu reisen.

Stilling wußte hier weder Rat noch Trost. Er stellte sich vor, was man von ihm denken könnte, wenn er so auf Geratewohl fünfzig Meilen weit reisen und vielleicht zu Hause alles im besten Wohlsein antreffen würde. Da aber die Beängstigung und der Trieb gar nicht nachlassen wollte, so gab er sich ans Beten und flehte zu Gott, wenn es ja sein Wille sei, daß er nach Hause reisen müßte, so möchte er ihm doch sichere Gewißheit geben: warum? Indem er so bei sich seufzte, trat der Kontorbediente des Herrn R. . . . herein ins Zimmer und brachte ihm folgenden Brief:

„Rasenheim, den 9. Mai 1771.

Herzlich geliebter Schwiegersohn!

Ich zweifle nicht, Sie werden die Briefe von meiner Frau, Sohn und Herrn Troost wohl erhalten haben. Sie werden nicht erschrecken, wenn ich Ihnen melde, daß Ihre liebe Braut ziemlich krank ist. Diese Krankheit hat ihr seit zwei Tagen wieder so heftig zugesetzt, daß sie jetzt recht — ja recht schwach ist. Mein Herz ist darüber so zerschmolzen, daß mir tausend Tränen die Wangen heruntergeflossen sind. Doch ich mag hievon nicht viel schreiben, ich möchte zuviel tun, ich bete und seufze für das liebe Kind recht herzlich und auch für uns, damit wir uns kindlich seinem heiligen Willen überlassen mögen. O, der ewige Erbarmer wolle sich unser aller aus Gnaden annehmen! So hat nun Ihre liebe Braut gerne, daß ich Ihnen dieses schreibe, denn sie ist so schwach, daß sie gar nicht viel sprechen kann — ich muß mit dem Schreiben ein wenig einhalten, der allmächtige Gott wolle mir doch ins Herz legen, was ich schreiben soll! — ich fahre in Gottes Namen fort und muß Ihnen melden, daß Ihre Braut menschlichem Ansehen nach — halten Sie sich fest, teuerster Sohn! — nicht manchen Tag mehr hier zubringen wird, so wird sie in die ewige Ruhe übergehen; doch ich schreibe, wie wir Menschen es ansehen. Nun, mein allerliebster Sohn! Ich meine, mein Herz zerschmelze, ich kann Ihnen nicht viel mehr schreiben. Ihre Braut sähe Sie in dieser Welt noch einmal gern; allein, was soll ich sagen und raten? Ich kann nicht mehr, weil mir die Tränen häufig aufs Papier fallen. Gott! du kennest mich, daß ich gern die Reisekosten bezahlen will! Aber raten darf ich nicht, fragen Sie den rechten Ratgeber, dem ich Sie auch von Herzen empfehle. Ich, Ihre Mutter, Braut und die Kinder grüßen Sie alle tausendmal, ich bin in Ewigkeit

Ihr getreuer Vater

Peter Friedenberg.“

Stilling stürzte wie ein Rasender von einer Wand an die andre, er weinte nicht, seufzte nicht, sondern sah aus wie einer, der an seiner Seligkeit zweifelt; er besann sich endlich soviel, daß er seinen Schlafrock auswarf, seine Kleider anzog und mit dem Brief zu Herrn Goethe hinstaumelte. Sobald er in sein Zimmer hineintrat, rief er mit Seelenzagen: „Ich bin verloren! Da, lies den Brief!“ Goethe las, fuhr auf, sah ihn mit nassen Augen an und sagte: „Du armer Stilling!“ Nun ging er mit ihm zurück nach seinem Zimmer. Es fand sich noch ein wahrer Freund, dem Stilling sein Unglück klagte, dieser ging auch mit. Goethe und dieser Freund packten ihm das Nötige in sein Felleisen; ein anderer suchte Gelegenheit für ihn, wodurch er wegreisen könnte, und diese fand sich, denn es lag ein Schiffer auf der Preusch parat, der den Mittag nach Mainz abfuhr und Stilling gern mitnahm. Dieser schrieb indessen ein paar Zeilen nach Hause und kündigte seine baldige Ankunft an. Nachdem nun Goethe das Felleisen bereit hatte, so lief er und besorgte Proviant für seinen Freund, trug ihm den ins Schiff; Stilling ging reisefertig mit. Hier letzten sich beide mit Tränen. Nun fuhr Stilling im Namen Gottes ab, und sobald er nur auf der Reise war, so fühlte er sein Gemüt beruhigt, und es ahnte ihm, daß er seine Christine noch lebendig finden und daß sie besser werden würde; doch hatte er auch verschiedene Bücher mitgenommen, um zu Hause sein Studieren fortsetzen zu können. Es war für jetzt die bequemste Zeit für ihn, zu reisen; denn die meisten Kollegien hatten aufgehört, und die wichtigsten hatten noch nicht wieder angefangen.

Auf der Reise bis Mainz fiel eben nichts Merkwürdiges vor. Er kam des Freitags abends um sechs Uhr daselbst an, bezahlte seinen Schiffer, nahm sein Felleisen unter den Arm und lief nach der Rheinbrücke, um Gelegenheit nach Köln zu finden. Hier hörte er nun, daß vor zwei Stunden ein großer, bedeckter Nachen mit vier Personen abgefahren sei, der noch wohl für viere Raum habe, und daß dieser Nachen über Nacht zu Bingen bleiben würde. Alsbald

trat ein Schiffer herzu, welcher Stilling versprach, ihn für vier Gulden in drei Stunden dahin zu schaffen, ungeachtet es sechs Stunden von Mainz nach Bingen sind. Stilling ging diesen Akkord ein. Indem sich nun der Schiffer zur Fahrt bereitete, fand sich ein exzellentes knappes Bürschchen mit einem kleinen Felleisen, ungefähr fünfzehn Jahre alt, bei Stilling ein und fragte, ob es nicht erlaubt wäre, in seiner Gesellschaft mit nach Köln zu reisen? Stilling war's zufrieden, und da er dem Schiffer noch zwei Gulden versprach, so war der auch zufrieden.

Die beiden Reisenden traten also in einen kleinen dreibordigen Nachen. Stilling gefiel das schon gleich anfangs nicht, er äußerte seine Besorgnis, die beiden Schiffer aber lachten ihn aus. Nun fuhren sie fort. Das Wasser ging bis auf ein paar Finger breit an Bord, und wenn Stilling, der etwas lang war, nur ein wenig wankte, so glaubte er umzuschlagen, und alsdann ging das Wasser gänzlich an Bord.

Dieses Fuhrwerk war ihm fürchterlich, und er wünschte herzlich, auf dem Trockenen zu sein, indessen ließ er sich doch, um sich die Zeit zu kürzen, mit seinem kleinen Reisegefährten in ein Gespräch ein. Da hörte er nun mit Erstaunen, daß dieser Knabe, der ein Sohn einer reichen Witwe in H . . . war, so wie er da bei ihm saß, ganz allein nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung reisen wollte, um daselbst seinen Bruder zu besuchen. Stilling verwunderte sich über die Maßen und fragte ihn, ob seine Frau Mutter in seine Reise eingewilliget habe? „Keineswegs!“ antwortete der Knabe, „ich bin heimlich fortgegangen, sie ließ mich in Mainz arretieren, aber ich hielt solange an, bis sie mir erlaubte, zu reisen, und mir einen Wechsel von elfhundert Gulden schickte. Ich hab' einen Oheim in Rotterdam, an den bin ich adressiert, der soll mir ferner forthelfen.“ Stilling beruhigte sich nun wegen des jungen Menschen, denn er zweifelte nicht, daß dieser Oheim geheime Ordre haben würde, ihn mit Gewalt bei sich zu halten.

Während dieser Gespräche fühlte Stilling Kälte an seinen Füßen; er sah zu und fand, daß das Wasser in den Nachen drang, und daß der Schiffer, der hinter ihm saß, wacker schöpfte. Nun wurde ihm aber im Ernst bang, und er beehrte ausdrücklich, man sollte ihn an der Binger Seite ans Land setzen, er wollte gern den akkordierten Lohn völlig geben und bis Bingen zu Fuß gehen, allein die Schiffer wollten gar nicht, sondern ruderten nur fort. Stilling gab sich also selbst ans Schöpfen, und er hatte nebst seinem Gefährten genug zu tun, den Nachen leer zu halten. Indessen ward's dunkel, sie näherten sich den Gebirgen, es erhob sich ein Wind, und es stieg ein schwarzes Gewitter auf. Der Knabe fing im Nachen an zu zagen, und Stilling geriet in eine tiefe Schwermut, welche noch vergrößert wurde, als er merkte, wie die Schiffer durch eine Zeichensprache zusammen redeten, so daß sie gewiß etwas Böses im Sinn hatten.

Nun ward es völlig Nacht, das Gewitter rückte heran, es stürmte und blitzte, so daß der Nachen auf und ab schwankte, und der Untergang alle Augenblicke gewisser wurde. Stilling kehrte sich innerlich zu Gott und bat herzlich, daß er ihn doch erhalten möchte, besonders wenn seine Christine noch länger leben sollte, damit sie nicht durch eine Schreckenspost von seinem unglücklichen Tod ihre Seele in Kummer aushauchen möchte. Sollte sie aber zu ihrer Ruhe schon übergegangen sein, so gab er sich mit Freuden an Gottes Willen über. Indem er so dachte, sah er auf und nahe vor sich einen Mastbaum von einer Jacht, er rief mit starker Stimme um Hilfe, in dem Augenblick war ein Schiffmann mit einer Leuchte und langen Haken auf dem Verdeck. Seine Schiffleute ruderten mit aller Macht abwärts, allein es gelang ihnen nicht, denn weil sie nahe am Ufer hinfuhren, so trieb sie Wind und Strom auf die Jacht an, und ehe sie's vermuteten, war der Haken im Nachen und der Nachen am Schiff. Stilling und sein Gefährte waren mit ihren Felleisen auf dem Verdeck, ehe sich's die Bösewichter von Schiffen versahen. Der Schiffmann leuchtete mit der

Leuchte hin und fing an: „Ha, ha! Seid ihr die T... Kerls, die vor einigen Wochen die zwei Reisenden da unten ertränkt habt? Wart', laßt mich wieder nach Mainz kommen!“ — Stilling warf ihnen ihren vollen Lohn herab ins Nächelchen und ließ sie laufen. Wie froh war er aber, und wie dankte er Gott! als er dieser Gefahr entronnen war. Nun gingen sie unten in die Kajüte. Die Schiffer waren von Koblenz und brave Leute. Sie aßen alle zusammen, und nun legten sich beide Reisende ins Gepäck, das daselbst war, und schiefen ruhig, bis wieder der Tag anbrach. Nun befanden sie sich vor Bingen, sie gaben den Schiffen ein gutes Trinkgeld, stiegen aus und sahen ihren Nachen, mit dem sie nach Köln fahren wollten, daselbst an einen Pfahl gebunden.

Nicht weit vom Ufer war ein Wirtshaus; Stilling mit seinem Kameraden ging da hinein und in die Stube, welche voller Stroh gespreitet war. Dort in der Ecke lag ein vortrefflicher, ansehnlicher Mann. Eine Strecke von demselben ein Soldat. Wieder einen Schritt weiter ein junger Mensch, der einem versoffenen Kauz von Studenten so ähnlich sahe als ein Ei dem andern. Der erste hatte eine baumwollene Mütze über die Ohren gezogen und einen Mantelrock auf der Schulter hangen, sein russischer Frack war um die Füße gewickelt. Der andre hatte sein Schnupftuch um den Kopf gebunden und den Soldatenrock über sich her und schnarchte. Der dritte lag da mit bloßem Haupt im Stroh, und ein englischer Frack lag quer über ihn her; er richtete sich auf, sah aber quer in die Welt, wie einer, der den vorigen Abend zuviel ins Branntweinglas geguckt hatte. Hinten im Eck lag etwas, man wußte nicht, was es war, bis es sich regte und zwischen Tüchern und Kissen hervorguckte: nun entdeckte Stilling, daß es eine Gattung von Weibsmenschen war.

Stilling betrachtete diese herrliche Gruppe eine Weile mit Freuden, endlich fing er an: „Meine Herren, ich wünsche Ihnen allerseits einen glückseligen Morgen und gute Reise!“ -- Alle drei richteten sich auf, gähnten, räusperten sich und was dergleichen erste Morgensverrich-

tungen mehr sind; sie guckten auf, sahen da einen langen lächelnden Mann mit einem muntern Knaben bei sich stehen; sie sprangen alle auf, machten ein Kompliment, ein jeder auf seine Weise, und dankten freundlich.

Der vornehmste Herr war ein Mensch von einer hohen und edlen Gesichtsbildung, dieser trat vor Stilling und sagte: „Wie kommen Sie so früh her?“ Stilling erzählte kurz und gut, wie es ihm ergangen war. Mit einer edlen Miene fing dieser Herr an: „Sie sind doch wohl kein Kaufmann, Sie kommen mir so nicht vor!“ — Stilling verwunderte sich über diese Rede, er lächelte und sagte: „Sie müssen sich gut auf die Physiognomie verstehen, ich bin auch kein Kaufmann, ich studiere Medizin!“ Der fremde Herr sah ihn ernst an und versetzte: „Sie studieren also in der Mitte Ihres Lebens, da müssen wohl eher Berge zu übersteigen gewesen sein, oder Sie haben spät gewählt!“ — Stilling erwiderte: „Beides hat bei mir Platz. Ich bin ein Sohn der Vorsehung, ohne ihre sonderbare Leitung wäre ich entweder ein Schneider oder ein Kohlenbrenner!“ Stilling sagte dieses mit Nachdruck und Herzensbewegung, wie er immer tut, wenn er auf diese Materie kommt. Der Unbekannte fuhr fort: „Sie erzählen uns wohl unterwegs Ihre Geschichte!“ — „Ja,“ sagte Stilling, „von Herzen gern!“ Nun klopfte ihm jener auf die Schulter und sagte: „Seien Sie, wer Sie wollen, Sie sind ein Mann nach meinem Herzen.“

Ihr, die ihr meinen Bruder Lavater so peitscht, woher kam's, daß dieser vornehme Fremde Stilling im ersten Anblick lieb gewann? Und welches ist die Sprache, welches sind die Buchstaben, die er so geschickt zu lesen und zu studieren wußte? —

Nun wurde auch der Student munter, er war auch ein wackerer Mann, er grüßte Stilling, desgleichen auch der Soldat. Stilling fragte, ob die Herren frühstückten? „Ja,“ sagten sie alle, „wir trinken Kaffee.“ „Ich auch,“ setzte Stilling hinzu; er lief hinaus und bestellte. Als er wieder hereinkam, fragte er: „Kann ich wohl die Ehre haben, mit meinem Gefährten von der angenehmen Gesellschaft bis

Köln zu profitieren?“ Alle sagten einmütig: „Ja! es würde ihnen Ehre und Freude machen.“ Stilling bückte sich. Nun kleideten sie sich alle an, und das Frauenzimmer dahinten legte auch sehr schamhaft ein Stück nach dem andern an. Sie war Haushälterin bei einem geistlichen Herrn in Köln und folglich sehr behutsam in Gesellschaft fremder Mannsleute, wiewohl sie das gar nicht nötig hatte, denn sie war über alle Maßen häßlich.

Der Kaffee kam, Stilling setzte sich vor den Tisch, zog den Kranen der Kaffeekanne vor sich und fing an zu zapfen; er war aufgeräumt und in seiner Seele vergnügt, warum? weiß ich nicht. Der fremde Herr setzte sich neben ihn und klopfte ihm wieder auf die Schulter, der Soldat setzte sich auf seine andre Seite und klopfte ihm da auf die Schulter, die beiden jungen Leute aber setzten sich hinter den Tisch, und das Frauenzimmer saß dahinten und trank aus einem Kännchen allein.

Nach dem Frühstück setzte man sich in den Nachen, und Stilling merkte, daß niemand den fremden Herrn kannte. Dieser drang in Stilling, daß er seine Lebensgeschichte erzählen möchte. Sobald sie durch das Bingerloch gefahren waren, fing er damit an und erzählte alles, ohne das mindeste zu verschweigen, sogar sein Verlöbniß und das Schicksal seiner jetzigen Reise sagte er aufrichtig. Der Unbekannte ließ zuweilen helle Tränen fallen, der Soldat desgleichen, und beide wünschten von Herzen zu vernehmen, ob und wie er seine Verlobte angetroffen habe. Alle beide waren nun vertraut mit ihm, und nun fing auch der Soldat an:

„Ich bin aus dem Zweibrückschen und von geringen Eltern geboren, doch wurde ich fleißig zur Schule gehalten, um durch Wissenschaft zu ersetzen, was mir an Erbschaft mangelte. Nachdem ich von der Schule kam, nahm mich ein gewisser Beamter zum Schreiber zu sich. Ich war da einige Jahre: seine Tochter ward mir geneigt, und wir wurden gute Freunde, so sehr, daß wir uns fest verlobten und uns verbanden, nie zu heiraten, wenn man uns etwas in den Weg legen würde. Meine Herrschaft

entdeckte dieses bald, und nun wurde ich fortgejagt. Doch fand ich noch ein Stündchen, mit meiner Verlobten allein zu reden, bei welcher Gelegenheit wir unser Band noch fester knüpften. Darauf ging ich nach Holland und ließ mich zum Soldaten annehmen; ich schrieb sehr oft an meine Geliebte, bekam aber nie Antwort, denn man hatte alle Briefe aufgefangen. Ich wurde darüber so verzweifelt, daß ich oft den Tod suchte, doch hatte ich noch immer Abscheu vor dem Selbstmord.“

„Bald darauf wurde unser Regiment nach Amerika abgeschickt; die Kannibalen hatten Krieg gegen die Holländer angefangen, ich mußte also mit. Wir kamen in Surinam an, und meine Kompagnie lag in einem sehr abgelegnen Fort. Ich war noch immer bis auf den Tod betrübt und wünschte nichts mehr, als daß mich doch endlich einmal eine Kugel treffen möchte, nur schauderte ich vor der Gefangenschaft, denn wer will wohl gerne aufgefressen werden! Ich hielt deswegen beständig bei unserm Kommandanten an: er möchte mir doch einige Mannschaft mitgeben, um gegen die Kannibalen zu streifen; dieses geschah, und da wir immer glücklich waren, so machte er mich zum Sergeanten.

„Einstmals kommandierte ich fünfzig Mann; wir durchstrichen einen Wald und kamen weit von unsrer Festung ab; wir hatten alle unsre Musketen mit gespannten Hahnen unter dem Arm. Indem fiel ein Schuß auf mich; die Kugel pfiff mein Ohr vorbei. Nach einer kleinen Pause geschah das wieder. Ich schaute hin und sah einen Wilden wieder laden. Ich rief ihm, zu halten, und richtete das Gewehr auf ihn. Er war nah bei uns: er stand und wir fingen ihn. Dieser Wilde verstand holländisch. Wir zwangen ihn, daß er uns ihr Oberhaupt verraten und zu demselben hinführen mußte. Es war nicht weit bis dahin. Wir fanden einen Trupp Wilde, die in guter Ruhe lagen. Ich hatte das Glück, ihr Oberhaupt selber zu fangen. Wir trieben ihrer soviel vor uns her, als wir ihrer erhalten konnten, viele aber entwischten.

„Hierdurch hatte nun der Katzenkrieg ein Ende. Ich

wurde Leutnant zur See und kam mit meinem Regiment wieder nach Holland. Nun reiste ich mit Urlaub nach Hause und fand meine Braut noch so wie ich sie verlassen hatte. Da ich nun mit Geld und Ehre versehen war, so fand ich keinen Widerstand mehr, wir wurden getraut, und nun haben wir schon fünf Kinder zusammen.“

Diese Geschichte ergötzte die Reisegesellschaft. Nun hätten sowohl der Leutnant, als auch Stilling gern des Unbekannten nähere Umstände gewußt, allein er lächelte und sagte: „Verschonen Sie mich damit, meine Herren! Ich darf nicht.“

So verfloß dieser Tag unter den angenehmsten Gesprächen. Gegen Abend bekamen sie Sturm und fuhren deswegen zu Leitersdorf unterhalb Neuwied ans Land, wo sie über Nacht blieben. Der liederliche Bursche, den sie bei sich hatten, war ein Straßburger und seinen Eltern entlaufen. Dieser machte mit dem kleinen Passagier bald Freundschaft. Stilling warnte letztern höflich, besonders seinen Wechsel nicht sehen zu lassen, allein das alles half nicht. Er hörte hernach, daß der Knabe um all sein Geld gekommen und der Straßburger sich aus dem Staube gemacht hatte.

Des Abends, als man schlafen gehen wollte, fanden sich nur drei Betten für fünf Personen. Sie losten, welche zwei und zwei beisammen schlafen sollten, und da fielen die zwei Burschen zusammen, der Leutnant auf eins allein, und der fremde Herr mit Stilling bekamen das Beste. Hier bemerkte nun Stilling die geheimen Kostbarkeiten seines Schlafgesellen, die etwas sehr Hohes anzeigten. Er konnte diese Art zu reisen mit einem so hohen Stand nicht zusammenreimen und begann bald Verdacht zu schöpfen; doch, als er merkte, daß der Fremde vertraut mit Gott war, so schämte er sich seines Verdachts und war ruhig. Sie schliefen unter allerhand vertraulichen Gesprächen ein, und des andern Morgens reisten sie wieder ab und kamen des Abends gesund und wohl zu Köln an. Hier wurde der Fremde tätig. Es gingen in allem Geheim vornehme Leute

bei ihm ab und zu. Er besorgte sich ein paar Bediente, kaufte Kostbarkeiten ein und was dergleichen Umstände mehr waren. Sie logierten alle zusammen im Geist. Ungeachtet nun Betten genug daselbst vorrätig waren, so wollte doch der Fremde wieder bei Stilling schlafen. Dieses geschah auch.

Des Morgens eilte Stilling fort. Er und der Fremde umarmten und küßten sich. Letzterer sagte zu ihm: „Ihre Gesellschaft, mein Herr! hat mir außerordentliches Vergnügen gemacht. Fahren Sie nur fort in Ihrem Lauf, so werden Sie's in der Welt weit bringen, ich werde Ihrer nie vergessen.“ Stilling äußerte noch einmal sein Verlangen, zu wissen, mit wem er gereist habe. Der Fremde lächelte und sagte: „Lesen Sie die Zeitung fleißig, wenn Sie nach Hause kommen, und wenn Sie den Namen *** finden werden, so denken Sie an mich.“

Stilling reiste nun zu Fuß fort, er hatte noch acht Stunden bis Rasenheim. Unterwegs besann er sich auf den Namen des Fremden, er war ihm bekannt, und doch wußte er nicht, wo er mit ihm hin sollte. Nach acht Tagen las er in der Lippstädtischen Zeitung folgenden Artikel:

Köln, den 19. Mai.

„Der Herr von ***, Ambassadeur des **** Hofes zu ****, ist in größter Geheim heute hierdurch nach Holland gereist, um wichtige Angelegenheiten zu besorgen.“

Des zweiten Pfingsttags also am Nachmittag kam Stilling zu Rasenheim an. Er wurde mit tausend Freudenstränen empfangen. Christine aber war sich ihrer selbst nicht bewußt, denn sie redete irre, daher als Stilling zu ihr kam, stieß sie ihn weg, denn sie kannte ihn nicht. Er ging ein wenig auf ein andres Zimmer, indessen erholte sie sich, und man brachte ihr bei, daß ihr Bräutigam angekommen sei. Nun konnte sie sich nicht mehr halten. Man rief ihn; er kam. Hier ging nun die zärtlichste Bewillkommnung vor, die man sich nur denken kann, aber sie kam Christine teuer zu stehen; sie geriet in die hef-

tigsten Konvulsionen, so daß Stilling in äußerster Traurigkeit drei Tage und drei Nächte an ihrem Bette ihren letzten Stoß abwartete. Doch gegen alles Vermuten erholte sie sich wieder, und binnen vierzehn Tagen war sie ziemlich besser, so daß sie zuweilen am Tage etwas aufstand.

Nun wurde diese Verlobung überall bekannt. Die besten Freunde rieten Herrn Friedenberg, beide kopulieren zu lassen. Dieses wurde bewilligt und Stilling nach vorhergegangenen gewöhnlichen Formalitäten 1771 den 17. Juni am Bette mit seiner Christine zum Ehestande eingesegnet.

In Schöental wohnte ein vortrefflicher Arzt, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und Wirksamkeit, noch immer mehr und mehr die Natur zu studieren, dabei war er ohne Neid und hatte das beste Herz von der Welt. Dieser teure Mann hatte Stillings Geschichte zum Teil von seinem Freunde, dem Herrn Troost, gehört. Stilling hatte ihn auch bei dieser Gelegenheit verschiedenemal besucht und sich seine Freundschaft und Unterricht ausgebeten. Dieser hieß Dinkler und bediente eine weitläufige Praxis.

Herr Doktor Dinkler also und Herr Troost wohnten Stillings Kopulation bei; und bei dieser Gelegenheit schlugen sie ihm beide vor, daß er sich in Schöental niederlassen möchte, besonders weil eben just ein Arzt dasselbst gestorben war. Stilling wartete abermal auf einen nähern Wink von Gott, daher sagte er, er wolle sich darauf bedenken. Allein die beiden Freunde, Herr Doktor Dinkler und Herr Troost, gaben sich alle Mühe, eine Wohnung in Schöental für ihn auszuspähen, und diese fanden sie auch, noch ehe Stilling wieder verreiste; auch versprach der Herr Doktor, seine Christine während seiner Abwesenheit öfters zu besuchen und für ihre Gesundheit zu sorgen.

Herr Friedenberg fand nun auch eine Quelle, für ihn an Geld zu kommen, und nachdem nun alles angeordnet war, so rüstete sich Stilling wieder zur Abreise nach Straßburg. Des Abends vor diesem traurigen Tage ging er auf die Kammer seiner Gattin. Er fand sie da mit gefalteten Händen auf den Knien liegen. Er trat zu ihr und

sah sie an: sie war aber starr wie ein Stück Holz. Er fühlte an ihren Puls, der ging ganz ordentlich. Er hub sie auf, redete ihr zu und brachte sie endlich wieder zurecht. Die ganze Nacht verging unter beständigem Trauern und Kämpfen.

Des andern Morgens blieb Christine auf ihrem Angesicht im Bette liegen. Sie faßte ihren Mann um den Hals, weinte und schluchzte beständig. Er riß sich endlich mit Gewalt von ihr. Seine beiden Schwäger begleiteten ihn bis Köln. Noch des andern Tages, ehe er sich in den Postwagen setzte, kam ein Bote von Rasenheim und brachte die Nachricht, daß sich Christine nun beruhigt habe.

Dieses machte Stilling Mut, er fühlte nun eine große Erleichterung, und er zweifelte nicht, er würde seine getreue, liebe Christine gesund wiederfinden. Er empfahl sie und sich in die Vaterhände Gottes, nahm Abschied von seinen Brüdern und fuhr fort.

Binnen sieben Tagen kam er, ohne Gefahr oder sonst etwas Merkwürdiges erfahren zu haben, wieder gesund und wohlbehalten in Straßburg an. Sein erster Gang war zu Goethe. Der Edle sprang hoch in die Höhe, als er ihn sah, fiel ihm um den Hals und küßte ihn: „Bist du wieder da, guter Stilling!“ rief er, „und was macht dein Mädchen?“ Stilling antwortete: „Sie ist mein Mädchen nicht mehr, sie ist nun meine Frau.“ — „Das hast du gut gemacht,“ erwiderte jener; „du bist ein exzellenter Junge.“ Diesen halben Tag verbrachten sie vollends in herzlichen Gesprächen und Erzählungen.

Der bekannte sanfte Lenz war auch nun daselbst angekommen. Seine artigen Schriften haben ihn berühmt gemacht. Goethe, Lenz, Leose und Stilling machten jetzt so einen Zirkel aus, in dem es jedem wohl ward, der nur empfinden kann, was schön und gut ist. Stillings Enthusiasmus für die Religion hinderte ihn nicht, auch solche Männer herzlich zu lieben, die freier dachten als er, wenn sie nur keine Spötter waren.

Nun setzte er seine medizinischen Studien mit allem Eifer fort und ließ nichts aus, was nur zum Wesen dieser

Wissenschaft gehört. Den folgenden Herbst disputierte Herr Goethe öffentlich und reiste nach Hause. Er und Stilling machten einen ewigen Bund der Freundschaft zusammen. Leose reiste auch ab nach Versailles, Lenz aber blieb da.

Den folgenden Winter las Stilling mit Erlaubnis des Herrn Professor Spielmann ein Kollegium über die Chemie, präparierte auf der Anatomie vollends durch, was ihm noch fehlte, repetierte noch ein und anderes, und darauf schrieb er seine lateinische Probeschrift selbst, ohne jemandes Beistand. Diese dedizierte er, auf spezielle höchste Erlaubnis, Ihro Kurfürstliche Durchlaucht zu Pfalz, seinem gnädigsten Landesfürsten, ließ sich examinieren und rüstete sich zur Abreise.

Hier war nun abermal viel Geld nötig, er schrieb das nach Hause. Herr Friedenberg erschrak darüber. Des Mittags über Tisch wollte er seine Kinder einmal probieren. Sie saßen da alle, groß und klein. Der Vater fing an: „Kinder! Euer Schwager hat noch soviel Geld nötig, was dünkt euch, wolltet ihr ihm das wohl schicken, wenn ihr's hättet?“ Sie antworteten alle einhellig: „Ja! und wenn wir auch unsre Kleider ausziehen und versetzen sollten!“ Das rührte die Eltern bis zu Tränen, und Stilling schwur ihnen ewige Liebe und Treue, sobald er's hörte. Mit einem Wort, es kam ein Wechsel nach Straßburg, der hinlänglich war.

Nun disputierte Stilling mit Ruhm und Ehre. Herr Spielmann war Dekanus. Als ihm der nach geendigter Disputation die Lizenz gab, so brach er in Lobsprüche aus und sagte: daß er lange niemand die Lizenz freudiger gegeben habe als gegenwärtigem Kandidaten, denn er habe mehr in so kurzer Zeit getan, als viele andre in fünf bis sechs Jahren u. s. w.

Stilling stand da auf dem Katheder; die Tränen flossen ihm häufig die Wangen herunter. Nun war seine Seele lauter Dank gegen den, der ihn aus dem Staube hervor-gezogen und zu einem Beruf geholfen hatte, worin er,

seinem Trieb gemäß, Gott zu Ehren und dem Nächsten zum Nutzen leben und sterben konnte.

Den 24. März 1772 nahm er von allen Freunden zu Straßburg Abschied und reiste fort. Zu Mannheim überreichte er seinem Durchlauchtigsten Kur- und Landesfürsten seine Probeschrift, desgleichen auch allen Herren Ministern. Er wurde bei dieser Gelegenheit Korrespondent der Kurpfälzischen Gesellschaft der Wissenschaften, und darauf reiste er bis nach Köln, wo ihn Herr Friedenberg mit tausend Freuden empfing; unterwegs begegneten ihm auch seine Schwäger zu Pferde und holten ihn ab. Den 5. April kam er in Gesellschaft gemeldeter Freunde zu Rasenheim an. Seine Christine war oben auf ihrem Zimmer. Sie lag mit dem Angesicht auf dem Tisch und weinte mit lauter Stimme. Stilling drückte sie an seine Brust, herzte und küßte sie. Er fragte, warum sie jetzt weine? „Achl!“ antwortete sie, „ich weine, daß ich nicht Kraft genug habe, Gott für alle seine Güte zu danken.“ — „Du hast recht, mein Engell!“ versetzte Stilling, „aber unser ganzes Leben in Zeit und Ewigkeit soll lauter Dank sein. Freue dich nun, daß uns der Herr bis dahin geholfen hat!“

Den 1. Mai zog er mit seiner Gattin nach Schöntenal in sein bestimmtes Haus und fing seinen Beruf an. Herr Doktor Dinkler und Herr Troost sind daselbst die treuen Gefährten seines Gangs und Wandels.

Bei der ersten Doktorpromotion zu Straßburg empfing er durch einen Notarium den Doktorgrad, und dieses war nun auch der Schluß seines akademischen Laufs. Seine Familie im Salenschen Land hörte das alles mit entzückender Freude. Wilhelm Stilling aber schrieb im ersten Brief an ihn nach Schöntenal:

„Ich hab genug, daß mein Sohn Joseph noch lebt, ich muß hin und ihn sehen, ehe ich sterbe.“

Dir nah' ich mich — nah' mich dem Throne;
Dem Thron der höchsten Majestät!
Und mische zu dem Jubeltone
Des Seraphs auch mein Dankgebet.

Bin ich schon Staub — ja Staub der Erden,
Fühl' ich gleich Sünd und Tod in mir,
So soll ich doch ein Seraph werden.
Mein Jesus Christus starb dafür.

Wort ist nicht Dank. — Nein! edle Taten,
Wie Christus mir das Beispiel gibt,
Vermischt mit Kreuz, mit Tränensaaten,
Sind Weihrauch, den die Gottheit liebt.

Dies sei mein Dank, wozu mein Wille
Sei jede Stunde dir geweiht!
Gib, daß ich diesen Wunsch erfülle
Bis an das Tor der Ewigkeit!

Die Hausbibliothek will dem deutschen Hause aus unserer Nationalliteratur einen Schatz des bleibend Wertvollen darbieten. Sie will damit helfen, der Entfremdung unseres Volkes von seiner Literatur zu steuern und dagegen das Bewußtsein seiner Volksart und die Freude an ihr zu stärken, indem sie ihm sein geistiges Spiegelbild in den bestgelungenen Aufnahmen vor Augen führt. Das Sonderbild Hamburgs wird darin die ihm zukommende Berücksichtigung finden.

Das äußere Gewand, in dem die Bücher erscheinen, wird beim billigsten Preise die Lust nach dem Eigenbesitze reizen, damit die uns heute abhanden gekommene Freude am Buch wieder geweckt werde, und die Hausbibliothek in der vornehmen Bücherei ebenso gut wie in der traulichen Arbeiterstube Bürgerrecht gewinne.

DIE KOMMISSION FÜR DIE HAMBURGISCHE HAUSBIBLIOTHEK

Vertreter der Gesellschaft hamburgischer Kunstfreunde:

Professor Dr. ALFRED LICHTWARK, Direktor der
Kunsthalle

Landrichter GUSTAV SCHIEFLER

Vertreter der Patriotischen Gesellschaft:

Landrichter Dr. ERNST HIPPE

Dr. med. O. ZIPPEL

Vertreter der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen
Bildung:

FRIEDRICH VON BORSTEL

HERMANN L. KOESTER

Von den drei Gesellschaften gewählt:

Der Vorsitzende

Prof. Lic. ADOLF METZ

DEUTSCHE SAGEN

Herausgegeben von den BRÜDERN GRIMM. Auswahl.
241 Seiten. In Leinwand gebunden 1 Mark.

UNSER ELTERNHAUS

Von PAUL HERTZ. 98 Seiten. In Leinwand gebunden
50 Pfg.

ULI DER KNECHT

Von JEREMIAS GOTTHELF. 390 Seiten. In Leinwand
gebunden 1 Mark 30 Pfg.

FRIEDRICH HEBBEL: MEINE KINDHEIT — GEDICHTE

Auswahl von GUSTAV FALKE. 94 Seiten. In Lein-
wand gebunden 50 Pfg.

HEINRICH STILLINGS JUGEND, JÜNGLINGSJAHRE UND WANDERSCHAFT

Eine wahrhafte Geschichte von ihm selbst erzählt.
270 Seiten. In Leinwand gebunden 1 Mark.

ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE.

Von OTTO LUDWIG. 216 Seiten. In Leinwand ge-
bunden 1 Mark.

TRENT UNIVERSITY



0 1164 0436043 4

PT2370 .J7Z2 1904

Jung-Stilling, Johann Heinrich

Heinrich Stillings

DATE	ISSUED TO
	76622

ACL
6720

76622

